This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

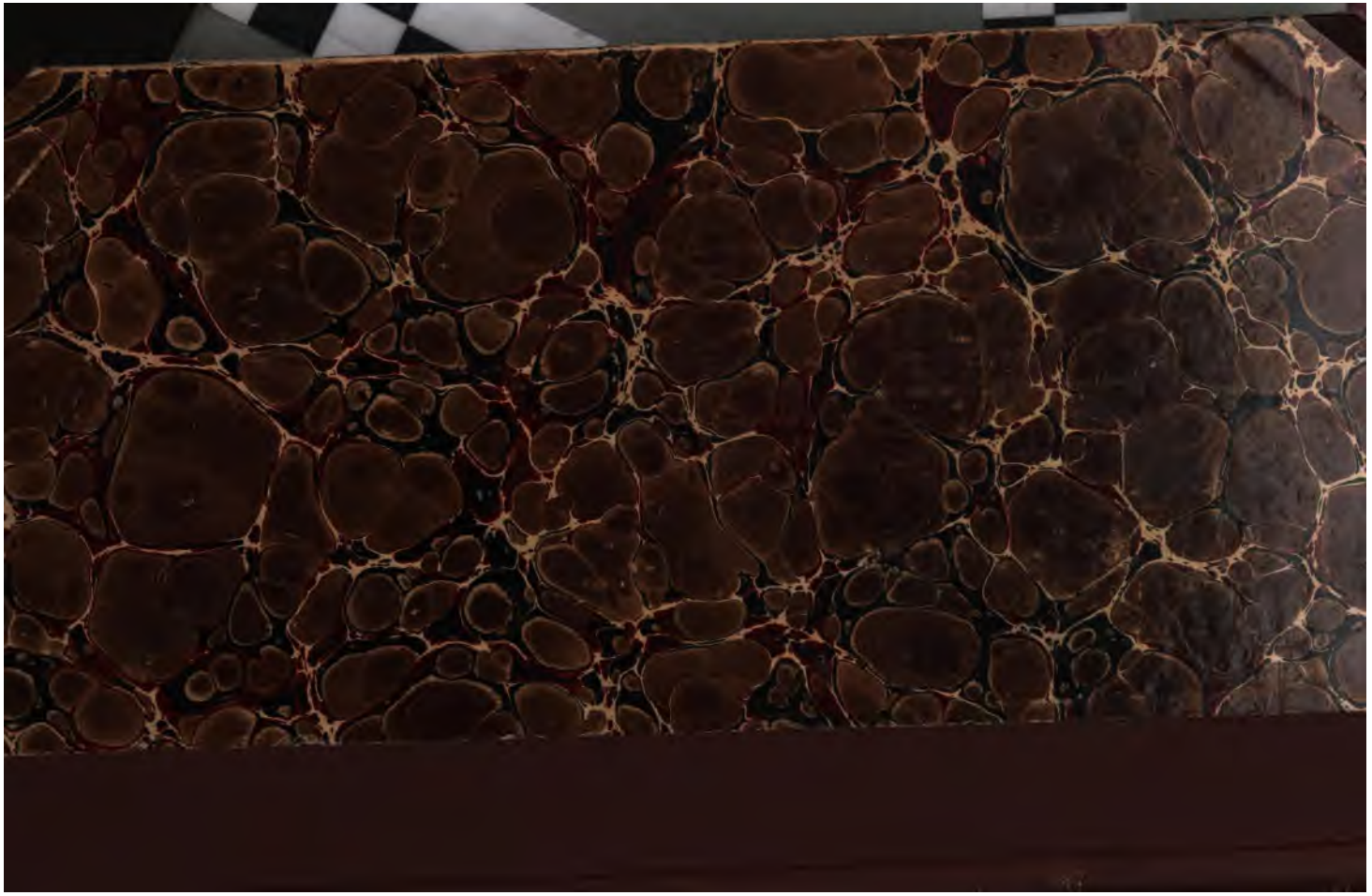
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Neue
Wiener-Tabletten
und
heitere Novellchen.

Von

Franz Gräffer.

Mit einem Titelbilde.

Wien, 1848.

Im Verlage von Matthäus Kuppitsch,
k. k. Hofbibliothek-Antiquar und Buchhändler
(Franciskanerplatz Nr. 911, 1. Stock.)

Hebenstreit, Dr. Wilh., der Reisende nach Wien und der Aufenthalt des Reisenden in Wien. Ein vollständiges Auskunftsbuch über Alles, was für den in Wien anwesenden Reisenden sehenswerth und merkwürdig ist, wohl auch zum nützlichen Gebrauche für den Einheimischen. Nebst Umgebungen von Wien. Mit 2 Plänen und 7 Ansichten. 12. Wien. Velinp. Elegant geb. 40 kr. C. M.

Bilder, die, der Hedwigs-Legende. Nach einer Handschrift vom Jahre 1353 in der Piaristen-Bibliothek zu Schlackenwerth; mit einem Auszuge des Original-Textes und historisch-archäologischen Anmerkungen.

Beytrag zur deutschen Alterthumskunde. Herausgegeben von Adolph Ritter von Wolfskron. Mit 61 getreu nach dem Originale colorirten Lithographien in Folio. Eine Tafel Schriftproben des benützten Codex, und eine Copie des goldverzierten Einbandes des letzteren, gebunden im englischen Cottonband mit Goldtitel. Preis 30 fl. C. M. Pracht-Exemplar 60 fl. C. M.

Schimmer, Karl August, Wien seit sechs Jahrhunderten. Eine chronologische Reihenfolge von Thatsachen, Begebenheiten und Vorfälle in Wien von 1200 bis auf die neuere Zeit. Mit einer quellengetreuen Darstellung des öffentlichen und geselligen Lebens in dem alten Wien, und Nachrichten über die aufgehobenen Klöster und verschwundenen Gebäude in der Stadt und den Vorstädten. Nach seltenen und bewährten Quellen bearbeitet. 2 Bände, 8. XVII. 512 Seiten mit zwey Kupfern nach höchst seltenen Originalen. Velinpapier. Elegant broschirt. Preis 1 fl. 40 kr. C. M.

Spaßmacher, der Wiener, oder Heiterkeit und Frohsinn in allen Gestalten. Eine gewählte Sammlung von pikanten Anekdoten, humoristischen Einfällen, lustigen Erzählungen und komischen Aufsätzen aller Art, größtentheils Original. Gedichtet, gesammelt und herausgegeben von Fuchsmundi dem Jüngern. Mit einer sinnverwandten Einleitung und

Neue
Wiener-Tabletten
und
heitere Novellchen.

Von

Franz Gräffer.

Mit einem Titelbilde.

Wien, 1848.

Im Verlage von Matthäus Kuppitsch,
k. k. Hofbibliothek-Antiquar und Buchhändler
(Franciskanerplatz Nr. 911, 1. Stock.)

Hebenstreit, Dr. Wilh., der Reisende nach Wien und der Aufenthalt des Reisenden in Wien. Ein vollständiges Auskunftsbuch über Alles, was für den in Wien anwesenden Reisenden sehenswerth und merkwürdig ist, wohl auch zum nützlichen Gebrauche für den Einheimischen. Nebst Umgebungen von Wien. Mit 2 Plänen und 7 Ansichten. 12. Wien. Velinp. Elegant geb. 40 kr. C. M.

Bilder, die, der Hedwigs-Legende. Nach einer Handschrift vom Jahre 1353 in der Piaristen-Bibliothek zu Schlackenwerth; mit einem Auszuge des Original-Textes und historisch-archäologischen Anmerkungen.

Beytrag zur deutschen Alterthumskunde. Herausgegeben von Adolph Ritter von Wolfskron. Mit 61 getreu nach dem Originale colorirten Lithographien in Folio. Eine Tafel Schriftproben des benützten Codex, und eine Copie des goldverzierten Einbandes des letzteren, gebunden im englischen Cottonband mit Goldtitel. Preis 30 fl. C. M. Pracht-Exemplar 60 fl. C. M.

Schimmer, Karl August, Wien seit sechs Jahrhunderten. Eine chronologische Reihenfolge von Thatsachen, Begebenheiten und Vorfälle in Wien von 1200 bis auf die neuere Zeit. Mit einer quellengetreuen Darstellung des öffentlichen und geselligen Lebens in dem alten Wien, und Nachrichten über die aufgehobenen Klöster und verschwundenen Gebäude in der Stadt und den Vorstädten. Nach seltenen und bewährten Quellen bearbeitet. 2 Bände, 8. XVII. 512 Seiten mit zwey Kupfern nach höchst seltenen Originalen. Velinpapier. Elegant broschirt. Preis 1 fl. 40 kr. C. M.

Spaßmacher, der Wiener, oder Heiterkeit und Frohsinn in allen Gestalten. Eine gewählte Sammlung von pikanten Anekdoten, humoristischen Einfällen, lustigen Erzählungen und komischen Auffätzen aller Art, größtentheils Original. Gedichtet, gesammelt und herausgegeben von Fuchsmundi dem Jüngern. Mit einer sinnverwandten Einleitung und

MATHIAS CORVINUS UND DER WINTER.

Steinstatue unter den Tuchlauben

A. Kopetzky gez. Gedr. b. J. Rauh.

Neue

Wiener-Tabletten

und

heitere Novellchen.

Von

Franz Gräffer.

Mit einem Titelbilde.

Wien 1849.

Im Verlage von Matthäus Kuppitsch,
k. k. Hofbibliotheks-Antiquar und Buchhändler.
(Franziskanerplatz Nr. 911. 1. Stock.)

Dem genialen Dichter

Herrn

Franz Grillparzer,

Director des k. k. Hofkammer-Archivs, Mitglied der kais. österreichischen Akademie der Wissenschaften ꝛc. ꝛc.

in

Begeisterung und Bewunderung

gewidmet

vom Verfasser.

Neue Wiener-Tabletten

und

heitere Novellchen.

Von

Franz Gräffer.

Mit einem Titelbilde.

Wien 1849.

Im Verlage von Matthäus Kuppitsch,
k. k. Hofbibliotheks-Antiquar und Buchhändler.
(Franziskanerplatz Nr. 911. 1. Stock.)

MATHIAS CORVINUS UND DER WINTER.

Steinstatue unter den Tuchlauben

A. Kopezky gez. Gedr. b. J. Ra

Neue
Wiener-Tabletten
und
heitere Novellchen.

Von

Franz Gräffer.

Mit einem Titelbilde.

Wien 1849.
Im Verlage von Matthäus Kurpitsch,
k. k. Hofbibliothek-Antiquar und Buchhändler.
(Franziskanerplatz Nr. 9: 1. Stock.

hunderts persönlich gekannt. Er hatte bey seinem langen Aufenthalt in Italien Geschmack an den Künsten gewonnen, besonders an der Baukunst, und wünschte sich oft sein Vermögen zurück, um nur Palläste aufführen zu können.

Er wohnte bey einem Kürschner zu Pesth in einer elenden Hütte. Vor dem Häuschen war ein kleiner Vorhof, in den man durch ein hölzernes Thor eintrat. Der Wirth wollte eine gemauerte Einfahrt machen lassen. Die Ziegelsteine lagen da, und Graf Czobor erblickte an einem schönen Morgen ein paar Maurergesellen, die Anstalt machten, etwas zu mauern. Sogleich ließ er den Hausherrn kommen, und als er von ihm erfuhr, daß er eine neue Einfahrt wollte mauern lassen, da sagte er: „Das überlaß der Herr nur mir; ich werde den Bau auf meine Kosten übernehmen.“ Dagegen hatte nun zwar der Hauswirth nichts einzuwenden, er bildete sich aber gewiß nicht ein, daß der Graf gleich einen Bauriß aufnehmen und ihm vor seine schlechte Hütte, die kaum tausend Thaler werth war, eine Triumphpforte würde setzen lassen, die von massiven Steinen aufgeführt, einem förmlichen Portal von einem Pantheon gleicht, und dem Erbauer wenigstens 10,000 Gulden gekostet hat.

Der hochgebohrne Graf Czobor,
der Hab und Gut im Spiel verlohr,
hat noch zum Denkmahl dieses Thor
auf seine Kosten bauen lassen.
Der Eigenthümer von dem Haus
bedankte sich, doch rief er aus:
Sperrt zu die Thür, sonst lauft mein Haus
durchs Thor in eine andre Gassen.“

Dieſer in ſo vielem Anbetracht höchſt merkwürdige Cavalier beſaß eine Zeitlang ein ungeheures Vermögen, aber ſeine excentriſchen Ideen waren noch ungeheurer als dieſes. Wir glauben z. B. auch, daß er es ſey, von dem man einen hypergenialen und unbegreiflichen Einfall erzählt. Es ſoll nähmlich eine Wette gegolten haben, wer auf einem Balle in einer koſtbareren Maske erſcheinen werde; und wer natürlich gewann die Wette? Niemand Anderer als derjenige, welcher einen einfachen Mantel von Leinwand auf dem Leibe trug, beſtehend aus einem großen Original-Gemälde von Correggio, welches natürlich zerſchnitten war *). Des Grafen Spielwuth ſoll gränzenlos geweſen ſeyn; ganze Herrſchaften heißt es, hat er auf eine einzige Karte geſetzt. Kaiſer Franz I. der großen Thereſia Gemahl, der gern, gut und glücklich ſpielte, aber nicht gern hoch (daher die Anecdote, daß als er die um Ducaten ſpielende Kaiſerin deßhalb tadelte, ſie ihm antwortete; es ſind „Kremnitzer,") mußte es ſich gefallen laſſen, dem Grafen die Herrſchaft Holitſch abzugewinnen. Der Monarch war aber ſo großmüthig und vorſichtig zugleich, daß er dem Grafen eine Leibrente von jährlichen 8000 Gulden aufdrang, die jedoch unveräußerlich war. Czobor fand indeß gleichwohl Wege, ſich dafür Geld zu verſchaffen, was auch wieder darauf ging; der Kaiſer fuhr fort, den genialen, äußerſt intereſſanten Mann auf jegliche Weiſe zu unterſtützen; als aber dieſer Beſchützer geſtorben war, gerieth der Graf in die peinlichſte Lage, und zog ſich nach Ungarn zurück.

*) Im 2. Theil der Wiener Doſenſtücke: Eine Maskerade, Seite 240; aber verblümt erzählt.

Schade, daß er nicht ſeine Denkwürdigkeiten geſchrieben, denn dieſe müßten von hohem Werth für die Zeit- und Perſonen-Geſchichte ſeyn. Wie ſehr muß man beklagen, daß ſo viele unſerer bedeutſamſten Männer ebenfalls geſchwiegen, und noch fortfahren zu ſchweigen.

Eine Selbſtſchau.

Malicioſer Kauz dieſer Derwiſch *)! — Aber warte warte!

(Zündet ſich eine Cigarre an; ſtreicht ſich die Haare von der Schulter; geht auf und ab).

Doch nein — das wäre ſehr unedel; das würde meinen noblen Säbel entweihen

(Schüttelt den Kopf und bleibt ſtehen).

Er nennt mich den „Unmöglichen.“ Nun das iſt nicht anders als ſinnreich, denn unmöglich kann man auch nur das Zehntel von dem ſeyn, was man aus mir macht. — Mir allein gegenüber muß ich das ſelbſt eingeſtehen.

(Kichert und reibt ſich die Hände).

Es iſt in der That beyſpiellos, was man Alles aus mir gemacht hat, denn ſelbſt mit dem Dalailama Goethe haben ſie es nicht ſo arg getrieben. Ja man braucht Popanze, und da gibt es immer dieſen oder jenen, der ſich

---

*) Sonntagsblätter 1846, Nr. 11. S. 249, „Ein Conzert-Referat“ von einem Derwiſch.

als ſolchen gebrauchen läßt. Im Grunde iſt es häßlich, abſcheulich von mir, daß ich mich zu ſolch einer Puppe hergebe! Doch, was riskire ich dabey?

(Denkt ein wenig nach).

Doch, doch, das Ding iſt nicht ganz ohne Riſico — der Menſch iſt ſchwach; er kann das Opfer ſeiner ſelbſt werden, der Dünkel kann ihn erfaſſen; es kann fire Idee in ihm werden, daß er das Alles in der That ſey, was ſie ihm hinaufmyſtifiziren. — Er kann ſich wirklich für einzig halten, und noch für mehr als das. —

(Schreitet ernſt ſinnend auf und nieder).

Von Weihrauch betäubt, durch enorme Erfolge verhätſchelt, an das blendendſte nie und nirgend ermangelnde Glück gewohnt, auf ſtete Unfehlbarkeit bauend, — ſelbſt bey den einfachſten nichtigſten Leiſtungen mit Jubel belohnt; allüberall angebethet, bewundert, angeſtaunt, vergöttert — Ja da iſt die Gränze —

(Schaudernd)

Die Gränze iſt da — verrückt zu werden — ein Narr halb und halb bin ich ſchon einer — noch einige Schritte — der Wahnſinn iſt da. — Donner, Donner!

(Er ſetzt ſich an ein Reſerve-Clavier, trommelt darauf herum, und Taſten und Saiten brechen und ſpringen. Er ſpringt wieder auf).

Ja „der Unmögliche“ ein wahres Wort, ſatyriſch gemeint, aber echt. Wohl dem, der ſich ſelbſt zu begränzen vermag, der in ſich ſchaut mit ehrlichem Blick, ſich in ſeinem innern Spiegel muthig und nüchtern beſchaut — ſich erkennt, vis-à-vis ſeiner ſelbſt aufrichtig iſt.

(Er wirft die Cigarre weg, ſchnallt den Säbel ab,

zieht den undecorirten Hausrock an, ſchlingt die Arme in einander, und ſtellt ſich vor den Spiegel).

O du mein lieber Freund, mein gutes Ich, was biſt du denn eigentlich? Recht betrachtet, nun, Du biſt nicht ohne Talent. Du biſt beynahe wirklich ein Talent, aber ein großes, oder gar ein Genie — nein nein, guter Freund, das biſt Du nicht — Du biſt Künſtler und es iſt nicht wahr — Du biſt nicht ſchaffend, nicht ſchöpferiſch, nicht zeugend aus eigenem Urſtoff. — Nur mechaniſches ausübendes Werkzeug biſt Du, das Inſtrument des Genies Anderer.

(Geht auf und ab, und ſtellt ſich wieder vor den Spiegel).

Aber dieſes dein Spiel, dein Spiel ſelbſt iſt ſchöpferiſch, iſt neu, iſt hinreißend durch Geiſt und Kühnheit, durch Kraft und Zauber? Ja etwas Weniges von dem Allen — es iſt wahr. — Auch Grazie iſt da, Schönheit und Erhabenheit zugleich, aber Alles doch nur aus fremden Elementen und nur techniſch, nur techniſch. — Wodurch denn alſo ſehe ich mich ſo getragen, ſo gehoben, ſo voller Triumphe? Modeſache allein iſt es doch nicht. — Ja freylich, ein Salon-Menſch bin ich — das iſt es; Feinheit, Manieren, Savoir faire, Weltbildung, da liegt es, Dinge die ſo gut als allen meinen Collegen abgehen. Klötze ſind ſie, unwiſſende Leute, ohne Eſprit, ohne Bildung — und ich ein Löwe, nein der Löwe.

Was ich bin in den Augen der Welt, und was ich bin in meinen eigenen Augen! Was man in Nachplapperey und unechter Begeiſterung, oder wohl gar ironiſch aus mir macht — faſt ſchäme ich mich. Und dieſe

Scham iſt eine entſetzliche Laſt. — Alles Alles Seifenblaſe.

Der Zeughauskaſten.

Auf der Stelle des hohen Marktes, frey ſtehend zwiſchen der Schranne und dem jetzt Sina'ſchen Hauſe, wo von 1547 bis 1710 der ſogenannte Narrenkotter, und auch vor etwa 50 Jahren das Brunnenhaus, an ſelbem aber der Pranger ſich befunden, war vor 400 Jahren das Zeughaus. Es war jedoch nichts weniger als ein anſehnliches Gebäude (was ſchon der geringe Raum nicht zugelaſſen hätte), ſondern ein ſehr kleines, vielleicht nicht einmahl gemauertes, weßhalb es auch nur der „Zeughauskaſten" hieß. Wozu hätte man auch damahls ein großes reiches Arſenal haben ſollen, da vor der erſten türkiſchen Belagerung (1529) noch gar keine organiſirte Bürger-Miliz exiſtirte, und, was die Hauptſache iſt, der Gebrauch des Schießpulvers noch nicht allgemein eingeführt war.

Man kann ſich alſo ungefähr denken, worin der damahlige Waffenvorrath beſtand. Ein Inventar desſelben vom Jahre 1444 liefern zum erſten Mahle die überaus verdienten Wiener-Skizzen des Herrn Schlager, welche zur Kunde der frühern Geſchichte Wien's von hohem Werthe ſind, und gegen den Verfaſſer zu großem Danke verpflichten, ſo wie gegen den hochſchätzbaren Herrn Feil, der thätig dabey mitgearbeitet. Wir erlauben uns, das beſagte Inventar (aus dem 1. Bde., S. 122) hier einzuſchalten.

„Der Stat Zeug.“

2 kuphrein viertailpüchſen und 8 klain kuphrein Püchſen auf Rädlein und 7 kuphrein püchſen ſind new gefaßt.

5 kuphreine Hagkenpüchſen und 98 kuphreine Handpüchſen mit ettlichen pewteln.

7 alt Eisneine püchſen und ain alte eisneine viertailpüchſen und ain große alt eisneine püchſen.

3 alt Eisneine Hagkenbüchſen und 18 alt eisneine püchſen an Stil und in Lad gefaßt.

9 Multeil und 2 Seckhel mit pleykugeln.

1314 groß und kleine püchſenſtain.

267 Stain.

2036 püchſenſtain groß und klain.

Zwey Veſſel mit Salniter wegen 19 Centen 80 Pfund.

9 Veſſel mit pulver ligent im Eckturm hintern Verbern.

24 Stukh Heſlein Kol im Judenturn ein Lagl Swebl.

5 Zelt mit irn Zuegehörungen new vnd alt.

300 Tartſchen rot grab vnd ſwarz vnd gelb.

5 Setztartſchen vnd 36 Armbruſt liegen im Saal (Rathhaus).

111 gemalte Tartſchen.

Spies mit irn Panieren.

9 Lantz . . . . mit pfeiln.

8 Lagl vnd ain vaſſl mit pfeiln.

Zwo verglaßte Latern mit Steben vnd Spieß mit panieren vnd vendlein.

200 new ſwarz Eiſenhüt.

100 new Allſpieß.

32 new pret zu Setztartſchen.

Zwai klein Gaisfueß.

Zwain groß groß Gaisfueß (Ersteigungs-Werkzeuge). newn aufgezimmerte polwerch im zwinger bey den Rotenturn.

38 albrein Laden vnd zween aichein Torwindten, ain großer aicheiner zaim, beym Rotenturn an der Rinkhmauer."

Nach der türkischen Occupation von 1529, langten auch vom Auslande Unterstützungen zur bessern Befestigung Wien's ein, weil man doch wohl begriff, daß diese Stadt das Hauptbollwerk gegen die osmanischen weitern Ueberfluthungen sey. Diese Beyträge waren aber im Ganzen von wenig Belang. In demselben Bande der Schlagerschen Skizzen Seite 182, kommen nach einem Manuscripte vom Jahr 1531 nachstehende vor: „Hülfsgeld aus dem Reich zu der Stat Grabenn:"

„Die Herrn von Straßpurg mit 1000 Pfund, die Stat Offenburg mit 20 fl., Schwebisch gemünd mit 50 Joachimsthalern, Hailprun 100 Pfd., Wundshaim 150 fl. Weissenburg am Neckar u. s. w. in Summe mit 2732 Pfund.

Empfang an Pulver, Püchsen, Harnisch ꝛc. aus dem Reich. Von den Herrn von Augspurg der Stat zu Hilff dargeben 100 Centen Pulver.

Von der Stat Nördlingen 110 Centen Pulver.

Von der Stat Nürmperg 15 Fassel Pulver.

Von der Stat Kölln 1 vassl Harnisch.

Von den Herrn von Nürmperg der Stat ze Hilff Herr gesaundt zwo Slangenpüchsen 44 Eisenkugel."

Zum „Statpaw" kamen 3 Jahre darauf sonst noch

Beyträge von Kaufleuten in Nürnberg, Augsburg, Salzburg, auch von Pitti in Florenz ein; besonders aber erwies sich auch bey dieser Veranlassung das Haus Fugger in Augsburg großartig. Auf dem Stadtgraben wurde begreiflich die vorzüglichste Sorgfalt verwendet.

Eine der interessantesten Unterredungen

mag wohl diejenige seyn, welche zwischen dem Gemahl Marien Theresiens und Maupertuis statt gefunden.

Dieser berühmte Philosoph und Mathematiker, Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften, der unter andern Projecten auch das vorgebracht, eine lateinische Stadt zu bauen, ferner die Aerzte nur dann zu bezahlen, wenn die Patienten von ihnen hergestellt worden, hatte sich von König Friedrich die Erlaubniß erbethen, den im Werk begriffenen Feldzug mitzumachen, um verschiedene mathematische Beobachtungen anzustellen. Maupertuis zog mit aus, und wählte während der Schlacht bey Molwitz (10. April 1741) einen Baum zu seinem Observatorium. Hier wurde er aber von österreichischen Husaren entdeckt und gefangen genommen. Man brachte ihn nach Wien, wo ihm alle möglichen Ehren widerfuhren, unter andern auch die, nach Hofe geladen zu werden. Der Kaiser unterhielt sich lange mit diesem geistreichen, gelehrten und lebhaften, wenn auch etwas mürrischen und excentrischen Kopfe. Im Verlaufe des Gesprächs äußerte Maupertuis, daß ihm bey dem ganzen Abenteuer eigentlich nur um seine von Graham verfertigte Uhr leid sey, die ihm

bey ſeinen aſtronomiſchen Arbeiten ſo gute Dienſte geleiſtet. Die Huſaren nähmlich hatten ſelbe als gute Priſe erklärt. Der Kaiſer, als Maupertuis das vorgebracht, zog ſeine eigene Uhr, die ebenfalls ein Werk Grahams und reich mit Edelſteinen beſetzt war, aus der Taſche, und reichte ſie dem Geplünderten mit den Worten dar: Die Huſaren haben ſich nur einen Spaß machen wollen, und mir die Uhr gebracht. Hier iſt ſie, mein werther Herr; ich bitte, nehmen Sie ſelbe wieder an ſich.

Dendrologiſche Monumente.

Wohl einer der berühmteſten Bäume der Welt, wohl der berühmteſte aller Maulbeerbäume war jener im Kloſtergarten der Schotten in Wien, der überhaupt viele merkwürdige exotiſche Gewächſe enthielt, vor 300 Jahren nähmlich. Die Höhe jenes Baumes war ſtaunenerregend; alle Dächer ringsum überragte er mit ſeiner ſchattenſpendenden Krone: stupendae magnitudinis et altitudinis war dieſer majeſtätiſche Baum, ſagt Raſche in ſeiner Beſchreibung. Es iſt wahrſcheinlich, daß des Kloſters Stifter ſchon, Heinrich Jaſomirgott (im 12. Jahrhundert ihn gepflanzt, den Samen mitbringend aus dem Orient; es iſt möglich, daß dieſes von einem noch frühern Kreuzfahrer geſchehen, der da etwa mit der gefangen geweſenen Markgräfinn Ida, Leopold des Heiligen Mutter rückgekehrt. Genug, noch während der erſten türkiſchen Belagerung (1529) prangte lebenskräftig und ſtolz der wunderherrliche Baum. Aber was geſchieht? Auch ihn

mußte wälſche Rohheit fällen; die Lanzknechte der deutſchen Reichstruppen, in das Kloſter eingelagert, wo ſie für 5 abgeſchlagene Stürme nicht auch fünffachen Sold erhielten, wüthend darüber und zügellos, zerſtörten nicht nur den Kloſtergarten, ſondern All und Jedes, ſo die unſchätzbare Handſchriften- und Bücherſammlung, die allerälteſten Urkunden ꝛc. Nicht ohne Entrüſtung und Wehmuth kann man daran denken, insbeſondere aber auch, und ganz als eine eigene Sache für ſich, an das Schickſal jenes Baumes ſelbſt. Ganz gefühllos müßte man auch ſeyn, bliebe man gleichgültig bey dem Verſchwinden des allererſten in Wien gepflanzten Akazienbaumes, der unlängſt noch ſo ſtattlich ſich erhob, ein wahres ehrwürdiges Monument, ſo gut, und noch intereſſanter als gar manch anderes von Stein. Und eben ſo würde mancher Empfängliche bitter berührt werden, wenn eines Tages der mahleriſche ſolitäre Nadelbaum an der Hernalſer-Linie nicht mehr da wäre. Den ſollte man gut pflegen und hätſcheln, und wohl acht haben ſollte man, daß ihm kein Leid geſchehe, ſo einen frohen labenden Anblick gewährt er mit ſeinem ewigen energiſchen Stahlgrün.

Frappantes Begräbniß.

Weil der große Leibnitz in Wien geweſen, wurde er ohne alles Geleite zur Erde beſtattet.

Hätte man nicht glauben ſollen, ganz Hannover, ganz Deutſchland, ganz Europa, ja die ganze Welt, werde es

für höchste Pflicht und höchste Ehre halten, dem Begräbniß dieses außerordentlichen Mannes beyzuwohnen?

In der That, Niemand folgte Leibnitzens Sarge, als sein alter Bekannter und College Eckardt. Dieser selbst erzählt es, und nennt die Ursache. Wir fanden das zu unserer Ueberraschung in Herders Werken: Zur Philosophie und Geschichte, Theil 14, Seite 25, Taschenausgabe 1829. Eckardt erzählt es im Leben des Leibnitz, abgedruckt in Murr's Journal, Theil 7, Seite 123.

Folgendes sind die Worte: „Als er begraben ward, war das Einzige zu verwundern, daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen invitirt war, außer mir kein Mensch erschienen, so daß ich dem großen Mann die letzte Ehre einzig und allein erwiesen."

Nun, da können sich die Manen unsrer guten Caroline Pichler auch nicht beklagen! — Man erinnert sich noch, wie es da zuging.

Erklärt wird aber jener grelle Fall auch in einem Zusatz der Eckardt'schen Biographie. Da heißt es; „Der König war damahls nicht mehr in Hannover. Der Monarch stand eben nicht allzuwohl mit dem Wiener-Hofe, und es mißfiel ihm, daß Leibnitz 1713 ohne Erlaubniß nach Wien gegangen, und über anderthalb Jahre außen blieb, auch die Reichs-Hofrathstelle angenommen hatte. Seine Majestät sagten daher einstmahls, da ein Hündchen, welches verloren gegangen, zu Hannover ausgetrommelt wurde, halb im Scherz, halb im Ernst: „Ich muß wohl meinen Leibnitz auch austrommeln lassen, um zu erfahren, wo er jetzt stecken mag."

Auch dieſen Zuſatz findet man in Herder, auf der darauffolgenden Seite (26) abgedruckt.

Wir glauben, es werde recht gut ſeyn, wenn wir kein Wort mehr ſagen.

Hiſtoriker Fuhrmann und die Paulaner.

Pater Fuhrmann „Alt- und Neues Wien", dieſes echt volksthümliche Werk wird immer ein Lieblingsbuch bleiben, wie zunächſt ſeine „Hiſtoriſche Beſchreibung von Wien ꝛc." In den Augen der hiſtoriſchen nnd äſthetiſchen Critik wird heut zu Tage, nach einem vollen Jahrhundert, freylich gar Manches daran auszuſetzen ſeyn; allein das iſt das Schickſal ſo gut als aller geſchichtlichen Leiſtungen, und was den Vortrag Fuhrmann's betrifft, ſo mundet er uns nur deßhalb nicht mehr recht, weil das Buch in deutſcher Sprache geſchrieben iſt; zu ſeiner Zeit war es das vornehmſte Hochdeutſch. Auf der andern Seite leuchtet ein, daß der Autor auch Geiſt und eine blühende Phantaſie beſaß, daß er voll Kraft und Kern war, und fleißig und unverdroſſen und echt und redlich von Geſinnung. Hätte er ſein „Wien" latein geſchrieben, ſo würde es in Rückſicht des Ausdrucks eben ſo hochgeehrt auch in ſprachlicher Hinſicht da ſtehen, wie ſeine Historia sacra de baptismo Constantini Max. etc. (der 1. Theil Rom 1743), welche unter die gelehrteſten Werke zu zählen iſt.

Pater Fuhrmann, über 80 Jahre alt, zu Wien 1773

verſtorben, hielt ſich mit ſeinen literariſchen Arbeiten meiſtens zu Wiener-Neuſtadt auf. In dem Paulanerkloſter zu Wien, konnte er in der frühern Zeit ſeiner Thätigkeit nicht viel wirken, da er in ſehr dürftiger Lage war, nachdem es 1683 (2. türkiſche Belagerung) vom Grund aus zerſtört worden. Es erholte ſich Anfangs nur ſehr langſam; 1718 beſaß es noch keinen Hochaltar, es erhielt dieſen durch die „Brüderſchaft drr Bedienten.“ Dieſe Paulaner auf der Wieden waren 1627 unter Ferdinand II. aufgenommen worden; der Bauplatz zu Kirche und Kloſter, da wo das Gebäude noch jetzt ſteht, kauften dem Orden die Bürger; Ferdinand legte den Grundſtein der Kirche „Zu den Schutzengeln“; der Biſchof Breuner weihete ſie 1651 ein. Die Paulaner blühten raſch und geſegnet empor, insbeſondere ſammelte ſich eine ſehr werthvolle Bibliothek an; aber auch dieſe wurde in jener verhängnißvollen Invaſion vernichtet. Ohne die reichliche Unterſtützung der Paulaner zu Thalheim in Oberöſterreich würden ſie noch länger gebraucht haben, ſich wieder zu erholen. Aufgehoben wurden ſie 1784.

Einen detaillirteren Artikel über Pater Fuhrmann gibt unſere National-Encyklopädie. Wie billig ſind da ſeine Verdienſte als Archivar in Wiener-Neuſtadt erörtert, ſo wie der Umſtand, daß er viele der Kupfer in ſeinen Werken ſelbſt gezeichnet und geſtochen.

Nie zu Hauſe und immer zu Hauſe.

Nehmen wir Paris, London, Wien, Berlin, ſo iſt unter dieſen 4 Großſtädten eine, welche die Eigenheit hat, daß in ihr nie Jemand zu Hauſe iſt. Die Leute ſind da überall, nur nicht zu Hauſe, oder an dem Orte, wo man glauben ſollte, daß ſie ſeyn müßten. Ein Kaufmann iſt nie weder zu Hauſe noch in ſeiner Bude; ein Geſchäftsmann anderer Art iſt weder zu Hauſe, noch da, wo er recht zu Hauſe ſeyn ſollte; Alles treibt ſich auswärts herum.

Alle dieſe ehrenwerthen Leute lieben ihr firmamentdurchbohrendes Stadtwahrzeichen über Alles; ſie ſind nur glücklich, wenn ſie es jeden Augenblick ſehen: ſie würden ſonſt unglücklich ſeyn. Aber ſie ſind gleichwohl nur glücklich, wenn ſie ſo unglücklich ſind, es nicht zu ſehen. So oft als möglich, und ſo weit als möglich eilen ſie fort, hinaus, hinaus; aus der allernächſten paradieſiſchen Landſchaft nur noch weiter fort, fort, um dann auch wieder recht weit nach Hauſe zu haben.

Nach Hauſe? Warum nicht gar! Hier gibt es ja kein „Zuhauſe.“

Unter den Lebendigen ſchon gar nicht.

Man will einen ſo eben geſtorbenen Freund, den man im Leben nie zu Hauſe getroffen, noch einmal ſehen. Man eilt hin. O ſchon längſt hat er ſich forttragen laſſen, nun, bevor man ihn begräbt, doch noch das Vergnügen zu haben, einige Zeit an einem andern Ort zu ſeyn, als zu Hauſe.

Nur die Halbtodten wird man allenfalls zu Hauſe

treffen, und auch das nur sehr selten, denn als noch zur Hälfte noch lebend, theilt sich in diesen Halbmenschen die „Passion," nur nicht zu Hause zu seyn.

Was thut denn nun aber der Doctor mit seinen Patienten? Ja der fährt den ganzen Tag herum, steigt aber nie aus, denn er weiß, daß seine Kranken nicht zu Hause sind. Er hat gewisser Maßen gar keine Patienten, und das ist eigentlich die Ursache, daß es so viele Aerzte gibt, denn wenn die Kranken nicht zu treffen sind, so gibt es keine Kranken, folglich ist die Zahl der Doctoren zu groß. Es ist aber nicht der Fall, daß die Patienten deßhalb nicht zu Hause sind, um desto schneller wieder gesund zu werden, insoferne sie nähmlich dem Herrn Doctor ausweichen, nein, nein! Es leidet sie nun einmahl nicht zu Hause, sie wollen nicht noch extra solches Leiden, und sie sind das von ihrem gesunden Zustande aus gewohnt.

Nur nicht zu Hause seyn; nur hinaus, hinaus! Schon als kleines Kind war man angelernt worden: Führe Dich gut auf, hatte es geheißen, lerne fleißig, nasche nicht so viel, so darfst Du ausgehen! Die Passion wuchs mit uns auf, und geht Tag und Nacht mit uns aus. Wir beneiden in unserer Gescheitheit die sogenannten Nichtgescheiten, jene geistüberströmenden Leute dort in dem runden Hause, welche man Irrsinnige nennt, denn wenn sie sogar angeschmiedet sind, so sind sie doch nur scheinbar zu Hause, weil sie so glücklich sind, fast nie bey sich zu seyn, oder nur sehr selten bey sich zu seyn. Eine Menge anderer Leute wird von uns beneidet. Wir beneiden z. B. auch den Fiaker, weil der eigentlich auf der Straße zu Hause ist;

aber eben weil er eigentlich auf der Straße zu Hauſe und alſo doch zu Hauſe iſt, beneiden wir ihn hinwieder eigentlich nicht, und doch auf der gar andern Seite wieder, weil er eigentlich doch nicht ganz eigentlich zu Hauſe iſt, ſo zwar, daß wir uns vor lauter Eigentlichkeit gar nicht mehr auskennen, und genöthigt ſind, auszugehen, um unſer klares Denkvermögen und eigentliches geſundes Bewußtſeyn in der freyen Luft wieder zu finden. Geſchwind alſo Hut und Stock!

Dieſen confuſen Freund will ich einſt „heimſuchen," ſicher ihn zu Hauſe zu finden, denn er ſteckt ja eben den Kopf zum Fenſter heraus, wenn auch nur, um für ein paar Augenblicke mit dieſem Kopf und einem Theil des Oberleibes nicht zu Hauſe zu ſeyn. Dieſe Büſte ſehe ich alſo im Fenſter. Einen Blick noch auf die Comödienzettel und hinauf zu der Büſte. Die Köchinn ſagt: „Ja jetzt läuten ſie 12 Uhr. Um dieſe Zeit geht der Herr meiſtens aus." Ich frage dieſe ſehr ſaubere Köchinn: Ja, wann iſt denn der Herr zu Hauſe, und ſie entgegnet ſehr ſauber: Ja, der Herr iſt meiſtens nicht zu Hauſe.

Und meiſtens, ich muß es ſagen, ging es mir und geht es mir mit den meiſten meiner Bekannten ſo.

An einem trüben Tage wartete ich bis es Spieße regnete; dann nahm ich einen Fiaker mit einem recht feſten Dache, und fahre zu Herrn v. X. Ja hieß es, er hat ſein Familien-Parapluie genommen, das ſchöne Zelt, und iſt gegangen, um zu gehen; und ja, aus dem Wetter macht er ſich nichts.

Eines Tages begegnet mir das ſchwärzeſte Fräulein von der Welt. Wohin? „O zu Herrn v. Y., da im 2.

Stock; er ist rasend in mich verliebt; wir sind Brautleute; es ist ein Rendezvous." Was? sage ich; da nehmen sie mein Perspectiv; sehen Sie nicht, daß der „rasend" Verliebte dort an jenem Ufer bei den Caffehhäusern spazieren geht?

Was soll ich nun gar von einem Herrn v. Z. sagen? Der hat herrliche Gemälde; er ist ein „rasender" Liebhaber davon; Gemälde sind seine „Passion," oder vielmehr „sind ihm schon eine Passion." Unter diesen schönen Bildern ist auch ein bildschönes Frauenbild; das Bild seiner eigenen bildschönen Frau, in die er auch „rasend" verliebt ist. Herr v. Z. geht aber zu einem Freunde in der Vorstadt, und bittet ihn flehentlich, zu erlauben, alle jene schönen Bilder zu sich hinaus zu nehmen; Herr v. Z. wolle dann öfter hinaus kommen, seine schönen Bilder zu genießen, denn zu Hause schmecke ihm der Anblick derselben nicht. Richtig, und auch das bildschöne Frauenbild kommt hinaus, zuerst das Porträt, und endlich das Original, denn seine Frau gefällt dem Herrn v. Z. nicht, wenn er sie zu Hause sieht, und ihr selbst gefällt es zu Hause noch weniger.

Begreiflich also, daß es sogar Mode wird, mit Wohnungen zu tauschen. In ein und derselben Gasse guckt links Herr v. A., und rechts, gegenüber nähmlich, Herr v. B. zum Fenster heraus. Tags darauf guckt Herr v. A. links und Herr v. B. rechts heraus. Es duldet sie nicht zu Hause, sie tauschen alle Quartale, alle Monate, alle Tage, alle Augenblicke ihre Logis aus.

Man kann seine Wohnung gar nicht leiden. Hat man seinen Nahmen und Character auf einer Tafel an seiner

Hausthüre angebracht, ſo läßt man dieſe fatale Tafel wegnehmen. Wenn man nämlich zuweilen nach Hauſe kommt, ſo will man durch den Anblick dieſer Tafel nicht erinnert werden, daß man zu Hauſe ſey, daß man ſchon wieder zu Hauſe ſey; oft kehrt man gar wieder um, und verſäumt dadurch ſeinen Erwerb. Weg alſo, weg mit der widerwärtigen Tafel.

Die Tafel iſt fort, und der Mann denkt ſo für ſich: Noch gut, daß nicht Zahnarzt darauf ſteht. Ein Zahnarzt iſt der unglücklichſte Menſch von der Welt. Er iſt ein ewiger Gefangener; er darf nie ausgehen, weil die Zahnſchmerzen nie ausgehen. Aber die Zähne ſelbſt ſind gut daran wegen des Ausziehens; ſie verlaſſen ihre Wohnung. O mein Backenzahn, verflucht! Ich muß geſchwind wieder fort zum Zahnarzt. Dann eine kleine Tour um die Baſtey, das große Waſſer anſehen.

Dieſe unglücklichen Zahnärzte ausgenommen, iſt faſt Jedermann täglich auf folgende Art zu Hauſe: Des Morgens im Caffehhauſe, dann viſitiſch in dem Hauſe dieſes oder jenes Freundes, dieſer oder jener Freundinn; dann im Gaſthauſe und gleich darauf wieder im Caffehhauſe; nach Tiſch, wenn nicht in irgend einem Hauſe auf dem Land, etwa in einem Weinhaus oder Landhaus in irgend einem Bierhauſe, daſelbſt auch bis in die Nacht hinein, nachdem man aus dem Comödienhauſe fort iſt, und zu guter Letzt noch einmal in einem Caffehhauſe. Nach dieſer langen Reihe von lauter Häuslichkeiten pflegt man zuweilen wirklich zu Hauſe zu ſchlafen, aber nur deßhalb, weil, wenn man ſchläft, man nicht zu Hauſe iſt, wenigſtens ſo glücklich iſt, nicht zu wiſſen, daß

man ſich zu Hauſe befinde. Oft auch kommt man nach dem Beſuch des letzten Caffehhauſes, wie einſt ein gewiſſer berühmter Schriftſteller tief in der Nacht an ſein wirkliches Haus; es wird geöffnet; man nennt ſeinen werthen Namen und fragt den Hausmeiſter, ob dieſer Namensträger in dieſem Hauſe wohne? Es wird geantwortet, O ja Eure Gnaden: ſpazieren Sie nur in den zweyten Stock hinauf, die erſte Thüre links.

Daß man auf derley Weiſe doch manchmal nach Hauſe gehet und zu Hauſe ſich befindet (aber wie?) geſchieht blos deßhalb, um Verſchiedenes zu dem Zwecke zu verrichten, ſogleich wieder nicht zu Hauſe zu ſeyn, z. B. zu ſchlafen, ſich umzukleiden, Mahlzeit zu halten ꝛc. Man findet es aber meiſtens viel wohlfeiler all das nicht zu Hauſe zu thun, was beſonders den Familienvätern näher bekannt iſt.

Dann gibt es ja auch noch ganz beſondere Erfindungen und Anſtalten, welche den Leuten die ſüße Gewohnheit nicht zu Hauſe zu ſeyn, ſehr erleichtern. Herr v. C. z. B. wohnt auf der Eiſenbahn; Herr v. D. wo wohnt der? der wohnt auf dem Dampfſchiff; und Herr v. E.? nun, der iſt auf dem Geſellſchaftswagen zu Hauſe. Aber alle dieſe Herrn C. bis E. dürfen nicht wiſſen, daß ſie da zu Hauſe ſind, ſonſt ziehen ſie gleich aus, ihren Aufenthalt, ihren Wohnort zu vertauſchen.

Zu Hauſe zu ſeyn, gilt ſogar für eine Untugend, für ein Vergehen; die Häuslichkeit, ſo weit iſt es ſchon gekommen, verdient Strafe und wird auch geſtraft. Z. B. die P. T. Herren Arreſtanten ſind gewiß die häus-

lichſten Leute von der Welt, und was haben ſie davon? Daß ſie Arreſtanten ſind.

Wahrhaftig, wenn die todten Dinger, welche man Häuſer nennt, lebendige Dinger wären, ſo würden ſie ſich dafür bedanken, daß ſie immer verlaſſen werden. Alle Augenblicke lieſt man: „Dieſes Logis iſt zu verlaſſen; dieſes Haus iſt zu verlaſſen?“ Welcher Widerſpruch dabey! Denn dieſes Logis oder Haus iſt ja ohnedieß ſchon verlaſſen, verlaſſen von ſeinen treuloſen Inwohnern ſelbſt. Ein angenehmes Wunder wäre es, wenn dieſe betrogenen Häuſer ihren eigenen Wohnort oder Standpunct ſelbſt verließen, und den guten Einfall hätten ſich nach den enthäuſerten Gegenden zu begeben; in dieſen verlaſſenen Gegenden wären ſie gewiß nicht ſo verlaſſen, und die verlaſſenden Partheyen wären dann die verlaſſenen Partheyen.

Dieſe Partheyen klagen daher auch mit großem Unrecht über die Theuerung der Wohnungen, denn wer den ganzen Tag nicht zu Hauſe iſt, für den iſt die Wohnung natürlich ſehr theuer, einerſeits weil er ſie nicht genießt, nicht benützt, und außer dem Hauſe viel ausgibt; und andererſeits wieder nichts weniger als theuer, weil er ihr ausweicht, und ſich gar nicht mit ihr abgibt, ja weil er ſie ſogar flieht, um nur eine fremde theuer zu finden.

Faſt wird man glauben können, es ſey, es exiſtire, es graßire eine kleine Wuth mit dieſem „nicht zu Hauſe ſeyn“; und man hätte Recht, nein, Unrecht, denn dieſe kleine Wuth iſt eine große Wuth.

Fragen wir die Briefträger; ſie werden ſagen „Ja.“ Die Briefträger, wird der gewiſſe Tafelherr ſagen, können

leicht Ja ſagen, denn ſie können leicht lachen; die ſind den ganzen Tag nicht zu Hauſe. Nun, das iſt wohl richtig; und da dieſe Briefträger wiſſen, daß in dem ganzen Hauſe keine einzige Parthey zu Hauſe iſt, ſo geben ſie ihre Briefe alle beym Hausmeiſter ab. Der kommt dann um Mitternacht zu den Partheyen.

Es iſt zum Durchgehn mit dem Allem. Zum Durchgehn? Auch nicht übel, denn da braucht man nicht zu Hauſe zu bleiben.

Zum Durchgehn iſt auch, wenn man einen Abſchreiber hat, dem man bey ſich ſelbſt ein eigenes Zimmer gibt, daß man ihn ſtets bey der Hand habe. Mit dieſer „Hand habe" iſt es aber nichts. Wenn es hundertmahl ſchneyt, und man geht hundertmahl hinein in dieſes warme Nebenzimmer, in welchem es nicht ſchneyt, ſo trifft man hundert und ein Mahl den Abſchreiber nicht an. Warum? Er hat ſein Stacheltintenfaß genommen, und ſitzt mit ſeiner Schreiberey da unten im Stadtgraben; ich ſehe ihn deutlich. Dann aber, wie es noch hundert Mahl ärger ſchneyt, nimmt er ſein Stacheltintenfaß und geht in die Vorſtadt in ein Bierhaus, daſelbſt ſeine Schreiberey fortzuſetzen. Dieß Hiſtörchen iſt mir ſelbſt paſſirt auf meiner Baſtey.

Ein anderer ſolcher Copiſt, ſolch ein ewig ausgeheriſcher, bricht ſich eines Tages auf dem Glacis den Fuß. Zu Hauſe hätte er gute Pflege gehabt; er wollte aber nicht zu Hauſe bleiben, obwohl er nicht mit einer Gattinn behaftet war; er wollte bey einem guten Freund vor der Linie ſeyn. Aber warum denn nicht im Spital, in dem allerbeſten, muſterhafteſten Spital von der Welt, in wel-

ches, ihre Studien zu machen, die Mediziner von der ganzen Welt herzureiſen? Warum denn nicht alſo da? Weil man da ſo gut daran iſt wie zu Hauſe, und noch viel beſſer, und noch tauſend Mal beſſer als zu Hauſe ſelbſt.

Mit einem Arzte habe ich zu ſprechen, an deſſen Thüre die Aufſchrift: Ordination zwiſchen 1 und 2 Uhr. Ich gehe hin um 1 Uhr, um 1/4 auf 2, um 1/2 2, um 3/4 auf 2, um 2 Uhr. Der ordinirende Herr Doctor iſt nicht zu Hauſe. Tags darauf dasſelbe. Ich frage den Diener, wie ſo? Ja ſagt er zutraulich, mein Herr hat zwar ſehr wenig Praxis; er hat eigentlich gar nirgend hinzugehen; er geht aber den ganzen Tag hindurch überall hin, zu lauter geſunden Leuten; und bey uns iſt es den ganzen Tag zwiſchen 1 und 2 Uhr.

Herr v. Piſtriſi, ein ſauberes Früchtchen, hat Hausarreſt. Nun, den werde ich wohl finden! Wenn man ſo gut bewacht iſt, pflegt man zu Hauſe zu ſeyn. Wie ich in das Arreſtzimmer komme, iſt es leer. Die Wächter ſtaunen. Da ſehe ich beym Kamin einen Handſchuh liegen. Aha! Herr v. Piſtriſi, ich wußte es, war in ſeiner Jugend Rauchfangkehrer geweſen; und alſo auch der ſo wohl bewachte Arreſtant war nicht zu Hauſe. Das Schönſte aber iſt Dieſes: Wie es ſich ſpäter ergab, war es ihm nicht darum zu thun, nur ſo überhaupt zu entwiſchen, ſondern bloß darum, nicht zu Hauſe zu ſeyn.

Ein Redacteur hat an ſeiner Thüre: „Zu ſprechen von 12 bis 2 Uhr. Nur ſo zum Spaß war ich vielleicht 20 Mahl während dieſer Stunden dort, vergebens. Ich

ſchnitt alſo aus einem Anſchlagzettel ein großes gedrucktes „Nicht," und pappte es vor das: Zu ſprechen.

Herr Acheleimes, erſt 3 Tage verheirathet, iſt am vierten Tage ſchon um 6 Uhr des Morgens nicht mehr zu Hauſe.

Mein Hausmeiſter iſt nur von Abends $^3/_4$ auf 10 bis $^1/_2$1 Uhr zu Hauſe. Aber man kann ihn finden; gleich nebenan iſt ein Bierhaus; gleich neben dem Bierhauſe iſt ein Branntweinladen; gleich neben dem Branntweinladen iſt wieder ein Bierhaus, und gleich wieder neben dem Bierhaus iſt gleich wieder ein Branntweinladen. Es iſt ungefähr ſo, wie einſt in Peſth mit einem ſehr talentirten Acteur Namens D.: In der Nähe des Comödienhauſes iſt eine Weinſchenke mit einem Schilde, das eine große Hand vorſtellet. Sollte Herr D. aus den Couliſſen heraustreten (er war ein ſo guter Comödiant, daß man ſagen konnte, er ſey auf der Bühne wie „zu Hauſe") ſo war er natürlich nicht da. Aber das hatte nichts zu ſagen, denn er war immer bei der Hand.

Ein anderer Schauſpieler ſollte Mittags um 12 Uhr gepfändet werden von wegen 1000 fl. Um 11 Uhr aber ſollte und mußte ein Schuldner von ihm die ausſtändigen 1200 Gulden überbringen. Da es aber um $^3/_4$ auf 11 anfing, ſchönes Wetter zu ſeyn, ſo ging der Comödiant ſpazieren, ſo ein Stündchen, daß er um 12 Uhr wieder zu Hauſe war. Es iſt geſund, vor Tiſche ſo ein wenig Bewegung zu machen.

Hat man ſeinem Nachbar in demſelben Hauſe Etwas zu ſagen, ſo ſchreibe man ihm durch die kleine Poſt. Dieſe iſt eigens deßhalb erfunden, und heißt auch deß-

halb die kleine Poſt, zum Behuf dieſer kleinen Entfernungen. Sie lebe!

Was iſt nun zu thun, Jemanden finden zu können, um ihn zu ſprechen? Nichts Anderes als an Orte zu gehen, wo ſich die Leute in Maſſe verſammeln, um nicht zu Hauſe zu ſeyn; in's Elyſium, in's Odeon, zum Sperl, ja in die Vorſtadt um ſie in der Stadt zu finden; zu Dommayer, ja auf das Land, um ſie in der Stadt zu finden.

Und wo kann man den Leuten am ſicherſten ausweichen? Wenn man ſich in ihre eigenen Wohnungen einquartirt.

Auf dieſe Weiſe iſt in dieſer ganzen großen Halbmillion-Stadt kein Menſch bey ſich; Alles iſt außer ſich, und Döbler würde kein Glück gemacht haben, wenn er zu den „Partheyen“ in die Häuſer gekommen wäre. Und o ihr Virtuoſen und anderen Kunſtleute, Eure Nahmen würde man gar nicht kennen, wenn es, um Euch zu hören oder zu ſehen, nicht nöthig wäre, nicht zu Hauſe zu ſeyn.

Wäre all das hier Geſagte eine öffentliche Vorleſung, ſo hätte der Verfaſſer leichtes Spiel. Er brauchte zu dem freundlichen Auditorium nur zu ſagen: „Und nun meine Damen und Herren, haben Sie die Güte mir Recht zu geben. Sie würden nähmlich gewiß nicht zugegen ſeyn, wenn Sie zu Hauſe geblieben wären. Sie wollten nicht zu Hauſe ſeyn, weil Sie hierher kommen wollten. Die Gelegenheit, nicht zu Hauſe zu bleiben, war Ihnen nicht unwillkommen, wie jede andere, und Sie ſind ſämmtlich nicht bey ſich, weil Sie bey mir ſind.“

Es iſt aber dieß ſo eben Vorgebrachte eine wahre Sottiſe; wir ſehen das ein und müſſen trachten, ſie wieder gut zu machen. Das kann auf zweyerley Art geſchehen. Erſtens dadurch, daß dieſe Expectoration gleich aufhören wird, während das Nichtzuhauſeſeyn niemahls aufhören wird, und dann durch die Bemerkung: Wenn es ſich um Förderung humaner Zwecke handelt, ſo ſind die Bewohner des Hauſes Oeſterreich immer zu Hauſe. Vivant!

Wetzel.

Ob man ſich wohl noch jenes kleinen Geiſterſehers erinnert, welcher ein Vierteljahrhundert hindurch bey uns hier in Wien umgegangen war, tagtäglich ſeinen ziemlich regelmäßigen Umgang gehalten, ein paar friſch broſchirte Bücher unter dem Arm. Er war ſchmächtig, etwas gebückt; ſein Gang war zimperlich, jungfräulich, ſein Schritt kurz und langſam; ſein gut gefärbtes Geſicht ſtets lächelnd, ſein Blick ſchielend; höflich war er außerordentlich. Wenn man in den Frühſtunden gegen die Leopoldſtadt ging, ſo begegnete man ihm. Er wohnte in der Leopoldſtadt Nr. 7. Da nahm er ein paar Exemplare ſeiner Geiſtesproducte unter den Arm, und begab ſich ſchleichend wie die Schnecken in Stoll's Schneckencomödie in die Stadt zu den Leuten in die Häuſer, ihnen ſein Buch anzubiethen und aufzureden; aber oft genug ſah man ihn mit den friſch broſchirten Büchern wieder nach Hauſe zurück kehren, wenn er ſie nicht bey irgend einem Antiquar für ein Geringes

an Mann gebracht hatte. Seine Frau war ihm erſchienen als Geiſt nähmlich, daran iſt kein Zweifel; er hat es beſchrieben, und das Buch erlebte vier Auflagen; es hat den Titel: „Meiner Gattinn wirkliche Erſcheinung nach ihrem Tode; eine wahre unlängſt erfolgte Geſchichte. 4. Auflage, Chemnitz 1804.“ Manche Schriften pro und contra kamen darüber heraus. Auf dem Buche iſt der glückliche Gatte nicht genannt; er ſchrieb ſich damals Doctor Joh. Carl Wetzel; als er aber in Wien umging, ſchrieb er ſich Wötzel, und pſeudonym Freymund Walter. In Wien angekommen war er 1812; von Wien abgezogen war er 1835, und zwar nach Jena. In Wien lebte er noch ſo ganz paſſabel; in Jena aber verfiel er in totale Noth, und ſtarb in der kläglichſten Hülfloſigkeit daſelbſt ſchon das Jahr darauf. Jedermann wird ſich jetzt an die vielen Bücher über Declamation und Theaterweſen erinnern, noch jetzt in den Antiquarläden in Anzahl vorhanden; auch eine Theaterſchule iſt darunter. Die Zahl von Wötzel's Schriften iſt groß, die meiſten ſind philoſophiſchen Inhalts; auf vielen ſteht: „Nach Schocher's Ideen“ und man wollte behaupten, Wötzel habe eine Parthie der Manuſcripte dieſes berühmten Aeſthetikers an ſich bekommen. Daß Wötzel maliciös war, kann man ihm unmöglich nachrühmen. Er hat durch allerhand verhetzende Einſendungen manchen Autor und Journaliſten viel Verdruß bereitet, aus purer Böswilligkeit und Animoſität. Zuletzt wollte er eine Univerſalgeſchichte herausgeben; es iſt aber nur der erſte Band erſchienen. Seyen wir froh, daß er nicht noch umgeht wie ſeine Frau; wir hätten viel Verdruß.

Die Sanct Salvator-Medaille,

gemeinhin Salvatorpfennig genannt, eine Goldmünze, die vom Wiener-Magiſtrate ſolchen Wienern und Wienerinnen verliehen zu werden pflegt, die ſich beſonders um Wien ſelbſt ſehr verdient gemacht haben, hat ihren Nahmen von der mit dem Rathhauſe verbundenen St. Salvatorkirche, ſeitdem nähmlich dieſe durch ein päpſtliches Breve, alſo heißt.

Dieſes der Gottesmutter gewidmete Kirchlein wurde angeblich im Jahre 1289 unter dem Nahmen: „Die Capelle zu unſrer lieben Frau“ von den Brüdern Otto und Haymo, welche Ritter und Bürger waren, geſtiftet. Späterhin wurde es vom Volke, welches im dankbaren Andenken ſtets die Nahmen der edlen Gründer vor Augen hatte, die Maria Ottenhayms-Capelle genannt; ſelbſt in Urkunden lautete es: Die Capelle in Ottenhaym. Aus den zwey Nahmen der Gründer entſtand alſo gewiſſermaßen ein Heiliger; ja es ging ſo weit, daß man ſogar das Bildniß des Heilandes auf dem Altare Sanct Ottenhaym nannte, und als ſolches anbethete. Dieſe allerdings höchſt arge Profanation konnte dem heiligen Stuhl nicht anders als äußerſt anſtößig erſcheinen. Papſt Leo X. rügte es ſcharf, und erließ unterm 10. Juny 1515 ein Breve, in welchem er feſtſetzte, daß der Nahme von nun an Sanct Salvator ſeyn ſolle. Der Rector der Marien-Capelle, Nahmens Peter Hainfogel, hatte den Papſt auf jenen Unfug aufmerkſam gemacht. Es lautet in dem Breve, daß, nachdem die Stiftung von den Brüdern Otto und Haymo herrührt: „dicta capella ad differentiam alterius col-

lateralis capellae in Lit' re sub eadem invocatione beatae Mariae Virginis a popularibus in cognomento Ottenhaym ex propriis nominibus Ottonis et Haymonis fundatorum composito, videlicet capella beatae Mariae in Ottenhaym cognominata extitit, et successu temporis nonnulli Laici praemissa ignorantes, nomina dictorum fundatorum pro uno nomine Ottenhaym nuncuparunt, et nomen hujusmodi pro nomine Sancti habere caeperunt, ac imaginem Salvatoris ex ligno confectum, et in majori altari dictae capellae positam, pro imagine Sancti Ottenhaym venerati sunt."

Es erinnert dieſe willkührliche Verſchmelzung von Eigennahmen an den Nahmen Ottokar (Ottocar), von dem es unlängſt hieß, Jemand habe ihn vergeblich in der Legende der Heiligen und in allen möglichen Verzeichniſſen der Heiligen aufgeſucht, bis er endlich herausgebracht habe, der Nahme dürfte wohl eine Zuſammenſetzung von Otto und carus ſeyn, und alſo nichts Anderes bedeuten als „theurer Otto"; indeß jedoch Otto eine altdeutſche Nahmenbezeichnung iſt, ausdrückend: reich, vortrefflich, vorzüglich, ausgezeichnet.

Der heilige Ottenhaym alſo verſchwand, und die Kirche heißt nun Sanct Salvatorkirche. Der Wiener Stadtrath prägte ſofort die goldene Gedächtniß-Medaille mit dem Bruſtbilde des Heilandes und der Umſchrift: „Salvator mundi." Was die Stämpel dieſer Medaille betrifft, ſo bedient man ſich noch jetzt jener des Graveurs Ant. Widemann und des Matthäus Donner, Bruder des öſterreichiſchen Phydias Raphael Donner, der auch noch ſeinen

Biographen erwartet, während über Matthäus unser kundiger und gründlicher Tschischka zum ersten Mahle authentische Notizen geliefert, und zwar in einem sehr merkwürdigen Artikel der „Sonntagsblätter" 1843, Nr. 8, Seite 179. Dieser Artikel betrifft die Salvatormedaille überhaupt; wir wollen ihn nicht ausbeuten, und verweisen die Leser darauf. Der Widemann'sche Stämpel liefert die Medaillen zu 10 und jene zu 12 Ducaten; der Donner'sche die von 6 Ducaten im Werthe. Eine Abbildung der Salvatormünze gibt Hormayr im 2. Hefte des 3. Bandes seiner Geschichte Wien's.

Wir hatten vor, eine vollständige Liste der Nahmen jener Individuen zu liefern, welchen die Salvatormedaille verliehen worden, und zwar von der ältesten Zeit her, bis auf unsere Tage. Die Sache unterliegt aber so vielen, an die Unmöglichkeit streifenden Schwierigkeiten, daß wir unsern Vorsatz aufgeben mußten. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit unserer Idee, eine Uebersicht der Inhaber der Literis et Artibus-Medaille, auch Gelehrten-Medaille genannt, aufzustellen. Vielleicht sind wir glücklicher mit der Civil-Ehrenmedaille, mit welcher wir in dem Bürger-Kalender indeß den Anfang gemacht haben. Wir wünschen dieß um so mehr, als die betreffenden Individuen in dem Hof- und Staatshandbuche nicht vorkommen, was auch bey der Medaille Literis et Artibus der Fall ist.

Späte Erörterungen.

Die „Oberdeutſche Literaturzeitung“ 1788 von dem tüchtigen Lor. Hübner begonnen, bis 1808 zu Salzburg bey Mayr, von 1809 bis 1816 zu München, Anfangs bey Fleiſchmann, dann bey Lindauer herausgekommen, machte zu ihrer Zeit Aufſehen, da ſie viel Polemiſches, viel Derbes und Grelles enthielt. Dergleichen kommt über Oeſterreich und nahmentlich über Wien Manches vor. Unter den vielen Uebertreibungen betrifft eine im Jahrgang 1810, Jänner, Seite 176, den wirklich ſehr wiſſenſchaftlichen und ehrenwerthen Bücher-Reviſions-Beamten Köderl, der unter Anderm in den Doll'ſchen Annalen eine gediegene Recenſion des bey Degen erſchienenen Schubert'ſchen Oſſian geliefert hat, und als Menſch ſehr ſanft, gutmüthig und liebenswürdig war. In der Oberdeutſchen aber heißt es, er ſey für die öſterreichiſche Menſchheit unerſetzlich; ſein früher Tod ſey dem Einfluß zuzuſchreiben, den der Freyherr v. Hormayr auf das damahlige Cenſurweſen ausgeübt habe; Köderl ſey aus Gram darüber geſtorben. Es leuchtet ein, daß jene Bemerkung von einem Widerſacher Hormayrs hergerührt; hierüber kann man ganz weggehen; aber eigen iſt es, wenn ein ſo vielſeitiger, ſo unermeßlich beleſener, vorzüglich in der Literargeſchichte ſo erſtaunlich bewanderter Gelehrter und fruchtbarer Schriftſteller wie der Hofrath Meuſel in Erlangen, fragen kann: „wie iſt das möglich, daß der Freyherr von Hormayr in deſſen Biographie“ die ein mir unbekannter J. C. H. Merian „im erſten Stücke der biographiſchen Züge aus dem Leben deutſcher Männer, Leipzig 1815, geliefert hat, ſolch

einen Vorwurf verdienen kann?" Wir unserer Seits hängen nun die Frage an: Wie ist es möglich, daß ein so außerordentlich geübtes und sicheres Auge wie das des Hofraths Meusel in jener Biographie nicht den Verfasser derselben erkannt habe, wenn er sie nähmlich wirklich gelesen? Im Uebrigen ist jener Ausfall in der Oberdeutschen grundlos.

In demselben Jahrgang Seite 800 wird unseres Ratschky Tod angezeigt, und dabey erwähnt, daß er eine metrische Uebersetzung des Lucan hinterlassen habe. Dem ist wirklich also, und wir berichten darüber, freylich etwas spät, Folgendes: Im Jahre 1827 oder 28 hatten wir mit dem Schätzmann Haselmeyer den Büchernachlaß des ehemahligen Buchhändlers Degen v. Elsenau, welcher den 5. Juny 1827 gestorben war, zu inventiren, zuerst in seinem Hause in der Alsergasse, dann in seiner Wohnung auf dem Petersplatz. In jenem Hause nun finden wir in einer dunklen Kammer unter vielerley Papieren ein sehr zierliches Manuscript in Folio, und das war Ratschky's Uebersetzung des Lucan. Ohne Zweifel hatte es Degen von ihm zum Verlag übernommen, nachdem er schon seine neuen Gedichte gedruckt (die ältern waren bey Rud. Gräffer erschienen, das erste Buch auf dem von Letzterem zu allererst fabricirten Velinpapier). Wenn wir uns recht erinnern, so wurde das Manuscript in den gedruckten Auctionscatalog mit aufgenommen, kam bey der Versteigerung vor, und wurde erstanden. Aber von wem? Nur den vielen Geschäften, die es damahls noch gab, ist es zuzuschreiben, daß wir nicht zu jener Zeit schon darauf geachtet; es thut uns selbst sehr leid, und erst jetzt, nach

ſo vielen Jahren, erwacht unſere Neugier zu wiſſen, wer denn in den Beſitz des Ratſchky'ſchen Lucan gekommen, und was damit geſchehen ſey, und wo er ſich befinde?

Auf dem Glacis vor 100 Jahren.

(Viſion.)

Da mag es freylich noch ganz wirr und unappetitlich ausgeſehen haben, auch nicht ganz geheuer geweſen ſeyn, wie man hört! Der ganze Cirkel voll Kehricht und Miſthaufen, wie ein friſch gedüngtes Ackerfeld; die Kreuz und Quer Alles durcheinander, gehend, rennend, fahrend und reitend; ſaubere Wirthſchaft das, wie man hört. Geſchwind, nehmen wir die nächſtbeßte Figur; die ſoll die Tour machen um das damahlige Glacis; ſchöne Sachen werden wir zu hören bekommen.

Dieſe unſere Figur iſt ein gewiſſer Auskegler, ein Mann in den beſten Jahren. Mit einem Schiffe Obſt iſt er von Oberöſterreich herabgeſchwommen; einlogirt iſt er in einem der kleinen Häuſer gegen die Donau in der Roßau. Seine Waare iſt an Mann gebracht; in Wien hat er nun nichts mehr zu thun, als eine alte Muhme, die Witwe eines Feldwebels zu beſuchen, die bey der Carlskirche wohnt, und dieſer reſpectablen Perſon einen Sackvoll ſeiner Aepfel und Birnen zum Präſent zu machen. Spätherbſt iſt es; bald dunkel; in der innern Stadt, die er nie betreten, kann der Auskegler ſich verirren; weiß Gott, was ihm da Alles paſſiren könnte, und tugendhaft

iſt er auch. Er zieht alſo den freyen offenen Weg über das Glacis vor, und macht ſich auf die Beine.

Wie er von ſeiner Roßau ſo einige hundert Schritte gegen das Schottenthor zu kommt, weht ihm ein entſetzlicher Geſtank, wie von faulendem Fleiſch entgegen; der Auskegler kann ſich das nicht erklären, denn hier iſt ja unmöglich eine Abdeckerey. Aber noch ein paar hundert Schritte, und es erklärt ſich von ſelbſt, und auf eine grauenvolle Weiſe. Das Ding iſt nichts Anderes, als das Hochgericht. Mit Grauen ſieht der Auskegler eine hohe runde Terraſſe, von Ziegeln gemauert, oben in der Mitte eine viereckige ſteinerne Säule, und da droben hängt Einer, und ein Anderer iſt da droben auf das Rad geflochten. Gräßlicher, unerträglicher Anblick, ſo gegen die Abendzeit! Der Auskegler verdoppelt ſeine Schritte; zornig ſchlägt er ſich durch die Schaar von Raben und Geyern durch, die ihn umſchwirren.

In ein paar Secunden hat er das ſchreckliche Theater im Rücken; aber ſo forteilend, ohne viel auf den Weg zu achten, bereitet ſich dem Wanderer ein neues Abenteuer: Er ſteckt in einem Moraſt, und iſt mit ſeinem ſchweren Obſtſack plötzlich bis an den Unterleib in den Sumpf verſunken. Es verſteht ſich, daß er ſchreyt; es verſteht ſich, daß bald Leute kommen; es verſteht ſich aber auch, daß er capituliren muß. Dieſe Leute helfen ihm nicht heraus, wenn er ſich nicht zu einem guten Trinkgeld und zur freundſchaftlichen Abtretung ſeines pomologiſchen Schatzes verſteht. Man räth ihm, rechts auszuweichen, denn der Moraſt dehnt ſich bis gegen das Stadtthor aus.

Der Auskegler windet ſich alſo durch eine Menge

Misthaufen die Anhöhe hinauf, der Wind weht ihm all dieſen Kehricht in's Geſicht; er wird bedeckt, begraben von Staub, faulem Stroh, ſtinkenden Küchenabfällen aller Art, von Kleiderfetzen, Lederflecken und dergl. Auskegler hat zu kämpfen, und er kämpft muthig, und neuen ernſthafteren Gefahren entgegen. Denn wie er gegen die Allſergaſſe zu kommt, hat er die größte Mühe, nicht überfahren, nicht überritten zu werden, ſo tobt es von Hernals, damahls (ſeit Ferdinand II. ſchon) ſo überaus ſtark beſucht, herein, und andererſeits hinaus; nach Belieben in allen Richtungen, da ein beſtimmter, gebahnter Weg, eine eigentliche Straße nicht exiſtirt. Auskegler kommt aber glücklich durch, raſtet ein paar Augenblicke, und ſetzt getroſt ſeinen Weg weiter.

Die Gegend überſchauend bemerkt er links, da wo er vorüber muß, eine Sammlung von Pyramiden; er hatte aber gleich weg, daß das die ſogenannten Salniterhaufen ſeyen, und da ſie ruhig ſtehen bleiben, geht er ruhig vorüber. Plötzlich aber ſchießen ein paar Kerle aus dieſen pyramidaliſchen Gaſſen, wünſchen dem Auskegler einen guten Abend und packen ihn an der Gurgel. Er weiß, was das bedeutet, reißt ſich los, erhebt ein fürchterliches Geſchrey, greift in ſeinen Obſtſack, und bombardirt auf die Speculanten mit „Plutzerbirnen“ und „Haslingern“ ſo geſchickt los, daß ſie ſich in ihr Verſteck zurück flüchten.

Die Bürde unſeres Touriſten iſt bedeutend erleichtert; er kann alſo um ſo gewandter über die unzähligen kleinen Berge von Unrath hinweg voltigiren, und er thut das mit Erfolg. Aber ein ſonderbares Geräuſch läßt ſich rechts von der Rofranogaſſe her vernehmen; dumpfes ſtoß-

weiſes Geſchrey, Degengeklirre; ein Rudel Leute in einer Staubwolke. Ihrer Drey rennen aus dieſer Wolke hervor auf den Pilger zu; Einer reißt die Hand von der Bruſt weg; ein Strom Blut, er ſtürzt todt nieder; Andere verfolgend, mit bloßen Degen, ihnen nach. Handwerksgeſellen ſind es, zum Theil beſoffen, die da ein blutiges Handgemenge haben; alle Tage, jede Stunde faſt, gibt es in der Roſrauogaſſe ein paar Duelle von vornehmen und geringen Leuten. Der arme Auskegler ſchlägt ſich aber glücklich durch, und gewinnt bald die Anhöhe des Spittelberges.

Neue Gefahren harren hier auf unſren ſchon ſo ſehr mitgenommenen Wanderer. Verſchiedene Dämchen halten da Promenade; trotz der ſcharfen Kühle gehen ſie ſehr leicht gekleidet, und fragen den Auskegler, wie er ſich befinde, und verſichern ihn, daß man nirgends in der Welt ſo gutes Plutzerbier bekomme, als auf dem Spittelberge. Eine ſechsſpännige Caroſſe aber, welche mit 2 Vorreitern daher tobt, in voller Carriere, trennt dieſe aufkeimende Zärtlichkeit ſchon in der Geburt. Unſer Auskegler glaubt ſich, und nicht mit Unrecht, von ein paar Wegelagerern zu Pferde occupirt; doch er iſt ſchneller als ihre Gäule, die in dem Labyrinth der Koth = und Miſthügel nicht vorwärts können; und kühn ſtürzt ſich unſer Held durch ein Gewühl von Wagen und Reitern, die über die Mariahilferſtraße von Schönbrunn zurück kehren, bey der Ausmündung dieſer Straße aber auf das Glacis bunt nach allen Richtungen ſich zerſtreuen; Jedermann macht ſich ſelbſt ſeinen beliebigen Weg. Jenſeits dieſer Paſſage über den

Berg an der Laimgrube, ſtürzt unſer Abenteurer mehr als er geht.

Schon ſieht er deutlich die Carlskirche; aber die Zahl ſeiner Prüfungen iſt noch nicht zu Ende. Am Fuß des Berges ſetzt er ſich nieder, ein wenig auszuruhen. Ein curioſes Knurren, wie im Bauch dieſes Berges macht ihn aufmerkſam; er ſieht ſich um, und erblickt zwey Hunde, die aus einer Höhlung hervor kriechen, gerade auf ihn zu. Auskegler, von der Landwirthſchaft her, verſteht ſich ein wenig auf die Naturgeſchichte, und ſo hat er gleich weg, daß dieſe zwey Hunde ein paar nette Wölfe ſind, zwar noch jung, aber doch Wölfe, und das iſt genug, um ſich das Genick brechen zu laſſen. Einen ſteckt unſer Held in den ohnedieß halbleeren Obſtſack; er gibt ein brauchbares Pelzwerk für die alte Muhme. Und nun ſchnell geradesweges fort über den Getreidemarkt.

Der aber iſt nicht voll Getreide, ſondern voll Schilf, hie und da ſind Stege gelegt, und Treppen von verſchiedener Geſtalt; man muß vorſichtig ſeyn; es iſt auch ſchon ziemlich dunkel. Der Auskegler iſt auch richtig recht vorſichtig; aber bey der Schwere ſeines Sackes und deſſen Schwanken, da der Wolf vielleicht wieder etwas lebendig geworden, verliert unſer Mann das Gleichgewicht, hält ſich zwar an einem Steggeländer, wird aber von der andern Seite von einer Brut Schlangen beläſtigt, die ſich um ſeine Füße wickeln. Er der Sohn des Feldes und des Waldes macht ſich nicht viel daraus, verſteht ſich; er ſchleudert das Gezücht verächtlich von ſich, peitſcht mit ſeinem Stecken den grünlichen See, und iſt alsbald bey der

ſteinernen Wiednerbrücke. Wenige Schritte noch, und er iſt am Ziele.

Aber auch dieſe wenigen Schritte noch werden ihm ſauer. Nicht, daß er drey Räuber, die ihn von der Waſſerwehre herauf angepackt, muthig und ſiegreich wieder hinab zu ſtürzen gehabt hätte, ſondern wie er ſchon nahe an der Carlskirche iſt, kommen die nähmlichen drey Herren ihm in den Rücken, und vorne hinter den blinkenden Säulen des Portals huſchen einige ſchwärzliche Geſtalten herum; von der rechten Seite nähern ſich zwey andere, von der linken Seite ebenfalls zwey andere. Der Auskegler iſt völlig umzingelt. Aber gerade in höchſter Gefahr erprobt ſich die Geiſtesgegenwart. Der Verfolgte iſt ſchon an den Häuſern, doch die Thore ſind zu. Schnell rafft er Steine auf, und ſchleudert ſie in mehrere Fenſter zugleich. Nichts natürlicher, als daß auch gleich Leute heraus kommen; nichts natürlicher, als daß die andern Leute, die Diebe ſich davon machen; und wieder nichts natürlicher, als daß das Haus, deſſen Thor ſich zuerſt geöffnet, dasjenige Haus iſt, in welchem des Auskeglers Muhme logirt.

So iſt überhaupt Alles, was unſer Obſthändler dieſen Abend ausgeſtanden, ganz natürlich zugegangen; aber wie ſchön natürlich ſieht es jetzt auf unſerm Glacis aus!? Wie kahl jedoch würde es da ausſehen, hätte man 1797 des nahenden Feindes halber, all die lieben Bäume gefällt, womit man ſchon begonnen. Allein derſelbe unvergeßliche Bürgermeiſter Wohlleben ſtemmte ſich energiſch dagegen; ihm haben wir zu verdanken, daß die herrlichſten Alleen noch da ſind, ihm, auf deſſen Betrieb auch Donners claſſiſche Statuen des Neumarkts 1801 wieder

an das Tageslicht gekommen, aus der Nacht der Vergrabenheit im bürgerlichen Zeughause.

Aber die Anlegung dieses Glacis müssen und werden wir ewig jenem Fürsten verdanken, dem erhabenen menschenfreundlichen, dem wir auch den Prater und den Augarten schuldig sind.

Ueberhaupt, Alle welche den Städtern Pflanzungen geben, sollen leben; Vegetation im Großen oder im Kleinen; nur Vegetation, nur Gras, nur Bäume! Hecken aber, Blumenzeug: daran liegt nichts; sie sind Hindernisse. Eine Allee ist zwar auch ein Zwang; indeß was will man machen!

Clery und sein „Journal."

Viele Lesefreunde und Buchhändler werden sich noch an eine bläuliche Broschüre erinnern, deren Titel ist: „Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI.; par Clery etc." Sie ist in groß Octav, einen Finger stark; als Titelbild hat sie den schön gestochenen Tempelthurm; rückwärts angeheftet ist ein Facsimile der Handschrift des unglücklichen Königs und seiner gewiß noch viel unglücklicheren Gemahlinn. Auf den ersten Blick zeigt sich, daß das Buch ein englisches Product sey. Diese Broschüre, 1798 gedruckt, brachte die Buchhändler zur Verzweiflung. Keine Parthie Bücher, in der, war sie auch noch so unbedeutend, nicht das Journal de Clery befindlich; in ansehn-

lichern Bücherſammlungen ſteckten oft 6—10—20 Exemplare Clery journal; kein Antiquar-Catalog, kein Auctionsverzeichniß ohne Clery journal; kein Menſch in Wien, der nicht hatte, oder wenigſtens geſehen hatte Clery journal; dem Journal de Clery konnte Niemand ausweichen, Niemand entgehen; Clery journal heftete ſich an alle Ferſen. Und nicht genug bloß franzöſiſch; auch engliſch, auch in deutſcher Ueberſetzung heftete ſich Clery journal an alle Ferſen. Wien war überſchwemmt damit; Tauſende von Exemplaren müſſen in das gute Wien hineingefluthet worden ſeyn. Es ging ſo wie mit des Grafen Ayala: „De la liberté et de l'égalité etc.;“ man konnte dieſen zwey Büchern nicht entrinnen; Jedermann war deren Opfer. Allein Gott ſey Dank, ſeit ziemlich vielen Jahren iſt Ruhe, ja, und was nicht unmerkwürdig iſt, jetzt wäre man froh, eines oder das andere wieder einmahl zu Geſicht zu bekommen; es knüpfen ſich ſo viele Erinnerungen daran, und es geht damit ſo wie mit den „Farbentrüherln“ zu 10 Kreuzer; für ein ſolches gäbe man gern eben ſo viele Gulden. Das Journal de Clery iſt durchaus in England gedruckt; und was durchaus in England gedruckt iſt, kann durchaus nicht in Wien gedruckt ſeyn, obwohl London und Wien ſeiner Zeit faſt gleichbedeutend waren. In Kayſers Bücherlexicon ſteht: „Wien 1798 (auch mit der Jahresz. 1812) Gerold;“ bey der deutſchen Ueberſetzung heißt es ebenfalls Wien 1812 Gerold, und früher: Hamburg 1798, Campe.

Von Clery's Journal nun glauben wir jetzt ſchon genug geſprochen zu haben. Reden wir jetzt vom Verfaſſer und ſeiner Perſon ſelbſt, indem wir das erzählen, was

wir von ihm wiſſen, ſo wenig es auch ſey, denn Herr H. Clery gehörte ein wenig uns Wienern an, als er noch lebte, und ſeit er todt iſt, gehört er uns ganz an; in unſerm Schooße ſelbſt liegt der Mann begraben. Er ſtarb erſt 47 Jahre alt, zu Wien 1809. Monsieur Clery war ein anſtändiger Mann; er war von der Ariſtocratie wohl gelitten; er hatte Geiſt, wie alle franzöſiſchen Kammerdiener, aber in ſeiner Lage etwas weniger Geiſt, denn ſeine Seele war geknickt; der Gram zehrte an ſeiner Lebenskraft. Deſſen ungeachtet machte er ſich darüber, Memoiren zu ſchreiben, denn jeder franzöſiſche Kammerdiener iſt ein geborner Memoiriſt, beſonders in ſo abenteuerlichen und tragiſchen Situationen, wie unſer guter Clery. Clery ſagte, ſeine Denkwürdigkeiten ſollten erſt 50 Jahre nach ſeinem Tode erſcheinen; ob er ſie aber vollendet, ob ſie aufbewahrt ſind; hier in Wien ſelbſt, und bey wem? das weiß der Himmel. Jedenfalls müßten wir aber noch ein Jahr warten auf die Mémoires de Mr. H. Clery. Clery war ein Milchbruder des Prinzen Rohan, geboren nächſt Verſailles 1762. Noch ein ſehr junger Menſch war er Kammerdiener des jüngſten Sohnes Ludwigs XVI.; dem König folgte er dann in die Gefangenſchaft des Tempels, und diente ihm da, wie man weiß, und wie aus dem Journal hervorgeht, mit unſäglicher Aufopferung, zärtlichſter Anhänglichkeit und unerſchütterlicher Treue; mit Rührung las man alles das in Clerys Mienen ſelbſt. Er liegt auf dem Kirchhof zu Hietzing begraben. Guter, rechtſchaffener Clery, ruhe ſanft!

Prinz de Ligne'sche Anecdoten.

Zu so manchen wohl wenig bekannten Bonmots des unversiegbaren Geistes-Crösus, Prinzen de Ligne, die wir in unsern Wiener-Memoiretten erzählt, hier indeß Folgende:

Der Prinz besaß eine Schreibfeder Friedrich's des Großen. Diese war ein Andenken, welches er selbst an sich genommen; sie gehörte zu seinen wertheſten Reliquien. Er bewahrte sie in einem Maroquin-Futteral von Berlinerblau auf. Wie er dazu gekommen ist, so: 1760 befand er sich bey Lascy's Armeecorps, welches siegend in Berlin und Potsdam einzog. Der Prinz both Alles auf, des Königs Palais und Anlagen zu schonen. So eignete sich in Sanssouci der Fürst Emmerich Eszterhazy bloß ein einfaches Gemählde zu; Lascy ein Schreibzeug; Odonell eine Flöte; de Ligne die einfache Schreibfeder. Wo mag sie seyn?

* * *

1770 ließ der Prinz einen Brief an Rousseau in öffentlichen Blättern abdrucken, und setzte seinen Nahmen bey. Der König von Preußen fragte ihn, ob der Brief wirklich von ihm sey. Die Antwort war: „Ich bin nicht berühmt genug, um zu veranlassen, daß ein Anderer sich meines Nahmens bedienen sollte."

* * *

„Was glauben Sie wohl, daß ein Mensch am liebsten seyn möchte?" fragte ihn Friedrich. Er antwortete: „Bis zum 30. Jahre eine wunderschöne Frau; bis zum 60. ein talentvoller glücklicher Feldherr; bis zum 80. ein Cardinal."

* * *

Eines Tages iſt die Rede vom öſterreichiſchen Militärdienſt. Der König ſagt: „Wiſſen Sie, daß ich ſelbſt in öſterreichiſchen Dienſten war? Meinen erſten Waffenrock trug ich für Ihr Haus. Himmel, wie die Zeit vergeht! Ich muß Ihnen ſagen, daß ich die letzten Strahlen des Genies Eugens aufgefangen habe.“ Der Prinz ſetzte hinzu: „Eure Majeſtät brachten Ihr eigenes Genie ſchon mit; es entzündete ſich nur an jenem des großen Savoyers.“

* * *

Einer ſeiner unnachahmlichen Briefe, gerichtet an die Marquiſe von Coigny, beginnt mit folgenden genialen Worten: „Wiſſen Sie, warum ich über Ihre Entfernung traurig bin, liebe Marquiſe? Weil Sie nicht ſind, wie andere Frauen, und ich nicht bin, wie andere Männer. Ich durchſchaue Sie beſſer, ich liebe Sie mehr, als Alle, von denen Sie umgeben ſind. Und wiſſen Sie, warum Sie anders ſind, als andere Frauen? Weil Sie ſo brav ſind, obgleich nicht alle Leute es glauben! Es iſt, weil Sie einfach und natürlich ſind, obſchon immer Geiſtreiches hervorbringend, oder vielmehr es in ſich ſelber ſchon hervorgebracht antreffen. Es iſt Ihre Natur. Man kann nicht ſagen, daß Geiſt Ihnen innewohnt, aber Sie wohnen im Geiſte; Sie jagen nicht nach dem Epigramm; aber es ſucht und findet Sie auf. Unſtreitig werden Sie im 50. Jahre Madame Deffant für das Pikante, Madame Geoffrin für die Vernunft, und eine Marſchallinn Mirepoir für den Geſchmack ſeyn.“ — Man hat, wenn wir nicht irren die Sevigné die „Königinn des Billets“ ge-

nannt; füglich könnte de Ligne, der „König des Briefes" heißen.

* * *

Im Beyſeyn Catharinens von Rußland gab man eines Tages Endreime auf. Der Prinz bemächtigte ſich derſelben, und recitirte auf der Stelle, ehrerbiethig an die Kaiſerinn ſich wendend, folgende Verſe:

A la règle des vers, aux lois de l'harmonie
Abaissez, soumettez la force du génie.
En vain il fait trembler l'ennemi de l'état
En vain à Votre empire il donne tant d'éclat.
Recherchez en rimant une paysible gloire,
C'est un chemin de plus au temple de mémoire.

Charmant!

* * *

In einem Briefe an den Kaiſer Joſeph (Eliſabeth-Gorod, Dec. 1787) erzählt de Ligne manches Pikante vom Fürſten Potemkin. Dieſer allmächtige Günſtling hatte unter Anderm den Einfall, ein Cavallerie-Regiment aus lauter Juden beſtehend, zu errichten. Während de Lignes Anweſenheit war ſchon eine Schwadron fertig. Unſer Prinz weidete ſich an dem poſſirlichen Anblick dieſer guten ehrlichen Mauſchel, wie ſie mit ihren langen Bärten voll Furcht zitternd zu Pferde ſtiegen, auf kurzen Steigbügelriemen kauernd ſaßen, verſtört umher blickten, und die lange Pike horizontal und bebend vor ſich hin hielten. De Ligne meint, ſie wollten imponiren, nähmlich für Koſaken gehalten werden. Das Regiment hieß „Iſraelowsky."

* * *

In einem Schreiben vom Jahre darauf, gleichfalls an den Kaiſer, kommen wieder Potemkin'ſche Curioſa vor. De Ligne machte ihm über ſeine Unthätigkeit Vorwürfe: „Man hört nichts von Ihren Heldenthaten," ſagte er. Doch wahrhaft originell, großartig, gascogniſch war der Beſcheid welchen er erhielt. Denn was machte Potemkin? Er veranſtaltet augenblicklich, daß eine Viertelſtunde darauf Couriere eintreffen mit der Nachricht einer gewonnenen Kaukaſus-Schlacht. „Sehen Sie nun" rief Potemkin unſerm Prinzen zu, „ob ich unthätig bin? Eben habe ich 10000 Circaſſier, Abyſſinier, Immaretten und Georgier getödtet; und bey Kinburn habe ich 5000 Türken niedergeſäbelt!" De Ligne ſagte hierauf: „Ich bin entzückt, mich ſelbſt ſo mit Ruhm bedeckt zu haben, ohne es gewahr zu werden, denn ich bin nicht von Ihrer Seite gewichen."

* * *

Wie Napoleon ſeine ſtrategiſchen Dispoſitionen mit Stecknadeln zu bezeichnen pflegte, ſo that Potemkin dieß mit Diamanten, das heißt, er belegte die Linien ſeiner Stellungen mit den koſtbarſten Edelſteinen. Eines Tages kommt de Ligne dazu, wie Potemkin an einem Tiſche ſitzend eben ſolche, und zwar ungeheure Schlachtlinien zieht. Oben auf lag ein reiches Vließ 100000 Rubel werth. Er ſchreibt darüber an den Kaiſer Joſeph: „Ob es nur da lag, um mir zu bedeuten, daß er die Kaiſerinn bereden wolle, es mir zu verehren wenn ich ihr ſchriebe, daß Alles gut gehe; oder um mir zu verſtehen zu geben, daß er es ſich ſelbſt ſchenken werde, wenn Eure Majeſtät ihm das Band dazu geben möchten??" Fürwahr ſehr poetiſch! Wenigſtens ſehr ſubtil.

* * *

Von Potemkin pflegte de Ligne zu ſagen: „Es iſt wahr, er ſpielt mit Diamanten und mit Menſchenleben; aber gewiß iſt: er hat Geiſt, originellen Geiſt, und deßhalb das Vorrecht, ein wenig ein Narr zu ſeyn, denn dieſe beyden Dinge ſind unzertrennlich.“ Wohl recht à la française, gedacht von einem Manne, der unter den Pariſern ſelbſt, wie noch keinem Fremden begegnet, als Vorbild ſtatt als Nachbild galt.

* * *

Man brachte dem Prinzen das Verzeichniß einer Bücherverſteigerung. Eben gelaunt, es durchzuſehen, that er das, und hieß den Ueberbringer warten. Der Catalog enthielt aber eitel Schofel, werthloſe Broſchüren ꝛc. Unwillig gab ihn der Prinz zurück mit den Worten: „Sonſt machte man aus Büchern Maculatur; jetzt macht man aus Maculatur Bücher.“

Thanon der Luſtigmacher.

(Tradition).

Gewiß macht der claſſiſche Flögel in ſeiner Geſchichte der Hofnarren, luſtiger Räthe, und Privat-Spaßmacher von unſerem wieneriſchen Thanon keine Erwähnung; das nehmen wir aus guten Gründen von vorn herein an.

Dieſer Thanon mit dem Spitznahmen „Baron Zwiefel“ führte ein ſehr luſtiges Leben, hatte aber einen ſehr tragiſchen Ausgang; denn nachdem er ziemlich viele Jahre lang durch ſeine Poſſen manchen großen Herrn ſo zum

Lachen gebracht hatte, daß dieſer wie man ſagt, hätte aus der Haut fahren mögen, fand ſich der Baron Zwiefel zuletzt genöthigt ſelbſt aus der Haut zu fahren, da ſein Los darin beſtand, lebendig geſchunden zu werden, und zwar von ſeinen eigenen Landsleuten und Brüdern, mit denen er noch kurz zuvor Spaß getrieben. Dieſe entſetzliche Execution, eine gräßliche Aeußerung der blinden Volkswuth, fand den 25. July 1683 auf dem Petersplatz ſtatt, damahls Petersfreythof geheißen.

Dieſer 15. July oder der erſte Tag der türkiſchen Belagerung beſagten Jahres, war der erſte Tag der zweyten und letzten türkiſchen Belagerung Wien's. Es geſchah, daß um 2 Uhr nach Tiſch das Schottenkloſter in Brand gerieth; die Kirche, deren Glocken zerſchmolzen, dann das nebenſtehende Haus zu den 3 Hacken, das nähmliche Gebäude, welches vor etwa einem halben Jahrhundert mit Hinzufügung eines Stockwerks in das Hôtel zum römiſchen Kaiſer umgewandelt wurde. Die 3 Hacken ſtanden in Flammen, und dieſe ergriffen nun das Zeughaus, das Zeughaus an einer Stelle, von der nur wenige Schritte 1800 Fäſſer Pulver lagen. Zünden dieſe, ſo iſt halb Wien verloren, ſo iſt ganz Wien in den Händen der Türken, ſo erfolgt, Gott weiß was Alles nicht nur in Wien und Oeſterreich, ſondern in ganz Deutſchland und ſo weiter. Schon zwey Fenſter waren von den Flammen ergriffen, glühende Kohlen und brennendes Holzwerk fielen auf den Holzboden hinab, auf welchen die Pulverfäſſer lagen, und dieſe Dielen begannen ſchon entzündet zu werden. Wohl ſtürzte der entſchloſſene Zeug-Lieutenant Wenz. Cumpert herbey, und begoß die Fäſſer und den Boden; allein das

würde wenig geholfen haben, wäre nicht die Quelle der Gefahr ſelbſt augenblicklich verſtopft worden. Graf Sereny, Graf Guido Starhemberg, dieſer Unerſchrockenſte unter den Tapfern, der Bürgermeiſter und Stadtoberkämmerer veranſtalteten nähmlich, daß jene beyden verhängnißvollen Fenſter, verſteht ſich in größter Eile mit Ziegeln verlegt, alſo gleichſam vermauert wurden; und da dieſe Arbeit mitten in den wogenden Flammen ſelbſt verrichtet werden mußte, ſo kann man ſich von der Herzhaftigkeit und Ausdauer der Werkleute einen Begriff machen, und wird keinen Anſtand nehmen, ſie der Reihe der Helden beyzuzählen. Die Gefahr jedoch wäre gleichwohl noch nicht bewältigt geweſen, hätte der Wind die Flammen nicht plötzlich und kräftig ſo gepackt, daß ſie auf die gegenüberſtehenden Gebäude getrieben wurden, und ſomit die gräßliche Gefahr abgewendet.

Inzwiſchen entſtand und verbreitete ſich das Gerücht, das Feuer ſey durch ungariſche Malcontente oder türkiſche Anhänger entſtanden, um den erſten Sturm zugleich zu einem entſcheidenden zu machen. Das erhitzte Volk tobte racheſchnaubend umher, die Thäter zu entdecken. Man ertappte einen jungen Menſchen, der in weibliche Kleider gehüllt war, und zerriß ihn augenblicklich in Stücke. Alle nur halbwegs verdächtig ſcheinenden Perſonen wurden mehr oder weniger gewaltthätig mißhandelt; es war genug, irgend ein ungariſches Kleidungsſtück auf dem Leibe zu haben, oder halbwegs einem Ungar ähnlich zu ſehen. Chriſtoph Zweyer, ein Officier aus den ungariſchen Bergſtädten, der als Paſſagier, in den 3 Hacken wohnte, wurde, als er ſeine Effecten aus dem brennenden Hauſe fortbrin-

gen ließ, ergriffen, geſchlagen, geplündert und in's Gefängniß geworfen, weil das Volk einige Stäbe, die ſich unter ſeinen Habſeligkeiten befanden, für Raketenſtecken hielt.

Am Schlimmſten aber erging es dem armen Baron Zwiefel. Der war über den Hof herunter in Geſellſchaft einiger vornehmer Herren, bey denen er ſo eben getafelt hatte, zu dem Schauſpiel gekommen, und beging die Unvorſichtigkeit, ſeine Gloſſen darüber zu machen. Schon von Natur aus lebhaft und excentriſch, von den Genüſſen einer reichlichen Mahlzeit insbeſondere erregt, vergaß ſich der luſtige Tiſchrath ſo weit, ſeine ſatyriſchen und ſchalkhaften Poſſen hier fortzuſetzen, und einige magyariſche Flüche mit einzumengen. Das Volk, welches dem ſchnurrigen Kauz zugethan war, würde vielleicht, hätte er ſich bey Zeiten entfernt, darüber hinaus gegangen ſeyn. Allein Baron Zwiefel hatte den unglücklichen Einfall, ein Piſtol zu ziehen und auf das brennende 3 Hackenhaus loszudrücken, wahrſcheinlich blos aus trunkenem Uebermuthe. Der Pöbel aber nahm den Schuß für ein meuteriſches Signal, und fiel über den armen Hofnarren her, in keiner andern Abſicht, als ihn ſo in Stücke zu reißen, wie jenen maskirten Jüngling. Da ſprang aber (ſo wird erzählt) ein Fleiſcherknecht mit ſeinem Meſſer hinzu, und verlangte, daß der Aufrührer geſchunden werde bey lebendigem Leibe; das ſey ſein, des Kerls Geſchäft, und er werde es gut machen. Der fanatiſche Pöbel gab brüllend ſeinen Beyfall zu erkennen, und legte gleich Hand an. Mehrere Anhänger des Verurtheilten nahmen ſich ſeiner an, thaten Einſpruch gegen ſolch cannibaliſches Verfahren; einige Cavaliere ſelbſt

ſprachen zu Zwiefels Gunſten, bothen Geld und andern Lohn. Während ſich nun ſo im Volke Partheyen bildeten, entriß man ſich das beklagenswerthe Opfer wechſelweiſe, hin und her wogend mit ihm, ſelbes umher zerrend, und ſo wälzte ſich der Schwall über den Heidenſchuß hinauf bis zum Petersfriedhof, woſelbſt endlich der wuthſchäumende Fleiſcher die grauenhafte Operation vollzog. Wohl mag der Unglückliche auf dem Executionsplatze nicht mehr in lebendem Zuſtand angekommen ſeyn.

Der arme Thanon, der nicht eine Faſer von rebelliſcher Natur an ſich hatte, und ſich vielmehr bey zahlreichen Anläſſen als der beſte Patriot von der Welt bewährt gehabt, wurde nach verübter Gräuelthat vom Volke aufrichtig bedauert. Es wollte ihm ſogar ein Grabmahl errichten, und verfolgte den mordſüchtigen Metzger auf jegliche Weiſe, ſo, daß dieſer aus dem Land flüchtete.

Carl's VI. letzte Lebenstage.

Dieſer Fürſt litt an der Fußgicht, und hatte zuweilen Herzbeklemmung. Anfälle davon hatte er auch im Beginn des Octobers 1740. Deſſen ungeachtet ließ er ſich ſelbſt von den Aerzten nicht abhalten, auf die Jagd zu gehen. Die Witterung war ſchon rauh; ein kalter Regen fiel, und es ſchneyte bereits. Gleichwohl zog er nach Halbthum auf die Jagd, und ſtrengte ſich ſehr dabey an, obſchon ihn Leibgrimmen plagte. In der Nacht des 10. October hatte er heftige Magenſchmerzen; er hatte des Abends

viel Schwämme mit Oehl gegeſſen. Es kam zu häufigem ſehr angreifendem Erbrechen. Des Morgens befand ſich der Kaiſer ſehr übel und ſchwach. Er kehrte nach Wien zurück, aber in einem ſo erſchöpften Zuſtande, daß er unter Weges einige Mahle ohnmächtig wurde, und bey der Ankunft in der Favorite (bekanntlich das Gebäude, in welchem jetzt das Thereſianum) als man ihn aus dem Wagen hob, beynahe für todt gehalten wurde. Vorzüglich durch Ruhe erhohlte er ſich jedoch einigermaſſen wieder, ſo daß man ihn außer Gefahr glauben konnte. Doch am 12. kehrte das Erbrechen wieder und zwar mit ungemeiner Stärke; ein hitziges Fieber ſtellte ſich ein; die Schmerzen des Podagra nahmen zu. Man fing an, ihn verloren zu geben. Er trug ſeine Leiden um ſo mehr mit Geduld und Gelaſſenheit, als er nicht einen Augenblick an ſeiner Wiederherſtellung zweifelte, und über die Verſicherungen der Aerzte, daß augenſcheinliche Gefahr vorhanden ſey, ſogar ſcherzte. Als ſie jedoch ihre Erklärungen mit Feſtigkeit erneuerten, änderte er ſeine Meinung, aber nicht ſeine ruhige Stimmung. Sie beriethen ſich an ſeinem Bett laut über ſeinen Zuſtand; und da ſie in ihren Anſichten ſich nicht vereinigen konnten, ſagte er: „Laſſet das ſtreiten! Wenn ich todt bin, ſo öffnet meinen Körper; dann werdet Ihr ſchon finden, was die Urſache meines Todes war.“ Jetzt aber bereitete er ſich ſelbſt darauf vor, aus der Welt zu ſcheiden; er empfing die Sterbeſacramente, und traf ſeine Verfügungen über die Thronfolge. Er beſchied ſeine Miniſter zu ſich, ordnete das Nöthige an, und dankte ihnen, beſonders aber dem Grafen Starhemberg für die geleiſteten Dienſte. Er nahm Abſchied von

ſeiner Familie. Seine Gemahlinn war die letzten 6 Nächte nicht einen Augenblick von ſeinem Bett gekommen. Seine älteſte Tochter, Maria Thereſia hinderte man, ihrer vorgeſchrittenen Schwangerſchaft wegen, ihn noch zu ſehen, Er ſendete ihr ſeinen Segen. Der Erzherzog Carl von Lothringen verging in Schmerz und ſeine Thränen floſſen. Der Kaiſer, in völliger Ruhe, ſuchte ihn zu tröſten und ſagte: „Weine nicht; ich bitte Dich; fürwahr Du verlierſt einen treuen Freund.“ Mit Thereſiens Gemahl hatte er in den allerletzten Momenten eine geheime Unterredung die zwey Stunden währte. Carl VI. ſtarb in der Nacht vom 19. auf den 20. October, nach Mitternacht. Zu Bette gelegt hatte er ſich den 14. Eines ſeiner letzten Worte war: „Barcellona!“ Er hatte ſich die Urne zeigen laſſen, in welcher ſein Herz aufbewahrt werden ſollte, und bey ihrem Anblick geäußert, daß ſie viel zu klein ſey. Das beſtätigte ſich auch. Er ward nicht älter als 55 Jahre. Er war von mittlerer Statur, hatte eine bräunliche Geſichtsfarbe, vorſtehende Unterlippe und einen feſten durchdringenden Blick. Seine ganze Perſönlichkeit ſprach ſpaniſchen Ernſt und deutſche Freundlichkeit aus.

Audienzen bey dem Kaiſer Franz.

Häufig war ich veranlaßt, bey Seiner Majeſtät dem Kaiſer Franz Audienz zu nehmen, in frühern Jahren in Angelegenheiten meines ſchon betagten Vaters, ſpäter in meinen eigenen.

In jener früheren Zeit hielt es sehr leicht, zur Audienz zu gelangen, da der Monarch noch nicht so beyspiellos überlaufen wurde, wie nachher. Gesammt-Audienzen glaube ich, gab es damahls noch gar nicht; die meinigen waren alle separate, wie man jetzt sagt: Privat-Audienzen, bis auf eine, um das Jahr 1820, wo die Collectiv-Audienzen schon mehrere Jahre bestanden. Man ließ sich, mit allgemeiner Nennung der Angelegenheit, aufschreiben, und konnte sich am Audienztage während der Sommermonathe schon um 5 Uhr des Morgens einfinden.

Das Local im Schweizerhofe war mehr ein großes Gemach als ein eigentlicher Saal, mit wenigen Meubeln, die aus einem nicht großen Schreibe- einem andern Tisch, einem Fachschrank und einer Anzahl Stühlen bestanden. Der Monarch pflegte in einer Fenstervertiefung zu stehen, zuweilen vorzutreten und sich bis etwa in die Mitte des Zimmers zu begeben. Er trug Generals-Uniform, doch ohne Degen und Sporen; sein Haupt war unbedeckt. Die Audienzen währten bis zur Mittagszeit ohne Unterbrechung; durch diese ganze lange, wohl vielfach irritirende Zeit genoß der Kaiser keine andere Labung, als etwa 2—3 Mahl eine Tasse Fleischbrühe.

Mit Niemanden auf Erden sprach man sich so leicht, als mit dem Kaiser Franz. Der erste Empfang schon war Zuversicht einflößend. Geduldig und ruhig hörte der Kaiser an, nickte zuweilen wie beyfällig, und rieb sich häufig die Hände. Seine meist mild-ernste Miene hatte den Ausdruck der wärmsten Theilnahme. Seine gewöhnlich hastig vorgebrachten Bemerkungen, Fragen und Einwendungen waren äußerst überraschend; sie zeugten von einem außer-

ordentlich ſcharfen, durchdringenden, ſichern, practiſchen Blick in die Verhältniſſe; der geſunde helle Verſtand dieſes Mannes mußte in Erſtaunen ſetzen; Alles hatte er ſogleich durchſchaut und mit ein paar Worten ſo characteriſtiſch und richtig beurtheilt, daß Alles erſchöpft war. Das Sprichwort: „Den Nagel auf den Kopf treffen" verwirklichte ſich wohl bey wenig Sterblichen, in ſolch hohem Grade. Des Kaiſers wunderbares Gedächtniß iſt weltberühmt. Seine häufig angewandten Entlaſſungsworte; „Wir werden es ſchon machen" enthalten den beruhigendſten, tröſtendſten, humanſten Sinn. Wer ein zweytes, ein drittes Mahl zur Audienz eintrat, wurde faſt immer ſogleich wieder erkannt, oft nach Jahren noch. Nicht ſelten waren da des Monarchen Worte dieſe: „Nun, nun, ich kenne Sie ſchon; was haben Sie denn wieder, ſagen Sie nur!" Dieſe Worte waren aber in dem weichſten leutſeligſten Tone geſprochen, und gewiß ſehr geeignet, den Bittenden zu ermuthigen. Der Kaiſer liebte es, daß man ſich bündig ausdrücke; er ſelbſt war nichts weniger als redſelig, vielmehr beobachtete er überall eine gewiſſe Kürze und Beſtimmtheit. Daß er ſich des Wiener-Dialects bediente, weiß man; auch Joſeph II. und die große Thereſia ſprachen ſo.

Um das Jahr 1811 mußte ich Seine Majeſtät mehrmals beläſtigen. Es handelte ſich um die Verlängerung des Privilegiums auf den Militär-Schematismus, dann um die Bewilligung zu einer Leihbibliothek; ferner um jene zu einer Lotterie militäriſcher Bücher. In ſpäteren Jahren war ich in meinen eigenen Angelegenheiten bey Seiner Majeſtät, einmahl mit einem Finanzproject,

weßhalb ich mit dem Miniſter Grafen Wallis mündlich zu verhandeln bekam. 1820 überreichte ich dem Kaiſer mein Converſationsblatt, bey deſſen Empfang er ſagte; „Ich kenne die Zeitſchrift, aber ich habe zu viel Geſchriebenes zu leſen, ſehen Sie hier.“ Bey dieſen Worten hob er einen Pack übernommene Geſuche in die Höhe. Es war nähmlich eine Collectiv-Audienz, bey welcher der Monarch die Jäger-Uniform und ſtählerne Sporen trug. Mehrere Jahre darauf bewarb ich mich um die Erlaubniß, von unſern beyden Geſetzbüchern eine ſehr wohlfeile Privat-Auflage für das Volk zu veranſtalten, ausgehend von der Anſicht, daß die Nation, um die Geſetze zu beobachten, ſie erſt kennen müſſe, die Anſchaffung des Geſetzbuches aber zu hoch komme. Ich hatte mich anheiſchig gemacht, dem Invalidenfonde eine bedeutende Summe zuzuwenden, uad die Auflage nur ein für allemahl zu veranſtalten. Mein Geſuch wurde zwar abgelehnt, allein ich hatte die freudige Genugthuung, zu ſehen, daß doch in meine Grundidee war eingegangen worden, denn ein paar Tage nach Erhalt des Beſcheides las man in der Wiener Zeitung die Ermäßigung des Preiſes des Geſetzbuchs, von 2 fl. 24 kr. auf Einen Gulden, welcher wirklich ſehr geringe Preis noch beſteht.

Noch einige Züge von Werner *).

Der unvergeßliche Gewey war einer der eifrigſten und durchdrungenſten Zuhörer der 'Werner'ſchen Predigten. Gewey, obſchon im hohen Grade jovial, was aus ſeinem Eipeldaner wie aus ſeinen früheren Luſtſpielen genugſam hervor geht, war gleichwohl von ernſter Moralität, und in letzterer Zeit religios, beynahe bis zu dem, was man heut zu Tage Pietismus nennt. Er hatte zuweilen ſchwärmeriſche Anfälle, myſtiſche Viſionen; es wird daher ſehr erklärlich, daß Werner's Erſcheinung ihn mächtig anzog; er hegte aufrichtige Verehrung und Hingebung für ihn. Eines Abends beſucht Gewey eine der häufigen Muſikproductionen des gelehrten Tonmeiſters Hofrath v. K. und erblickt da auch Werner. Voll freudiger Ueberraſchung nähert er ſich ihm, macht Miene, ihm die Hand zu küſſen und findet nicht Worte, ihm ſein Dankgefühl auszudrücken für den beſeligenden Einfluß, den Werner's Predigten auf ihn ausgeübt. Werner aber bey dieſen enthuſiaſtiſchen Beyfallsbezeigungen ganz kalt, dankt ruhig für alle die Huldigungen, macht eine Verbeugung, und wendet ſich ab, aber nur um Jemanden zu fragen, wer denn der allzu gütige Herr ſey. Nachdem er das erfahren, geht er auf Gewey zu, und ſagt in voller Höflichkeit: „Das Danken iſt an mir, mein werther Herr: ich meiner Seits muß Ihnen ſehr verpflichtet ſeyn, denn Sie lehren mich den Ton, durch welchen man hier ſein Glück machen kann.“ Es verſteht ſich, daß hierunter die Eipeldauer-Briefe gemeint waren. Es zeigt aber zugleich an,

*) Andere in den frühern Bänden der Wiener-Memoiren.

daß Werner, damahls erſt kurze Zeit in Wien, weder die Wiener noch den Eipeldauer begriff. Obige Anecdote hat Gewey ſelbſt erzählt.

* * *

Als 1814 zu Wien die Nachricht von Iffland's Ableben eintraf, und freylich kein Menſch die Ahnung hatte, daß er nach vollen 30 Jahren wieder auferſtehen werde, fand ſich Werner zu einem Gedichte angeregt, welches damahls häufig circulirte. Ich zweifle ſehr, daß es in ſeine geſammelten Werke mit aufgenommen ſey; es iſt folgendes:

„An Iffland's Grabe. Vom Verfaſſer der Weihe der Kraft.

Wien den 2. October 1814.

Am Abende des Tages, als der Verfaſſer hörte, daß Iffland in der ſogenannten Weihe der Kraft zum letzten Mahl als Martin Luther ſeine ſchönen Kräfte verſchwende.

Ein Künſtler kann Verworr'nes Gott entfalten,
Was dunkel, ſchwach, zu klarer Kraft hingeben;
Doch ſündig zieht oft freches Meiſterſtreben
Des Chaos Schöpfung lügend zu entfalten.

So ſchuf Dein Spiel — ach könnt' ich mich enthalten
Zu danken Dir, was Gott uns mag vergeben;
Es log Dein Ernſt — drob füllt mich Reue', Leben
Aus meinem Lügenſchoße Lichtgewalten

Wenn Du Erbarmen findeſt, wie wir hoffen,
Denn hoffen ſoll der Menſch, muß gleich er zagen,
Dann denk dort mein, wie ich hienieden Dein will denken.

Der Obermeiſter wird den Meiſter fragen
Habt ihr das Ziel, das ich euch wies, getroffen?
Dann mög' er unſrer Unkraft Weihe ſchenken."

* * *

1822, als ich an Michael Schmidl's Statt den bey Gerold erſchienenen „Literariſchen Anzeiger" redigirte, wollte ich in ſelbem Werner's Biographie liefern, und ſchrieb ihm deßhalb nach Enzersdorf bey Brunn am Gebirge. Er antwortete, daß er nichts dagegen habe; nur wünſche er, das Manuſcript vorerſt durchzuſehen, was ſich übrigens wohl von ſelbſt verſtand, und um was ich ihn ausdrücklich ſchon deßhalb gebethen hatte, daß irrige Daten vermieden würden. Einige Tage darauf ſchrieb er, den Artikel werde er ſelbſt liefern, worauf ich entgegnete, er ſey, nach der Grundlage des Felder-Weißenegger'ſchen Lexicons der katholiſchen Geiſtlichkeit ſchon fertig. Als Antwort erhielt ich nun dieſen Artikel Wort für Wort aus dieſem Lexicon und ganz von Werner's Hand geſchrieben. Wie ein poetiſcher, productiver Kopf ſo Etwas im Stande ſeyn könne, iſt mir noch jetzt unbegreiflich, und der Artikel wurde dann in der Zeitſchrift ſo abgedruckt. War er auch urſprünglich von Werner verfaßt, ſo bleibt doch ſolch ein mechaniſcher Actus gewiß nicht unmerkwürdig.

Alte Neujahrsſachen.

Zwiſchen dem uralten Hauſe zum Elephanten auf dem Graben, dem uralten mahleriſchen Gitterbrunnen und dem vor ſelbem gegen die Hauptpaſſage zu huckenden uralten Kaſtanienweib („Keſtenbraterinn") war es in den 90er Jahren, in den letzten Decembertagen ſchwer durchzukommen ohne zu kämpfen. Ein Ausländer würde geglaubt haben, es ſey ein Auflauf, wie Mrs. Trollope, auf dem Michaelsplatz ankommend, es geglaubt; und im Grunde, es war auch ein Auflauf, eine ſolche dichte Maſſe von Leuten, daß der Weg vor der Fronte des Hauſes zur Krone oder zum Elephanten völlig verſperrt war.

Dieſes Haus wird noch urälter werden, hoffen und wünſchen wir, denn die neuen Häuſer ſind uns ein Gräuel, ſchon deßhalb, weil ſie aller Wahrheit entbehren; es iſt noch zu ſehen, und nimmt ſich ſehr hiſtoriſch, ſehr reſpectabel aus. Aber der hiſtoriſche ſehr reſpectable Brunnen mit dem zierlichen geſchnörgelten runden eiſernen Gitter iſt verſchwunden, (wie jener noch zartere lieblichere filigraniſche des Landhauſes), nur noch abgebildet zu ſehen in dem Folianten der Thereſianiſchen Erbhuldigung. Und ganz für immer und ewig dahin iſt die pittoreske „Keſtenbraterinn," ſo dort ihren Stand oder eigentlich Sitz, ihren Witwenſitz hatte, mit Geſchrey ihre Waare ausbiethend, 20 Stücke um einen Kreuzer; jedoch im lieben Andenken gar mancher Wiener lebt ſie noch, ſolcher, die damahls Kinder oder ſo überhaupt junge Leute geweſen, und jetzt ſchier Greiſe ſind.

Was nun unſren guten Auflauf betrifft, ſo war er eigentlich künſtleriſcher und complimentiſcher Natur. Der

Sturm galt dem Hauſe zur Krone, weil ſich in dieſem Hauſe eine Kunſthandlung befand, wie ſich denn daſelbſt, nur mit etwas geänderter Localität noch gegenwärtig eine befindet. „Joſeph Eder“ war die Firmatafel. Der Sturm alſo galt den Neujahrsbilleten, ſolchen Neujahrsbilleten, wie man ſie ſeit lange nicht mehr hat, und nicht mehr haben will, und womit man Recht hat. Alle Leute wollten und mußten derley Billete bey Eder auf dem Graben kaufen; alle Leute ſtrömten alſo zu Eder, und daher iſt der Auflauf leichtlich zu erklären. Man war wirklich in Gefahr, zu erdrücken oder erdrückt zu werden, und, wie ſich leicht erachten läßt, wurden viele, ſehr viele ſolche Billets nicht gekauft, ſondern unbezahlt gelaſſen, vielleicht ein Sechstel der ganzen Maſſe. Der kleine ſchmächtige Eder, ſeine voluminöſe Frau und ein Perſonal von 10 bis 12 Leuten (für mehr war im Hintergrund der zwey Ladentiſche nicht Raum): wie hätten die im Stande ſeyn können, einen ununterbrochenen fluthenden ſtrömenden Andrang von vielleicht hundert Liebhabern, Käufern und Gratisabnehmern zu befriedigen, zu überwachen, zu controliren? Unter ſolchen Umſtänden blieb denn nichts übrig, als die Preiſe der Waare etwas höher zu ſtellen, was wohl mit möglichſter Beſcheidenheit geſchehen. Auch am Neujahrstage ſelbſt tobte dieſer Orkan. Die für dergleichen Billets, Taſchenbücher u. dgl. während dieſer paar Tage eingegangene Baarſumme war dann freylich enorm, da ſie Tauſende betrug.

Ein großer Theil dieſer Billets beſtand aus „geſtickten.“ Dieſe pflegten von der Größe eines halben Octavblattes zu ſeyn, eingehüllt in ein farbiges Briefcouvert, in

welchem ſie aufgeklebt waren. In der Mitte des Billets war ein auf Seide abgedruckter Glückswunſch, entweder ganz offen, oder mit einem verzierten Blättchen zum Aufheben überdeckt Die Einfaſſung auf der ganzen Fläche beſtand aus ziemlich ordinärer Stickerey von Flittern und Seide. Ein ſolches Billet koſtete gewöhnlich nicht weniger als einen Gulden Conv. Münze. Dann gab es ſogenannte mechaniſche oder Zugbillete, die wohl der Kunſthändler Joſ. Friſter aufgebracht haben mag. Man zog an einem Bändchen, und aus den Wolken ſchwebte ein Genius mit dem Wunſch in der Hand; oder man drehte an einer vorragenden Scheibe, und aus der Baumgruppe flog eine Taube, den Wunſch im Schnabel. Großen Beyfall fand das mechaniſche Vigano-Billet. Selbes ſtellte ein elegant möblirtes Zimmer vor, in deſſen Mitte ein Spiegel, dieſer war von Jungfernglas. Man drehte, und Vigano ward in dem Spiegel ſichtbar. Derley Billets, weil ſie weder Gold- noch Silberſtickerey hatten, koſteten gewöhnlich nur einen Zwanziger. Ferner hatte man gedruckte Gratulationsbriefe in ſehr kleinem Format mit farbigem Umſchlag; ein ſolcher Brief koſtete einen Groſchen. Mode waren auch illuminirte Almanach-Einbände mit Glas belegt, zuweilen auch mit beweglichen Zugfiguren: ein Spiegel neben dem Titelblatt war häufig; ſchmale Kalenderchen, Fingerkalender genannt (weil ſie wirklich mit der Geſtalt eines Fingers Aehnlichkeit hatten) hielten ſich lange.

Anfangs des neuen Jahrhunderts trat ein Privatier, Nahmens Adamek, als ſtarker Concurrent mit derley Billets auf. Er hatte eine förmliche Fabrik in ſeiner Woh-

nung auf dem Kohlmarkt beym weißen Hahn, und trieb die Sache en gros. Adamek verſendete ſeine Artikel in Anzahl an Buchhändler und Buchbinder in die Provinzen auf Jahresrechnung in Commiſſion, und machte glänzende Geſchäfte. Bald aber änderte ſich der Geſchmack, und nach 1810 war faſt nichts mehr von derley Herrlichkeiten zu ſehen.

Es gab Perſonen, welche gewohnt waren, nicht nur dergleichen Billets, ſondern alle Gattungen ſelbſt die einfachſten Neujahrskarten, wie ſie ihnen zugeſendet worden, aufzubewahren, Jahr für Jahr. Es gab auch Andere, die darauf ausgingen, alle Arten Billets zuſammen zu bringen, ſyſtematiſche Sammler von Viſitkarten. Bey manchen Perſonen häuften ſich alſo Tauſende von ſolchen Andenken, und das gab wirklich einen ſehr intereſſanten Genuß; es war ein lebendiges Muſterbild zur Geſchichte des Geſchmacks und der Mode; ſolch ein Billeten-Cabinett erinnert an unzählige oft ſehr merkwürdige Dinge und Beziehungen aus frühern und viel frühern Jahren. Beſonders die einfachen Viſitkarten (weißgepreßte waren ſehr beliebt) auf die man ſeinen werthen Nahmen zu ſchreiben pflegte, hatten ein eigenes Intereſſe; man ward nach Jahren wieder an Leute erinnert, die ſchon längſt verſchwunden waren und beſaß deren Handſchrift zum Andenken. In unſern Augen wäre eine möglichſt vollſtändige Sammlung ſolcher Billete, etwa von 1780 an bis gegen 1810 zu, von unbezahlbarem Werthe; und wenn man nur ein klein wenig darüber nachdenkt ſo wird man uns Recht geben. Sollte noch eine dergleichen Collection exiſtiren, ſo würde es uns außerordentlich freuen, davon in Kenntniß

geſetzt zu werden. Wir hätten einen literariſchen Zweck dabey. Allein wir fürchten, daß alle dieſe kleinen Monumente auf immer verſchwunden ſeyen, da ſie wohl unter die Dienſtbothen, in die Hände der ſchrecklichen Kinder oder ſonſt in profane Hände gerathen ſeyn mögen, und ſomit der Vernichtung preisgegeben. Jammerſchade!

Eine algieriſche Dame.

(Schwank und keiner).

Zehn Jahre früher als der curioſe Lord Baltimore mit ſeinem niedlichen Harem (von welchem in den Doſenſtücken und in dieſen Localfrescen erzählt) ſich in Wien befand, hatte daſelbſt eine curioſe Africanerinn ihren Aufenthalt genommen.

Die Veranlaſſung dazu war die im October 1758 erfolgte Ankunft des algieriſchen Geſandten Demetrius Marcachi mit ſeinem conpendioſen Reiſe-Harem. Es hatte ſich bey ihm nur um Complimente gehandelt, hinſichtlich des bereits zu Stande gekommenen Friedensſchluſſes, und er zog, ohne viel Spectakel gemacht zu haben, mit ſeinen Damen zu Pferde wieder ab.

Es waren ihrer acht, wie bey dem curioſen Lord, nur konnte man leider ihr Antlitz nicht zu ſehen bekommen. Um ſo mehr alſo war das Wiener Publicum überraſcht und bewegt, als einige Tage darauf eine dieſer acht verſchleyerten Africanerinnen in der Kärnthnerſtraße zum Fenſter heraus ſchaute mit ganz unverhülltem Geſicht,

aber in demſelben pomeranzenfarbnen Kleide, in welchem man ſie zu Pferde geſehen hatte. Auch den nähmlichen ſchwarzen ſammtenen Turban mit dem ungeheuren Diamant hatte ſie auf dem Kopfe. Das Gebäude, welches ſo glücklich, dieſe außerordentliche Ausländerinn zu beherbergen, und aus deſſen Eckfenſter ſie auf die gaffenden Leute herab ſah, iſt das linke Eckhaus der Weihburggaſſe, in welchem damahls ſchon die mit Recht immer berühmter werdende Nürnberger-Handlung etablirt war, zur Stadt Nürnberg*) ſelbſt genannt. In jenem Eckfenſter lag Fatime Hetſchrtibu mehrere Stunden des Tages, ſah über die Stadt Nürnberg und über die Leute der Stadt Wien kaltblütig hinweg, und rauchte, wie in ſüße Träumerey verloren, ihre lange Pfeife, klopfte dieſe auch auf die Köpfe dieſer unromantiſchen Leute aus. Man balgte ſich um die Stäubchen Aſche; es gab Schlägerey, blutige Händel; die Straße war verſtopft; kein Wagen konnte mehr hindurch. Da zog ſich Fatime Hetſchrtibu zurück.

Es war dieſe curioſe Africanerinn, wie es hieß, in Conſtantine geboren, oder ſonſt irgendwo, was bey einem ſchönen Frauenzimmer völlig gleichgültig iſt. Wenn wir aber ſagen „ſchön", ſo iſt dieß kein ſo gewöhnliches Schönſeyn, o Gott nein, o nein, o Allah; man kann ja gar nicht ohne Begeiſterung, ohne Entzücken an dieſe wirklich extrem curioſe Schönheit denken; die Sprache kündigt Einem den Dienſt auf; die Feder entfällt der Hand; Entzücken übermannt uns, und wir taumeln, und lallen,

*) Thatſächlich iſt, daß in dem benannten Hauſe ein Dämchen gewohnt, ſo ſich für eines aus des algier'ſchen Geſandten Gefolge ausgab.

lallen: Allah, Allah iſt groß. Alſo und faſt nicht anders ſchwärmten noch Anfangs dieſes Jahrhunderts diejenigen Wiener, welchen jener Allah vergönnt hatte, dieſe Fatime von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, oder wohl gar bey ihr, oberhalb der Stadt Nürnberg eine Schale Sorbet zu ſchlürfen oder mit ihr auf dem nordöſtlichen und zugleich weſtöſtlichen öſtlich weſtlich nördlichen Divan, eine Pfeife Tabak zu ſchmauchen. Jene Wiener (vor ſechs Jahren hat noch ein ſolcher gelebt und geſchwärmt) redeten von Fatime nur mit den Füßen und Händen: ſie ſprangen wie verrückt ſo hoch empor als ſie konnten, und ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen, lediglich ſeufzend und heiſer ächzend: Fatime, Fatime!

Fatime, Fatime war ſchwarzbrünett, aber wie? Ein feines, zartes, ätheriſches europäiſches Incarnat ſchimmerte hindurch. Ihre großen, dunklen, tiefſchwarzen Augen verſchlangen Alles; ihr Blick war nicht auszuhalten; man konnte es nicht aushalten, wenn ſie Einen anſah, und man konnte es nicht aushalten, wenn ſie Einen nicht anſah. Die Naſe, o Allah; der Mund, o nicht dieſe kindiſche Kleinheit, dieſes widrige Corallenroth, nein, o Allah: volle ſchwellende üppige Lippen, und bläßlich roſenroth ſchwellend und üppip, wie man deren auf europäiſcher Erde nirgend mehr antrifft, als in der Gegend von Lambach in Oberöſterreich, und zuweilen in Linz. Die Zähne? Etwa alabaſterweiß! O nein, o Allah: blaßgelblich wie die echten großen Perlen. Die Naſe, das haben wir überſehen, nicht etwa orientaliſch gebogen, nein, nein, Allah ſey gedankt; lang und gerade aber fein, wie bey den Lambacherinnen mit den weißen Filzhüten. Das Kinn, o nicht vorſtrebend, nein, nein. Der Hals, ein Schwanenhals,

nur nicht ſo weiß, ſchwärzlich braun oder braunſchwärzlich wie der ganze Teint, aber im behaarten Genick etwas mehr braunſchwärzlich. Die Haare nun, die Haare, nicht rabenſchwarz, die Raben ſind ja nicht ſchwarz ſondern ekeltintenfarbig; nicht kohlſchwarz, denn der Kohl iſt ja grünlich; auch nicht kohlenſchwarz oder kohlrabenſchwarz, denn die Kohlen ſind ja nicht ſo ſchwarz wie Fatimens Haare, die feinen und doch üppigen; nicht in Flechten, nein pfuy, in vollen, reichen überſtrömenden Wogen und Wellen, die roſenröthliche Ferſe küſſend. Die ganze Geſtalt viel Aehnlichkeit mit der Balcon-Trägerinn am ehemals Fries'ſchen Portal auf dem Joſephsplatz, mit jener nähmlich, welcher die große Zehe zu fehlen pflegt. Aber das muß man ſagen, etwas weniges kleiner war Fatime, etwas ſchlanker und etwas anmuthiger. Man will ſagen, ſie habe zum Modell der zwey Caryathiden gedient. Nun haben wir nur Fatimen Hetſchrtibus Geſtalt im Allgemeinen anzudeuten verſucht; was aber ihre junoniſche Haltung, ihre zauberiſch grazienhaften Bewegungen, ihr wonnigſüßes Lächeln, ihren himmliſchen Blick, den entzückenden Wohllaut ihrer Stimme, den ganzen göttlichen Ausdruck ihres Weſens, mit einem Worte den Geſammt-Effect ihrer Erſcheinung betrifft, ſo müſſen wir ſchweigen, und warum? Vernichtet vor Entzücken, ſtarr vor Erſtaunen, denn eine ſolche Creatur iſt uns noch nicht vorgekommen. Eines aber müſſen wir noch ſagen, nähmlich, daß ſich in ihrer Phyſiognomie das Fremdartige des Africaniſchen mit dem gewiſſen nicht Fremdartigen des Europäiſchen, ja des gewiſſen Linzeriſchen auf eine wunderbare Weiſe verſchmolz, ſo daß man einen Augenblick ſelbſt nicht recht wußte,

woran man ſey, und gereizt war, ſich zu fragen iſt das eine conſtantiniſche Linzerinn oder eine linzeriſche Conſtantinerinn. Und ſolch eine Magie des räthſelhaften Eindrucks iſt das Wahre, das iſt der rechte Policinell; man wird ſchon halb verrückt, wenn man eine ſolche Linzerinn nur anſchaut, denn Linz iſt die Hauptſtadt des öſterreichiſchen Circaſſiens, was man jetzt ſchon wieder ganz anders nennt. Ewig aber währt die echte Schönheit; ewig eine Schönheit, wie die Schönheit Fatimens Hetſchrtibu, deren treues Porträt uns vergönnt war zu ſehen. O Allah! Ein junger Pole beſaß es; er ſelbſt hatte es gemahlt, und es uns gewieſen als er ſchon ein ſehr alter Pole war, wie geſagt vor ſechs Jahren.

Fatime ſprach gebrochen türkiſch, gebrochen italieniſch und gebrochen deutſch = ländleriſch. Am liebſten ſprach ſie gebrochen deutſch = ländleriſch. Man wunderte ſich darüber, und dann ſagte ſie gebrochen italieniſch, daß gebrochen deutſch=ländleriſch eine Abart des gebrochen Türkiſchen ſey, in Conſtantine häufig noch gebrochen geredet. Wenn man gebrochen oder nicht gebrochen deutſch mit ihr ſprach, wieneriſch deutſch oder meißneriſch deutſch, ſo hörte ſie nicht auf, ſich zu verwundern, daß ſie faſt Alles verſtehe, und hatte eine Freude darüber wie ein Kind. Wenn man gebrochen türkiſch mit ihr redete, ſo antwortete ſie ſelten; ſie ſagte in gebrochen deutſch=ländleriſchen Worten, daß ſie das Türkiſche nicht ausſtehen könne, und die Türken auch nicht, die Araber am wenigſten. Wenn man gebrochen italieniſch mit ihr redete, ſo antwortete ſie ſelten, ſie ſagte in gebrochen deutſch=ländleriſchen Worten, daß ſie das Italieniſche nicht ausſtehen könne, und die Italiener auch nicht, wenn ſie in einem

andern Lande ſind. Kurz, das war allerliebt, und man war glücklich, wenn ſie nur den Mund aufthat, um gebrochen deutſchländleriſch zu ſprechen. Welche Töne! Welche Melodie? Welche curioſen Ausdrücke! Welche myſtiſchen Worte! Welche unbegreiflichen Sylben! Und o Allah! welcher Hauch, welch balſamiſch aromatiſcher Athem. O Allah iſt groß.

Aber Fatime Hetſchrtibus Porträt muß man geſehen haben.

Das Original dieſes Porträts und dieſes balſamiſch aromatiſchen Hauches iſt von vielen Wienern geſehen worden; Zeitraum 20. Jänner 1759 bis 1. May 1759.

Von 1. May 1759 an hat kein Wiener mehr dieſes Original geſehen. Noch ſchneller als am 1. May die Laufer war Fatime verſchwunden. Sie war nicht gelaufen, nicht geflogen, ſondern gefahren, abgefahren; abgeführt wurde ſie in Gemäßheit eines, rückſichtlich ſolcher überirdiſcher Schönheit äußerſt erſchreckliches, ſonſt aber eben ſo äußerſt gerechten Grundſätzen „Abgeführt“ haben wir geſagt; „abgeführt.“ Erſchütterndes Wort, wenigſtens verflucht ernſthaftes Wort. Alſo was man ſagt, ſo mittelſt Schub, per Schub, ſchüblich? Nein, gewiß nicht gerade ſo, das wäre ja gar undenkbar; aber ſo gewiß laufpäßlich; in aller Form, mit allermöglichen Höflichkeit die Erklärung, binnen 24 Stunden die Stadt Nürnberg, und binnen 6 Tagen das gebrochen deutſchländleriſche Land zu verlaſſen, widrigenfalls, wie bey dem curioſen Lord, man die Folgen ſich ſelbſt zuzuſchreiben.

Vor einigen Augenblicken noch leuchtend, ſtrahlend, herrſchend, mit allmächtigem Zepter, und plötzlich, urplötz-

lich, wie man ſagt, expedirt, verſtoßen, des Landes verwieſen, gleichſam ſtäupbeslich! O erſchreckliche Wendung, ſchauerlicher Schickſalswechſel! Sic transit gloria mundi, wie auch auf demſelben Palais ſtehen könnte der gewiſſen zwey Caryathiden.

Welch ein Schlag das?! Ein Wetterſchlag! Ein Donnerſchlag! Entſetzlich, unglaublich, ja unmöglich, und dennoch wahr in voller Wirklichkeit! O Allah!

Erhohlen wir uns, wenn auch ſchwer, wenn auch nur allmählig. Und wenn wir uns erhohlt haben, zuſammengeklaubt, wenn wir uns, nehmen wir an, jetzt ſchon erhohlt haben, ſo wird die erſte Frage ſeyn: Aber wie? Weßhalb? Wie iſt denn das gekommen? Was hat denn die Göttinn angeſtellt? Was hat denn Fatime Hetſchrtibu verbrochen? Das iſt zu gräßlich, ſelbſt algieriſch. Was war es denn alſo mit ihr? Heraus damit! Man rede, wir verlangen es, wir fordern es; wir gebiethen es!

Wohlan denn, wir gehorchen, und ſo weit es nur immer möglich iſt. Aber eigentliche Einzelnheiten, feinere Details wiſſen wir nicht; und lügen, aufſchneiden, münchhauſeniren, das wollen wir nicht; das weiß der Leſer. Es iſt uns nur Einiges bekannt. Allerhand nähmlich hat Fatime Hetſchrtibu die Algierinn ſich unterſtanden, und dieſes Allerhand iſt folgendes:

Sie unterſtand ſich, Viſiten anzunehmen, und ſelbſt Viſiten zu machen, was gegen die Geſetze des Koran iſt. O Allah!

Sie unterfing ſich preußiſch zu lernen, was damahls verbothen war. O Allah!

Sie erlaubte ſich, den berühmten fürſtlichen Neger

Angelo Solymann auf einen Löffel Suppe einzuladen, und ihm, da er nicht kommen wollte, zu prophezeyen, daß er einſt ausgeſtopft im Naturalien-Cabinett zu ſehen ſeyn werde, eben weil er Fatimens Cabinett nicht betreten wollte. O Allah!

Sie erfrechte ſich, ſie, eine Türkinn mit Schleyer, täglich zwey bis drey Mahl durch den Freyſingerhof zu gehen ohne Schleyer.

Sie unterſtand ſich, mit dem magnetiſchen Ketzer, Nahmens Mesmer, Bekanntſchaft zu machen, und dem berühmten Aſtronomen Hell, der ihn eigentlich darauf gebracht, und den ſie bey der Chocolade dort antraf, Sottiſen zu ſagen, weil er per Linzerinn mit ihr redete.

Sie erkeckte ſich, Violoncell zu ſpielen und ein Concert geben zu wollen, nur für Männer.

Sie erdreiſtete ſich, Schlittagen zu veranſtalten, welche ſelbſt die des Hofes auf dem Hofe ſelbſt übertrafen an Reichthum, an Koſtbarkeit, an enormer Originalität. Der Schlitten war wie ein Thron, drapirt mit Kaſchemir-Shawls, deren ein einziger 1000 Ducaten werth; 75 Algiere ritten hinten und vorn. Auf dem Hofe wagte ſie es, das zu machen, was man ein „Rabel“ nennt. Welche Erdreiſtung. O Allah!

Sie hatte die Impertinenz Soiréen zu geben chriſtlichen Kindern, Soiréen, die ſich zugleich zu Matinéen erſtreckten; und verſchiedene Landeskinder verſchwanden.

Alles das und noch mehr hatte ſich Fatime Hetſchrtibu vom 20. Jänner 1759 bis zum 14. April 1759 unterſtanden. Was ſie ſich aber vom 15. April 1759 bis 1. Mai 1759 unterſtand, das iſt Folgendes:

Sie nahm ſich heraus, mit Sorbet, den ſie ſelbſt bereitete, Handel zu treiben. Wer dieſen Sorbet genoß, wurde wahnſinnig in Fatime verliebt, both ihr all ſein Geld an, gab ihr all ſein Geld, drang ihr all ſein Geld auf, all ſein Hab und Gut. Hunderte von redlichen Familien verarmten darob, und kamen um von dieſem verfluchten Kühltrank. Unſrer raſtloſen Forſchung gelang es, das Recept dieſes Sorbet noch in einer Mauerſpalte jenes Zimmers zu finden, als wir nach einem Herrn von Vogel von der Bank dort inventirten. Vor Zeugen verbrannten wir es augenblicklich, ohne uns auch nur mit Bleyſtift eine Copie zu nehmen. Aber leider iſt unſer Gedächtniß zu treu. Erfindungsluſtige Pharmaceuten, wenn ſie uns ein ſehr gutes Wort geben, bedienen wir vielleicht. O Allah!

Sie erkühnte ſich, Friedrich II. ein Billet zu ſchreiben.

Sie vermaß ſich, Daun ein Billet zu ſchreiben, und ihm zu dem neuen Degen zu gratuliren.

Sie unterſtand ſich, mit dem Baron Trenck, dem Major, nach Hernals ſpazieren zu reiten, nach Dornbach zu, und daſelbſt in der Geſchwindigkeit einen Ball zu geben.

Sie unterſtand ſich, ſich nicht taufen zu laſſen, vorgebend, ſie ſey ſchon getauft. O Allah!

Sie hatte die Unverſchämtheit, über den ſiebenjährigen Krieg zu räſonniren, welcher damahls doch erſt drey Jahre alt war.

Sie war ſo keck, Gold zu machen und ſich Gold zu machen, und auch wirklich in Rodaun ſelbſt mit einem

gewiſſen Wagnereck und einem ſichern Sehfeld, welche da draußen ihre Goldfabrik hatten.

Sie erdreiſtete ſich einen Tauſchhandel anzulegen mit Brunetten und Blondinen. Von Letzteren wollte ſie eine Parthie, und lauter Wienerinnen nach Algier ſchicken, wo ſie ſehr geſchätzt ſind, und nach Rußland wollte ſie Africanerinnen ſenden, die daſelbſt ebenfalls ſehr geſchätzt ſind. 73 Wienerinnen waren ſchon verpackt, als man dahinter kam.

Und was aber die Hauptſache iſt, was ſie ſich unterſtand: ſie unterſtand ſich, ſehr ſchön zu ſeyn. Und als ſie am 1. May 1759, deſſen Schönheit der ihrigen faſt gleich kam, als ſie da mit ihren 73 Algierern zu Pferde, kaum vor der Mariahilfer-Linie angekommen war (ſie wollte nähmlich dem Schauſpiel der Läufer nach Maria-Brunn in Perſon beywohnen), da, plötzlich wurde ſie von ihren 73 Mann abgeſchnitten, ſanft vom Pferd gehoben und unſanft in einen vierſpännigen Wagen geſetzt. Auf und davon mit ihr. In Lambach will man ſie ſpäterhin geſehen haben, als Bäuerinn maskirt.

Und iſt dieſes dahier Fatimens Hetſchrtibu Glück und Ende; Alles was wir von ihr wiſſen, Alles, o Allah!

Wallenſteiniana.

Welch ungeheure Summen zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges die Truppen koſteten, und mit welch' verſchwenderiſchen Zuflüſſen und Geſchenken

man ſie überhäufte: davon hatte man ſeitdem kein Beyſpiel; ſelbſt Napoleon's Großmuth both dagegen nur einzelne Fälle dar, und auch dieſe treten, wenn man das Verhältniß des frühern Geldwerthes vor Augen hat, mehr oder weniger in den Schatten. Wallenſtein gab dabey gewiſſermaſſen den Ton an; ſein Herr und Kaiſer wollte nicht immer zurück bleiben; inzwiſchen konnte er nicht umhin, Erinnerungen ergehen zu laſſen. Eine ſolche iſt das Schreiben datirt Wien, den 26. October 1624, welches im Jahre 1832 noch unveröffentlicht war. Es iſt an Wallenſtein gerichtet, und enthält folgende Stelle: „Hochgeborner Oheimb, Fürſt und lieber Getreuer! Wir werden glaubwürdig bericht't, was geſtalt mit dem Sachſiſchen Regiment zu Roß allerhand, disordini fürgehen, indeme jedweder Reiter über ſein Ordinarium und Deputat des Tags fünf Gulden einnehmben ſolle; ſo einen Monat hundert fünfzig tauſend Gulden austragt. Item daß ein jeder Capitain dem Obriſten wochentlich hundert Reichsthaler, ſo auf ein Monat ſechs tauſend Gulden importirt, geben muß. So empfangen über das der Obriſt, die Capitain und andere Officiales des Monats über vierzehn tauſend Gulden, geſtaltſamb, daß einen Monat auf dies Regiment hundertund ſiebenzig tauſend Gulden aufgehen würd'. — Wie aber dieſes, ſo es zuſamm computiert würdet, ein' ſehr große und dem Land ganz unerſchwingliche Summa austrägt: alſo an Dein Lieb gnädigiſt geſinnend, von Unſertwegen ſolches des Obriſten von Sachſen Liebden durch ein eigenes Schreiben zu erprobriren und dahin zu vermahnen, daß

er bei gedachtem ſeinem Regiment darob halte: damit hinfurters keiner, wer es auch ſey, der gemachten Ordinanz zuwider was fordere oder einnehmbe; und ſolle zugleich auch Dein Lieb gewiſſe Commiſſarios in das Quartier abordnen, ſich umbzuſehen und darob zu halten, daß dieſem Unſerm Befelhch und Ordinanz nachgelebt würde. Was aber alsdann Dein Lieb für ein Antwort empfangen und wie der Effekt erfolgen würdet, ſeyn Wir derſelbigen zu Unſerer Nachrichtung, damit, wann ſolches nit wirken wollte, Wir andere Mittel für die Hand nehmen könnten, auf's fürderſamſt gewärtig."

Wallenſtein war aber gewohnt ſeinen eigenen Weg zu gehen; er fuhr fort, großmüthig zu belohnen, wozu ihm die unglaublichen Contributionen allerdings die Mittel darbothen, wenn man auch nicht eben den excentriſchen Behauptungen derjenigen beyſtimmen will, welche ihm nachrechnen, daß er während eines ſiebenjährigen Commando's 60,000 Millionen Thaler erhoben habe. Thatſächlich iſt, daß er nach der Schlacht bey Lützen die Regimenter und Offiziere, mit denen er beſonders zufrieden geweſen auf das Glänzendſte belohnte. Hiervon iſt Folgendes die Ueberſicht:

Er ſpendete dem Philipp Breuner'ſchen Regimente 6982 fl.; dem Comargiſchen 10000; dem Oberſten Kehraus 10000; dem altſächſiſchen Regimente 8508; dem Hanns Breuner'ſchen 7100; dem Graf Berth. Wallenſtein'ſchen 8808; dem Badiſchen 8064; dem Colloredoſchen 9278; dem Marcheſe Grana 4094; dem Feldzeugmeiſter Hanns Breuner 12210 fl.; dem Grafen Merode 1000 Ducaten. Wenn der Herzog einem wichtigen

Offizier ein Geldgeſchenk machte, ſo war das ſelten oder eigentlich nie geringer als 1000 Ducaten.

Vor der Lützner-Schlacht, im Nürnberger-Lager, war der Croaten-General Iſolani zu Gaſt beym Herzog, und erhielt von ihm ein Geſchenk von 4000 Thalern. Iſolani ſetzt ſich, ſpielt und verſpielt das ganze Geld. Dem Herzog in einem Nebenzimmer wird das kund, und augenblicklich legt ein Page dem Iſolani 2000 Ducaten hin.

Unter den vielen großartigen Geſchenken Kaiſer Ferdinand II. iſt das an Verdugo, aus 25000 Thalern beſtehend.

Schiller in Friedland. Man wird ſich nicht erinnern, je gehört oder geleſen zu haben, daß Schiller in Böhmen geweſen. Dennoch aber hat man es geleſen, und kann es noch leſen, nähmlich in unſeres hochverehrten André Heſperus, 1820, Nr. 19. Da findet man, daß der große Dichter zum Behuf ſeiner Geſchichte des dreyßigjährigen Kriegs das Schloß Friedland beſucht und unterſucht habe, das heißt in Bezug auf Urkunden. Aber fruchtlos verweilte er da einige Zeit, denn es war nicht geſtattet, das Archiv in all ſeinen Theilen zu öffnen. Weiter geht der Heſperus nicht ein; wenigſtens aber ſoll feſtſtehen, das Schiller in Friedland geweſen, welches er ſeltſamer Weiſe ein Städtchen im Fürſtenthum Schweidnitz nennt. Ueberhaupt iſt man nun längſt darüber einig, daß ſein dramatiſcher Wallenſtein eben ſo groß, als ſein hiſtoriſcher, wie das ganze Buch des dreyßigjährigen Kriegs carikirt ſey. Und doch hatte Wieland geſchwärmt dafür, hatte Johannes Müller es geprieſen, es ein Buch der Nation genannt. Schiller müßte in den 80er Jahren

in Friedland gewesen seyn, denn seine Arbeit erschien 1791, bekanntlich als Taschenkalender (drey Jahrgänge) und „für Damen," woraus auch zu ersehen, auf welcher Stufe der Bildung die Damen Deutschlands damahls schon gestanden.

General der Meere. Es ist bezweifelt worden, daß der Herzog von Friedland sich auch „General des baltischen und oceanischen Meeres" unterzeichnet habe. Allein urkundlich ist, daß er das schon 1623 gethan; und daß er dazu authorisirt, geht aus einem Handbillet Kaiser Ferdinands, datirt Wolkersdorf den 23. August 1628 hervor. Dieses Schreiben, 1831 zum ersten Mahl veröffentlicht, hat folgende Adresse: „Dem hochgebornen Unserem Oheimb, des Reichs Fürsten und lieben getreuen Albrechten zu Friedland, auch in Schlesien zum Sagan Herzogen, Unsrem Kriegsrath, Kammerern, General Obristen Feldhauptmann, auch des Oceanischen und Baltischen Meeres Generaln." — Auch in Rücksicht des Signirens sind die Behauptungen sehr getheilt. Indeß ist gewiß und erweist sich, wenn man viele Autographe gesehen, daß Wallenstein nichts weniger als immer bloß mit dem gewissen Monogramme, sondern häufig mit dem halben oder ganzen Nahmen unterfertigt habe. Letzteres fand oft bey unbedeutenderen Texten Statt, während mancher ganz von seiner Hand geschriebene wichtige Brief (wie z. B. ein vier Quartseiten langer an Lamormain) bloß mit dem Monogramm unterzeichnet ist.

Musik. In einem Aufsatz über Berlioz (Humorist 1845, Nr. 286 und folg.) sagt Saphir: „Die Musik soll Gewürz seyn, edle Spezerey des Daseyns; was ist

ſie jetzt? Tägliches Commißbrot!“ Dieſer einzig echten Anſicht waren von jeher alle vernünftigen Leute. Auch Wallenſtein theilte ſie. Er liebte nicht den Schall überhaupt, das weiß man; er vermied ihn; dem Geräuſch und Getöſe des gemeinen Lebens war er gram; allein der Tonkunſt war er zugethan, doch nur als Nebenſache, als zeitweilige Erheiterung, durchaus aber nicht öffentlich. So wollte er es auch mit ſeinen zahlreichen Edelknaben gehalten wiſſen. Alle ſollten ſie Muſik lernen, doch nur zu privater Ausübung. Aus Schweinfurt ſchrieb er den 9. Sept. 1625 nach Hauſe: „Die Knaben, ſo ich ſtudiren laß, befleißigt euch auch, daß ſie die wälſche Sprach lernen und halt't ihnen Jemanden, der ſie inſtruirt. Die Musicam vor allem will ich wohl, daß ſie lernen, aber nicht publice exerciren. Sonſten könnet ihr ſie in allerley Sachen exerciren laſſen.“

Kleidermacher. Ob ihrer öffentlichen frechen Diebere y waren die Schneider ſchon damahls berüchtigt, auch weil ſie nicht verſtanden, Maß zu nehmen und zuzuſchneiden. Häufig ließen die Wohlhabenden und Reichen ſich ihre Garderobe im Ausland machen — einer der vielen Gründe, weßhalb bey den Deutſchen die Ausländerey Wurzel gefaßt. Auch Wallenſtein war mit dem Kleiderweſen in Verlegenheit. An den Freyherrn v. Taxis ſchrieb er aus Prag unterm 14. September 1624: „Ich wollte gern, daß man auf Gitſchin einen guten franzöſiſchen Schneider bekommen könnte, auf daß man nicht dürfte übers Land ſchicken, Kleider zu machen. Ich wollte ihnen auch alle meine Kleider, ſowohl auch die Liberayen machen laſſen, denn ſollen mir Fremde ſtehlen, ſo will ich's lie-

ber den Einheimiſchen zulaſſen ꝛc.“ — Auch die Stoffe wollte der Herzog lieber bey Hauſe erzeugen. Im July 1627 ſchrieb er an Taxis: „Ich hab oft mit euch geredt, ihr ſollet ſehen: etliche Wälſche, ſo ſeidene Waaren werden machen, auf Gitſchin kommen zu laſſen. Laßt auch Seiden kommen, darvon ſie die Sachen werden arbeiten, ich will ſchon Alles von ihnen nehmen. Die Maulbeerbaum laßt auch alle Jahr fleißig ſäen und pflanzen ꝛc.“

Pferdeweſen. Wallenſtein war ein genauer Pferdekenner und leidenſchaftlicher Liebhaber von Pferden. Hier einige Stellen aus ſeinen Briefen an den Freyherrn v. Taxis: „Ich hab von meinem Vettern vernommen, daß die ein' Stuten Armeline dem Fohlen wenig hat zu geben; der Geſtütmeiſter muß ſich gar wenig darauf verſtehen, denn es iſt der Brauch, daß man ihnen Kühe giebt, an denen ſie ſaugen, und nicht allein ein Kuh, ſondern auch zwey, darum probirt's.“ — „Ich vernehme, daß die Fohlen dermaßen mit Futter angefüllt werden, daß ſie mehr als Schwein, denn als Hauptroß ausſehen. Nun hätte ich den Geſtütmeiſter nicht vor ein'n ſolchen Eſel angeſehen“ (Folgen nun practiſche Verfahrungsvorſchriften). — „Itzt will ich euch alles Ernſt anbefohlen haben, daß man Alles liegen und ſtehen läßt, und das Heu fleißig beym Geſtüt einbringt: dann mir mehr an einem Fohlen, als an zween Meyerhöfen gelegen iſt.“ — Ausgediente Campagne-Pferde durften nicht zu Feld- und anderer grober Arbeit verwendet werden: der Herzog duldete das nicht; eher ließ er die Thiere erſchießen. Viele ſeiner Lieblingspferde, wenn ſie nicht mehr verwendbar, verſetzte er in einen förmlichen Penſionsſtand; er

nannte ſie zuweilen auch ſeine braven Invaliden. Er litt nicht, daß man Pferde mißhandle, ſchlage, peinige. Er ſagte: „Ich kann's eher ſehen, daß ein Kerl geprügelt wird, denn ein Roß, ſo immer ſchuldlos iſt.“ Darin liegt wohl ein feiner edler Sinn, von dem unſre Thierquäler gewiß keine Ahnung haben.

Alles deutſch. Der Herzog verlangte, daß Franzoſen, Niederländer, Italiener und ſonſtige nichtdeutſche Ausländer, die er in ſeine Dienſte genommen, ſich die deutſche Sprache aneignen ſollten; auch die Böhmen, welche nicht darin bewandert, mußten ſie lernen. Im Feldlager bey Nietſchkau ſchrieb er nach Hauſe (20. October 1628): „Ich vermeyne, daß da ihr ſo lang im Deutſchland ſeyd, daß ihr hätt' wohl können Knaben auf deutſch und nicht auf cojoniſche wälſche Sprach nennen; daraus denn ihr werdet auch ſehen können, wie's der Kerl, der die böheimiſche Verzeichniß gemacht hat, auf böheimiſch nennt, dem ihr per recompensa die Händ mit Prügeln entzwei ſchmeißen laßt.“ Ein böhmiſcher Stadtſchreiber bath um ſeine Entlaſſung, da er der deutſchen Sprache noch immer nicht habe mächtig werden können, und der Stallmeiſter alle Zettel deutſch geſchrieben verlange.

Däniſcher Thron. Gegen das Ende des Jahrs 1627 hieß es, der Friedländer ſolle König von Dänemark werden; es mögen ſogar Zumuthungen, wenn nicht eben förmliche Anträge an ihn ergangen ſeyn. Dazu aber hatte er keine Luſt, und begnügte ſich vor der Hand mit dem weniger unſichern Mecklenburg. Er ſchrieb darüber dem General Arnim, mit dem Bemerken, man ſolle die Sache lieber dahin wenden, daß Kaiſer Ferdinand zum däni-

schen König gewählt werde. Wallenstein meint auch, daß man ihm selbst bey Hofe diesen Thron recht wohl vergönne.

Münzen. Münzen, welche der Herzog hat prägen lassen, sind: Silbergroschen, Thaler, Reichsthaler von $1^1/_2$ rheinischen Gulden; Ducaten, einfache, doppelte, 5fache, 10- und 20fache, dann 25 Ducaten schwere Goldstücke. Fünfgroschenstücke hatte er zum Auswerfen unter das Volk bey der Gründungsfeyerlichkeit der Waldizer-Carthause prägen lassen. Aus Modern unterm 4. Dec. 1626 befahl er, in aller Eile 20 oder 30 tausend Ducaten zu münzen.

Geheimnisse der Ofenlochküche.

(Genreskizze).

Ofenlochgasse, Ofenlochbierhaus: Jedermann weiß das. Das Ofenlochbierhaus ist jetzt fast eben so beschaffen, wie vor 50 und etlichen Jahren, nähmlich tiefliegend, muffig, finster, ungeräumig; nur ein wenig säuberlicher, weniger unsäuberlich als damahls.

Damahls, eines Tages zwischen 12 und 1 Uhr saß da drinnen auf einer Bank am Gitterfenster ein gewisser Calvi, ein Alchymist, und wartete auf den Baron Linden, der auch ein Alchymist war, aber von wissenschaftlicher Bildung, ein Schriftsteller*). Ueber Beyde haben wir

*) Die gedruckten Schriften des Barons Linden (Max Joseph) sind: Auszüge aus meinen Tagebüchern und andern

bereits im zweyten Bande der Memoiretten, Artikel: „Saint-Germain bey den Adepten in Wien“ erzählt. Calvi war in der größten Verlegenheit, denn er hatte schon sein Mittagsmahl verzehrt, schon sehr viel Bier getrunken, hatte wie gewöhnlich kein Geld bey sich, und Linden sollte nicht nur kommen, sondern auch zahlen. Linden kam noch immer nicht; die Sache aber hinaus zu ziehen, verlangte Calvi von dem dicken watschelnden Wirth, dessen Kleidungsstücke fast alle von schwarzem Leder waren, aber glänzend schmierig, selbst das Halstuch und die Strümpfe, die Rechnung. Der Wirth sagte an: Beischelsuppe doppelt, 1½ Kreuzer, Backfisch, Donaukarpfen, Mittelstück 6 kr., Linsen 2 kr., 1 Brot ½ kr., 4 Halbe Mailänder zusammen 24 kr., 1 Plützerl Horner 4 kr., macht 38 Kreuzer, Monsieur*). Monsieur Calvi sagte: Es ist gut;

Handschriften, physikalisch-technisch-chemischen Inhalts. Prag 1796. — Gesammelte Schriften als Fortsetzung der Auszüge, Prag 1801. — Beyträge für Cattunfabrikanten und Baumwollenfärber, Wien 1796; Leipzig 1799. — Nachtrag der Beyträge für Cattunfabrikanten ꝛc. Prag 1802. — Handschriften für Freunde geheimer Wissenschaften, Leipzig. — Ueber die Verbesserung und Trinkbarmachung emporsteigender und anderer ungesunder Wässer. Wien 1794. — Ungedruckte Manuscripte hatte der Baron viele in seinem Pult, nahmentlich über das Türkischgarnfärben; auch einen Commentar über Paracelsus, und eine Gattung Eisenbahnproject.

*) Man pflegte so zu sagen, (sprach aber aus: „Mussi“) wie späterhin Herr von, nähmlich zu Honoratioren, oder zu allen Leuten, die keine Holzhacker oder Stiefelputzer waren.

und der Wirth that nichts dergleichen. Calvi's Verlegenheit aber ſtieg. Um doch Etwas zu thun zu haben, las er das „Wieneriſche Diarium" noch einmahl durch, ließ er ſich eine kurze cölniſche Pfeife geben, und verſuchte zu rauchen, was aber nicht ging, und er war jetzt um einen halben Kreuzer mehr ſchuldig.

Endlich kam der längſt Erſehnte; Linden kam gelaufen, wie gewöhnlich. Unter dem linken Arm hatte er ſeine ſchon ganz verbrauchten, elend ausgebeſſerten Schlittſchuhe, deren er ſich ſo eben beym Schanzel bedient hatte (einer der beſten, kühnſten, unermüdlichſten Schlittſchuhläufer Wien's war er), und aus der rechten Taſche ragte eine dicke Rolle in blaues Packpapier gewickelt hervor. Haſtig trat er ein, warf die Schlittſchuhe unter die Bank, ſeine weiße Pudelmütze und die blaue Rolle auf den Tiſch, und ſetzte ſich zu ſeinem Freunde. „Es iſt gut," „ſagte er, „um 5 Uhr werden wir draußen erwartet; es ſind noch zwey fremde Jünger da aus Berlin. Es handelt ſich um ein ſtarkes Probeſtück mit dem verbeſſerten Tombak. Sie haben doch die gewiſſen 11 Souverainsd'or bey ſich, Herr Calvi?" Calvi ohne zu antworten zog aus der Hoſentaſche ein Papier, entfaltete es, und legte die 11 Goldſtücke hin. Der Wirth machte große Augen. Linden nahm das Gold zu ſich, und verlangte einen großen Plutzer, und zwey „geſelchte Würſtel;" er hatte noch nicht geſpeist. Der lederne Wirth aber ſagte: „Heute gibt es keine geſelchten Würſtel; heute iſt Freytag; alſo Eyer in Schmalz?" „Gut." Calvi ſagt nun ſtill zu Linden: „Baron, Sie werden ſo gut ſeyn, meine Zeche zu übernehmen; ich habe kein Geld bey mir." Der Baron erwiederte, den Kopf

ſchüttelnd, hitzig: „Der Teufel, ich habe auch kein Geld bey mir. Was machen wir? Machen Sie geſchwind einen Sprung hinüber zu unſerm Protector, dem Angelo Solyman.“ Calvi antwortete zornig: „Der Schwarze iſt ausgewechſelt; ich war heute ſchon dort; er aber hatte den verfluchten Einfall, mich durch den Jäger hinaus werfen zu laſſen.“ Linden ſprang entrüſtet auf. „Ihnen das, mir das?“ rief er; „man kann ein berühmter Negerfürſt ſeyn; man kann den Fürſten Liechtenſtein zum Freunde haben, und bey ihm logiren; aber zum Hinauswerfenlaſſen hat man noch kein Recht. Wir ſprechen uns Africaner; ich bin Cavalier wie Du!“

Die Ankunft der Eyer in Schmalz wirkte beruhigend auf dieſe cavaliere Wallung. Nachdem der Herr Baron abgeſpeiſt hatte, trat der Wirth höflich zu den zwey Gäſten und ſagte ſo leiſe als möglich: „Meine werthen Herren, wenn es gefällig iſt, ſo ſprechen wir nicht von der Zeche, ſondern vom Tombak.“ Die zwey Gäſte ſtutzten; der Wirth, ſich zu ihnen ſetzend, fuhr fort: „Wenn Sie den Tombak meinen, das gewiſſe Prinzenmetall, welches Prinz Rupert, der Sohn des gewiſſen böhmiſchen Winterkönigs, Friedrichs von der Pfalz, in England erfunden hat, wo er Admiral wurde, und auch die ſchwarze Kunſt, nähmlich in der Kupferſtecherey, die Schabekunſt erfunden hat; Sie verſtehen mich.“ Die beyden Gäſte ſtutzten noch mehr; und der Wirth fuhr wieder fort: „Alſo ich muß Ihnen ſagen, ich kenne mich ein wenig aus, wiſſen Sie: aber nicht durch eigene Studien iſt mir z. B. auch die Compoſition des Tombaks bekannt, die aus Kupfer, Meſſing und Zinn oder Zink, oder aus Kupfer und

Galmey besteht, wissen Sie; allerhand dergleichen ist mir durch einen jungen Menschen bekannt, der Schreiber und Eincassirer bey einem Negotianten ist, welcher Bratfisch heißt *), welcher ein Mauschel ist, und da drüben in der Currentgasse logirt, seine Fenster gehen in den Hof des Chocolademacherhauses hier neben an. Also wissen Sie, der junge Mensch, er ist ein Gast von mir, und der hat studirt, das heißt, er laborirt; sehen sie, das ist spassig, da geht eben der Herr Bratfisch vorbey, der corpulente Mann mit den rothen Haaren. Nun also, der junge Mensch, der von sehr guten wohlhabenden Eltern ist, macht verschiedene chemische Versuche, und es wäre seine Seligkeit, wenn er in dem berühmten Laboratorium auf der Landstraße hinter dem Invalidenhause Zutritt erhalten könnte."

Die beyden Freunde waren sehr aufmerksam geworden; die Sache interessirte sie sehr, besonders aber der Umstand „von guten wohlhabenden Eltern." Linden fragte den Wirth um den Nahmen des jungen Menschen, und der Wirth sagte, der junge Mensch, er trägt zwey Uhren, er ist immer bey Geld, er schreibt sich Werninger." Bey Anhörung dieses Nahmens geriethen die zwey Laboranten in angenehmes Erstaunen. Calvi fragte den Wirth, ob er nicht die werthe Bekanntschaft des Monsieur Werninger machen könne; dieser Nahme sey ihm von dem mauthämtlichen Waarenbeschauer Bacciochi, der das berühmte Goldsalz erzeuge, sehr empfohlen worden, aber nur so gewiß mysteriös; und der Wirth entgegnete:

*) Wechselte späterhin den Nahmen.

„Meine Herren, wiſſen Sie was, dieſe Bekanntſchaft können Sie jetzt gleich machen; ich habe alles Vertrauen zu Ihnen, wiſſen Sie, ich kenne mich ein wenig aus. Nun alſo, Monſieur Werninger (er iſt eigentlich ein „Herr von") arbeitet eben jetzt in der Küche meiner Wohnung, oben im zweyten Stock; er laborirt da in ſeinen Eßſtunden und auch häufig bey Nacht. Er hat Ihnen den ſchönſten Tombak verfertiget, ſage ich Ihnen meine Herren; es iſt eine Freude, wenn Sie den herrlichen Tombak ſehen, den Herr von Werninger erzeugt hat, mittelſt meiner Beyhülfe, der ich mich auch ein wenig auskenne, wiſſen Sie."

Der Baron Linden ſtand auf, machte ſeine Friſur und ſeinen Zopf zurechte. Er ſagte: „Es vergeht die Zeit. Aufrichtig geſagt, mein lieber Herr Wirth, der Sie ſich ein wenig auskennen, ich habe auch zu Ihnen Vertrauen. Um 5 Uhr muß ich mit dieſem Herrn in demſelben Laboratorium erſcheinen, von welchem Sie zuvor geſprochen haben. Bis dahin aber habe ich noch einen Gang in das Verſatzamt; einige Wechſel von 2367 Ducaten ſind mir ausgeblieben; ich bin in dem Falle, dieſes Packet rothes Türkiſchgarn, das ich als alleiniger Beſitzer des Geheimniſſes ſo eben gefärbt habe, verſetzen zu müſſen, was man ſo ſagt, und im Verſatzamt muß man lange warten. Vielleicht ſtrecken Sie mir zwey bis drey Gulden darauf vor. Dann brauche ich nicht in's Amt zu gehen, und wir können ſogleich mit Herrn von Werninger ſprechen, und ihn als Novizen engagiren, wenn er die Probe beſteht." Der Wirth war entzückt, ſchob den Baron einen Ducaten in die Hand, wollte die blaue Rolle als Pfand gar

nicht nehmen, nahm ſie aber dennoch gar, zog die beyden Herren zur Hinterthüre hinaus, und führte ſie in ſein Laboratorium im zweyten Stock.

Der Wirth ging vorerſt allein in die Küche und ſprach mit dem jungen Menſchen. Der war glücklich, und vermochte kaum, ſich zu faſſen; dann ſtellte er ihn den beyden Beſchützern vor. Verſtändigt hatten ſich alle Drey ſehr bald. Hierauf unterſuchte der Baron die verſchiedenen Retorten, Schmelztiegel, Kolben, vorzüglich aber die Producte des neueſten Experiments; er that, als ſey er nicht unzufrieden damit. Dann nahm er die 11 Souverains-d'or aus dem Papier, und legte ſie dem jungen Menſchen vor, ohne ein Wort zu ſprechen. Der junge Menſch beſah die Goldſtücke; an einem derſelben feilte er ein wenig, und nun betrachtete er ſehr genau das Gepräge. „Herr Baron," ſagte er dann, indem er ſich ſehr höflich verneigte, „ich bin nur ein ſchwacher Neuling, aber ich habe Gründe zu glauben, daß dieſe Souverains die rechten ſind, welche man zur Compoſition des neu projectirten Tombaks nöthig hat. Ich finde nähmlich, daß das Gold derſelben theils von demjenigen ſey, welches der große Doctor Becher mit dem Kaiſer Leopold I. verfertigt hat, und theils wieder von dem, welches Wagnerek mit dem Gemahl der Kaiſerinn Maria Thereſia producirte."

Kaum hatte der junge Menſch das geſagt, als Baron Linden ihn entzückt in die Arme ſchloß, und begeiſtert ausrief: „Ja, von Werninger, Sie ſind unſer Mann! Eben heute iſt Reception. Haben Sie die Güte, um halb fünf Uhr einen Fiaker bereit zu halten, wie fahren dann alle Drey hinaus. Nehmen Sie Ihre urkundlichen

Ausweiſe mit, ſtecken ſie auch 33 wohl geänderte Ducaten zu ſich, vom Jahre 1788 wenn es ſeyn kann, und Ihrem Principal ſchreiben Sie ein Billet, daß Sie verhindert ſeyen auf die Schreibſtube zu kommen. So mein werther von Werninger, ſo iſt Alles in der Ordnung, und ich gratulire Ihnen."

Wie geſagt, ſo geſchehen, und es zeigte ſich recht bald, wie gut es geweſen, daß der junge Menſch ein Abkömmling von guten wohlhabenden Eltern war. Herr von Werninger, nachdem er keine alten und keine neuen Ducaten vom Jahre 1788, auch keinen neuen Tombak mehr hatte, änderte ſeinen werthen Nahmen, ging unter die Buchdrucker und verließ bald darauf Wien für immer. Der Enkel des großen Franklin, William Temple ſoll ihm wieder auf die Beine geholfen haben.

Schauſpieler Steigenteſch.

Als noch der große Sonnenfels für die Veredlung und Emporbringung des Theaterweſens wirkte, behauptete der Schauſpieler Steigenteſch einen vorzüglichen Rang. Dabey war er aber ſo leidenſchaftlich eiferſüchtig auf ſeinen Ruf, daß es mit ſeinen Collegen oft heftige Zerwürfniſſe gab. Der ältere Bruder des Heldenſpielers Lange, viele Jahre vor dieſem ſelbſt verſtorben, und ein geringer Comödiant Nahmens Weiner waren Steigenteſch ein Dorn im Auge. Gegen den Erſteren artete ſein

Groll ſogar in Wuth aus und ging endlich ſo weit, daß er ihm nach dem Leben trachtete; ja Steigenteſch ſelbſt beſchloß, ihn zu ermorden. Bey einer Rolle, in welcher er ihn niederzudolchen hatte, bediente er ſich eines wirklichen Dolches, ſtieß aber fehl, verwundete den Gegner jedoch blutig. Die Sache machte begreiflicher Weiſe großes Aufſehen; es kam zu einer Unterſuchung; aber Steigenteſch fuhr fort, zu behaupten, der wirkliche Dolch müſſe aus Verſehen in das Requiſitorium gekommen ſeyn; da habe er ihn genommen, ohne ihn, verſteht ſich, vorerſt zu unterſuchen. Endlich aber ergab ſich, daß er dieſen Dolch ſelbſt habe ſchleifen laſſen, und ſo wird denn wohl auch irgend eine Ahndung erfolgt ſeyn. Ungefähr auf dieſe Weiſe wird der Vorfall erzählt. Was Weinern betrifft, der ſonſt nicht ohne Talent war, ſo hielt ihn Steigenteſch für zu gering um ihn eigentlich zu verfolgen; ſeinen Widerwillen aber ließ er ihm bey allen Gelegenheiten bitter empfinden, und quälte und neckte ihn auf jegliche Weiſe. So kam es denn, daß Weiner eines Tages ſagte: „Dieſer Menſch wird mich ſelbſt im Tode nicht in Ruhe laſſen,“ und dieſe Aeußerung erfüllte ſich dann auch auf eine merkwürdige Art. Steigenteſch und Weiner ſtarben faſt zu gleicher Zeit. Beyde wurden ſie in ihren Särgen in die Michaelskirche zur Einſegnung gebracht, aber ſiehe: Der höher ſtehende Sarg des Steigenteſch glitt herab, und ſtürzte polternd und erſchütternd auf den Sarg des Gegners !!

Myſterien der uralten Burg Mödling.

Des jener Zeit eigenen Spuks der Goldköche, Lebens-Elixierer, Laboranten, theoſophiſchen Schwärmer, Geiſterbanner und Schatzgräber, der da unter der großen Maria Thereſia in und um Wien geherrſcht, haben wir in unſern Skizzen ſchon mehrmahls gedacht. Nun aber iſt es uns angenehm, mit einem Original-Beytrag dienen zu können, der uns um ſo intereſſanter iſt, als es gewiß noch manche Perſonen gibt, welche den Helden desſelben gekannt, als einen hochangeſehenen reichen Mann, der zuletzt bedeutungslos geſunken und verſchwunden, einer Seifenblaſe gleich; ein Opfer jener ſo ſehr eingeriſſenen Krankheit der Zeit, des ſogenannten philoſophiſchen Jahrhunderts. Im Jahre 1816 lebte er noch, hier in Wien, wo er auch ſtarb; und gar häufig lebte er in Mödling, auf der Burg der alten Markgrafen- und Herzogsburg zu Mödling, und auch tief in ihr ſelbſt nächtlicher Weile; in dieſer ſchon vor 8—900 Jahren vorhandenen Veſte, die, man weiß es, öfter als Ein Mahl der Sitz nachgeborner Babenbergiſcher Herrſcherſöhne geweſen.

Von des in Rede ſtehenden Mannes Beziehungen zu Mödling und ſeinem geheimnißumhüllten Walten in der dortigen Burg hatten wir wohl im Allgemeinen Kunde, ohne jedoch ein beſonderes Gewicht darauf zu legen, weil wir der Meinung geweſen, es habe ſich bloß um eitle Geiſterſeherey gehandelt, in welcher Rückſicht wir unſren Mann auch bereits im Conflict mit dem Grafen St. Germain angetroffen und geſchildert haben. Allein — was geſchieht? Unter einer kleinen Maſſe von Familien-

Papieren des betreffenden Mannes, befinden sich auch mehrere vergilbte Blättchen von seiner eigenen Hand, und siehe da: ihr Gegenstand sind: „Seelen in Mödling“ und allerhand Mysterien, deren Schauplatz jene Burg. Diese Blättchen, verschiedenen Formates, einen Zeitraum von mehreren Jahren betreffend, sind eine Art Register, untermengt mit Citaten und aphoristischen Erwägungen; sie sind, — doch wir thun wohl am Besten, wenn wir sie hier, der Hauptsache nach, wieder geben, wie sie sind, nähmlich:

Blatt 1.) „Seelen sind, wie sie sagten entkräftet für sich zu bitten 134 a.

sie sagen ferner: ihr sollt nicht ruhen wenn wir nicht in Ruhe sind. ibid. b.

sie wollen als denn, belehrsame Alter für die von der Schule erbitten ibid. c. Nicht aufhören zu bitten bis sie ihre Erlösung erhalten. ibid. d.

Bemühung um das Suchende muß hinreichend sein. e.

Der Name Maria kommt dabey vor ꝛc. Dieß wird den Hieb ausführen genannt.

Das Gut der Seele wird erst überreicht wenn die Seele vorher um das Fleisch und Blut J. Ch. werde gebeten und genoßen haben. Dann wird erst gefragt werden, was man damit thun will 135 a ꝛc. Anwendung 136 a.

sie liegen in der Bereuung 136 b. Man sieht einen Altar und auf demselben das Lamm.

Auf Raphiel's Achsel ein kleines †. Er spricht ertraget dieses † mit Gedult, es bringet Nutzen mit sich.

Die Speisung geschieht zum 3 mal, ihre ewige Ruhe folgt alsdenn.

Bey der Speisung diese Worte: empfanget die Stärkung dhl. 137 a.

Blatt 2.) beim Mitbeten der Seelen hat man bemerkt

daß die Seelen die Worte im Ave Maria nach bitte für uns ausgelaßen haben 173 b. so ließen ſie auch die Miserere und de profundis, aus.

ihre Anzeige des Orts 175 davon 178.

Lohn der Hinausgegangenen. 179.

Maria wird die Vorbitterinn und die Thüre zu Gott genannt. 179 b.

Wille des Hl. wer mit dem zufrieden iſt, lebt gefälliger und beßer als alle Könige 180.

Seele die erlöſete liegt lange im Dank vor Gott.

Den Willen des Hl. ſollt ihr erkennen 181 b. vollziehen c.

Der Wille G. iſt Zufriedenheit, Einigkeit, Rechtthun.

Graf Paulus v. Weißenfels war der Zweifler 182.

Mondszeichen haben auf die Seelen in M. keinen Bezug. 184.

Der Seelen Anzeige warum ſie leyden iſt verſprochen 187 Linderung ihrer Leyden durchs Gebet 188.

Blatt 3.) Beym Gebet für die Seelen zu M. wurde das Blatt id est Spiegel ſo ſchön als wenn eine Sonne darin ſchiene. 190.

Eine Erſcheinung am Firmament oſtwärts 191.

Der Seelen ihre Hoffnung und Wirkung des Gebets 192 ſie bitten durch alle himmliſchen Namen 193. Die Bittenden ſollen rund um ſich herum das † machen und nichts mehr prechen bis nach dem Gebet 194 ihre erklärte Hoffnung des Erbittens. b.

Blatt 4.) Seelen zu Mödling. Eine Erinnerung wegen Aufſehen und widerwärtige Anſchläge der Nachbarn 198.

Befehl fröhlich zu ſeyn der Hl. wird Helfer ſeyn.

Erſcheinung eines ſchwarzen Mannes 2 mal ibid, und pag. 200.

Auf Ferd. Aeußerung ſprach der Engel: Wie ihr glaubet ſo wird es euch ergehen; wie ihr thut ſo wird der Lohn erfolgen 201. Dann auf die Frage wegen bemerkten Stößen ſprach

Michael: Vorwürfe sollen euch nicht kleiden, Vorwürfe verdienen auch keinen Lohn. 202.

Die 3 Stöße waren von großer Bedeutung, 203 sie waren für die Seelen 205 zwischen den 4 Bäumen.

Strafpredigt des ErzE. M. 205 Mitbeten der Seelen 206 sie sind in Gebet und Reue begriffen ibid.

Wegen vergrabenen Guts haben Sie keine Erlaubnis zu sprechen. 206. Der E. aber verweiset sie aufs Ende des heil. Werks vor welchem sie nicht glücklich seyn werden. — Wenn ihr noch so viel gethan habt, so denket ihr habts nichts gethan.

Blatt 5.) Die Seelen schrieben: ihr müßt euch nicht so viel um das Zeitliche bemühen 208 ihre Befreiung 209 ihre Anweisung des Orts mit Verweis der Begierde darnach bevor den Willen des Vaters 210. Freude der Seelen 210. Erscheinung eines Sterns auf dem Berge ꝛc. bedeutet Gnade. 213 Traum der Clara von Bedeutung 213 mit Gebet für die Bittenden, wollen die Seelen danken. 213 Dank der S. aus allen Kräften und ihre Beichte 217 Gottesgerechtigkeit ꝛc. 218 unsere Träume 218 Erklärung des Engels über 3erley und besonders über die Meßen zu 3erley Endzweck 219 —20. Ermahnung zur Zurücktretung in die Schul 220 mit Segen G. allwo Maria den Segen ertheilt ꝛc. 222 Fröhlichkeit im Gl. wird befohlen. 223. Waschung der neuen Wohnung 224. Belen um G. Gnade und Schutz 224. Drohung für die welche mehr nach der Zeitlichkeit als Ewigkeit trachten 224 sie werden von dannen geführt werden 224. G. erlaubet alles was Freude heißt im Schranken der Reinigkeit 224 Bitten für Paul wird befohlen 225. Verdienst bekömmt Lohn, Unverdienst Strafe 226 Gott ist gerecht. 226.

Schwarz war die Seele eines Verstorbenen die Alexius sahe, sie wird aber durch ihn erlöset werden. 225.

Blatt 6.) Die Seelen in der Burg Mödling. — ihr vergrabenes Gut in was es besteht 230. c. 132 a b. c. d

— ihr Flehen 231 a.
— Warnung vor Plauderey und Ermahnung zur Verſchwiegenheit 231 b.
— Erſcheinung 3 Männer 232 aa.
— der 3 Prinzen ihre Namen 232 e.
— Jahr der Vergrabung iſt 1388 234 f.

Blatt 7.) Engel. 233 d.

Gebet und gute Werke ſind ein reines Opfer zur Erlöſung im Schloß von

Dazu Pflicht 3 Männer 233 e. f. etc.

Teufels Anlauf Vertreibung 234. a.

Quäler der Seelen 234 b.

Der erſcheinende Rieſe iſt nur Schatten 235 a.

Betet 3 Vater unſer u. d. Evangel. Joh. ſonſt redet kein Wort 235 b.

2 ſind erlöſet 235 c den Anlaß zum Vergraben gab aber nicht ibid.

Blatt 8.) Folge den gebietenden Worten deines Schöpfers 236 a.

Ignatz ſeine Brüder glanzend ſehend ſchlägt die Hände zuſammen und jammert 236 b.

Eure Fehler ꝛc. 236 e.

ihre Ermordung durch Schweden unter Alberts Regierung 237 a. u. b.“

Das ſind die 8 Blättchen. Und auf Blatt 4: „Seelen zu Mödling;“ „Wegen vergrabenen Gutes;“ auf Blatt 6: „Die Seelen in der Burg Mödling;“ „ihr vergrabenes Gut;“ „der 3 Prinzen ihre Nahmen;“ „Jahr der Vergrabung iſt 1388;“ auf Blatt 8: „Ihre Ermordung durch Schweden unter Alberts Regierung.“

Im Jahre 1388 regierte Herzog Albrecht III., Albrecht „mit dem Zopfe“ unter dem Papſt Urban VII. der

Wiener-Universität auch die vierte, nähmlich die theologische Facultät bestätigte.

„Durch Schweden" u. s. w. Wir gehen weiter in nichts ein; wir beschränken uns, das Gefundene wieder zu geben als einen nichts weniger als gleichgültigen Stoff zur nähern Beleuchtung (oder wenn man will, zur dichtern Umneblung) jener Schwärmereyen der Zeit. Aber die Sache hat insonderheit persönliches Interesse, denn der Verfasser der 8 Blättchen ist derselbe wohlbekannte Mann, in dessen Laboratorium auf der Landstraße die Scene mit St. Germain und Blumauer vorgefallen, wie wir im zweyten Theile der Memoiretten, Seite 136 erzählt haben in dem Artikel: Saint-Germain bey den Adepten in Wien.

Zeitausfüllung.

Sehr muß ich Ihnen verbunden seyn, mein Herr! Es ist ein charmantes Haus, äußerst geschmackvoll, noch neu?

Seit ein paar Jährchen erst steht es auf dem Raume verschiedener kleiner Gebäude des alten Landhauses.

Hier werde ich recht angenehm wohnen; dieser nette Platz ist hell und ruhig, und das liebe ich sehr.

Es ist der Minoritenplatz, mein Herr. Betrachten wir ihn ein wenig, falls es Ihnen beliebt, bis Ihre Effecten ankommen.

Sehr angenehm das; haben Sie die Güte; und die Fremden ſind neugierig, wie Sie wiſſen. Was iſt es, wenn ich bitten darf, mit dem ſtumpfen Thurm da?

Der wurde in der türkiſchen Belagerung von Anno 1683 zerſchoſſen, dort wo die Burg- und Löwelbaſtey, war die Fronte des wüthendſten Angriffs. Wenn Sie ein paar Schritte machen, hier, dieſes Eckhaus, zum ſchwarzen Thor genannt, ſehen Sie da oben am zweyten Stock iſt noch eine der ungeheuerſten Geſchützkugeln eingemauert zum Andenken, und die Jahrszahl darauf angebracht. Tauſende von Leuten gehen da vorüber, ohne darauf zu achten.

Furchtbare Erinnerung an jene Schreckens-Periode! Wenn Wien, mit Recht die Vormauer der Chriſtenheit geprieſen, fällt, ſo iſt ganz Deutſchland mohamedaniſch.

Und die Minoritenkirche eine Moſchee, das was ſie jetzt iſt, wurde ſie durch den großen Ottokar; nach den verzehrenden Feuersbrünſten im 13. Jahrhundert legte er den Grund zu dieſem Neubau. Er liebte und beſchützte die Minoriten; er begünſtigte ſie, auch im Tode noch; unter dem Georgs-Altar wurde ſein tapferes Herz begraben.

Das iſt mir ſehr merkwürdig mein Herr! Ach Ottokar!

Hier ruht auch Blanca, von deren Grabmahl unter der ſogenannten heiligen Stiege, weil ſie der des Pilatus-Hauſes in Jeruſalem nachgebildet; aber ſo ſicher iſt dieſe Fürſtinn in ihrer Ruhe, wie erſt neulich wieder die Zeitungen berichtet; ihr herrliches Mauſoleum iſt ganz verbaut; man kann nicht dazu. Sie war die Stifterin des Claren-Kloſters auf deſſen Stätte ſich jetzt das Bürgerſpital erhebt.

Wenn ich mich recht erinnere, gibt es auch einige curioſe Sagen von dieſer Kirche?

O ja! Zum Beyſpiel nach einer derſelben von einem Communicanten in der Mitte des 14. Jahrhunderts, der hatte ſieben Mahl die Hoſtie zu ſich genommen; ob dieſes Frevels fiel er todt zu Boden; in der Nacht packte ihn der Böſe, und entführte ihn unter gräulichem Lärm oben hinaus durch die Kirchenwand. Die dadurch entſtandenen Breſchen, einige Jahrhunderte offen geblieben, wurde unter Joſeph II. zugemauert.

Das kann ich mir recht gut denken.

Eine andere Sage betrifft ein über 20 Schuh hohes hölzernes Kreuz, welches vom Orient auf der Donau herauf geſchwommen, in den Stephans-Dom gebracht, Tags darauf aber in der Minoritenkirche gefunden ward. Da blieb es bis gegen das Ende des 16. Säculums; bey der Klöſteraufhebung kam es nach Windpaſſing.

Ich danke Ihnen, mein Herr; Sagen und Legenden ſprechen mich ſehr an, ich bin weit entfernt, ſie zu beſpötteln.

Sie denken wie ich. Eheſtens wollen wir das Innere der Kirche beſehen. Es gibt da manche merkwürdige Denkmähler; hiſtoriſch intereſſante Todte ruhen da, unter Andern ein „Innsbrucker“ aus dem vielleicht allerälteſten Adelsgeſchlechte Wien's.

Das herrliche Portal hier kenne ich aus dem leider nicht fortgeſetzten Prachtwerke des Fürſten Lichnowsky.

Hier ſehen Sie, dieſes geſchmackloſe aber ſehr raumhältige Gebäude biethet manche geſchichtliche Erinnerungen dar. Es gehörte der Erzherzoginn Beatrix; hier er-

folgte durch den Fürſten Trautmannsdorff die feyerliche Werbung um die Hand ihrer Tochter für Kaiſer Franz. Dieſes Haus bewohnte auch der portugieſiſche Bothſchafter Marquis Marialva, durch welchen die Vermählung der Erzherzoginn Leopoldine mit Don Pedro vermittelt ward. Eine Zeit lang war hier unlängſt noch die k. k. Börſe, während des Baues des Arnſtein'ſchen Hauſes in der Weihburggaſſe.

Sehr verbunden für dieſe Notizen. Aber welch ein impoſantes Prachtgebäude hier neben?

Es iſt ein Flügel des fürſtlich Liechtenſtein'ſchen Majorat-Palaſtes ein Werk des Architecten Martinelli. Es ward deßhalb ſo maſſiv gebaut, um wirklich zugleich als Feſtung dienen zu können; es ſoll ſo eingerichtet ſeyn, daß man auf die Dachung Kanonen auffahren kann. Die Schrecken jener türkiſchen Belagerung brachten auf dieſe Idee.

Ueber welche Schrecken man heut zu Tage freylich lächeln kann.

Ja, ſo wendet ſich das Schickſal. Wie würde man ſonſt, wie ſeit ein paar Jahren über anderthalb Millionen aufwenden für Reſtauration und neue innere Einrichtung. Wir wollen dieſer Tage die gewährte Erlaubniß nehmen, dieſe Wunder zu betrachten.

Ich freue mich darauf.

Hier in dieſem mächtigen Gebäude, fürſtlich Starhembergiſch, wohnt der franzöſiſche Bothſchafter.

Wir kommen zu meinem Wohnhauſe; laſſen Sie uns nun mein impoſantes vis-à-vis bewundern.

Es iſt, mein Herr, das niederöſterreichiſche Landſchaft-Gebäude, erſt ſeit ein paar Jahren aufgeführt. Der

talentvolle Baumeiſter heißt Pichl, wie ich glaube, noch ein junger Mann. Hier bey dieſer Rückfronte hat er ſich als Meiſter bewährt. Der alte Saal mit den prächtigen Deckengemählden von Pozzo iſt nähmlich geblieben, kunſtvoll neu umbaut. Da gab es lange und oft muſicaliſche Productionen. Wenn Sie ihn beſehen, ſo wollen Sie ja nicht unterlaſſen, auch die Rathſtube in Augenſchein zu nehmen, um den bezaubernd ſchönen Plafond, ein Meiſterwerk alter Holzplaſtik in Augenſchein zu nehmen. Dießfalls wenden Sie ſich an den Portier.

Schönen Dank, mein werther Herr. Aber dort im Winkel, welch curioſer Contraſt, welch ein Mignon-Gaſthof, und gleichwohl welch eigenthümlich, pittoresker Effect.

Freut mich, daß dieſes Häuschen Ihre Aufmerkſamkeit erregt, denn ich muß Ihnen ſagen, nach meinem Dafürhalten gehört es nicht nur unter die merkwürdigſten, ſondern unter die allermerkwürdigſten Gebäude Wiens.

Ey, wie ſo mein Herr, Sie machen mich neugierig.

Die Sache iſt, daß ſie niemand Geringeren betrifft, als Kaiſer Joſeph II.

Kaiſer Joſeph? Ey, ich bitte, ſprechen Sie!

Kaiſer Joſeph ſage ich Ihnen, war perſönlich ſelbſt als Gaſt in dieſem Häuschen. Doch, da bringt man Ihre Effecten, mein Herr! Das Weitere bey meinem nächſten Beſuch.

Die Burſen.

Die Wiener-Univerſität, von Herzog Rudolph IV. nach dem Muſter der Pariſer geſtiftet (Diplom vom 1. März 1365) hatte bald rege Theilnahme und lebhaften Zuſpruch gefunden. Muthig und kraftvoll ſtrebte ſie der weltberühmten Prager-Hochſchule nach, und dieß um ſo glücklicher, als ſich bedeutende Unterſtützungs-Zuflüſſe, beſonders aber Burſen bildeten, größere Stiftungen nähmlich, auf eigene Häuſer gegründet, und im weitern Sinne alſo genannt, wie im engern das Wort Bursa Börſe, Caſſe oder Schatz bedeutet. Die vorzüglichſten dieſer Burſen ſind folgende:

Die Sprenga-Burſe, ein Haus auf dem jetzigen Univerſitätsplatze, auf der Stelle der Jeſuitenkirche. Dieſe Stiftung rührte von Chriſtoph Ozeſtorffer her, welcher 1407 ſeine Habe der Univerſität vermachte, um davon 10 Studenten, geborne Oeſterreicher zu erhalten. 1487 erkauften die Verweſer dieſer Stiftung von Wernhard Schleicher jenes Gebäude, genannt „Wurſen Sprengo zunächſt Hanß Knollen ſeel. Hauß, das mann Wurſſen Prukh heiſt.“ Daher der Nahme Bursa Sprenga. Nachmahls wurde auch dieß nebenſtehende Haus dazu gekauft; beyde Stiftungen wurden wahrſcheinlich vereinigt, weil die gemeinſchaftliche Benennung Burſe Bruck (Bursa pontis) entſtand. Als noch andere Dotationen hinzu gekommen waren, erhielt ſie den Nahmen Lammel-(Lampel-) Burſe (Bursa agni). 1758 bezogen 14 Studenten ein Stipendium von 25 fl. jährlich.

Die Roſen-Burſe, ein Verein mehrerer Stiftun-

gen. Entſtanden war ſie durch den Doctor Ulrich Grünwalder, 1418 Rector der Univerſität; die Urkunde iſt von 1432. Dieſe Burſe ward durch viele anſehnliche Stiftungen bedeutend vergrößert, ſo zwar, daß 5 Stiftlinge 60 fl. 4 andere 40 fl. und Einer 25 fl. genießen konnten, die Erſtern 9 durch 6—8, der Letztere durch 6 Jahre.

Die Schleſier-Burſe, 1420 von dem Breslauer Canonicus Niclas Gleuwitz gegründet. Das Capital beträgt gegenwärtig über 53000 fl.; es iſt für ſchleſiſche Jünglinge beſtimmt; ihrer 32 genießen ein Jahres-Stipendium von 60 fl.

Die Lilien-Burſe, geſtiftet von dem Dechant Burghard Krebs, laut Brief vom 15. September 1465, und zwar für geborne Würtemberger. Das Haus ſtand da, wo gegenwärtig das Pazmany'ſche Collegium in der Schönlaterngaſſe.

Die Paulus- oder Heiden-Burſe, 1484 von dem Canonicus Paul Wann v. Kennrat geſtiftet. Dieſe Burſe, zu der noch andere Dotationen kamen, z. B. die der Müllersfrau Cath. Schardinger zu Mannswörth, wechſelte den Nahmen; das Haus ward ſpäterhin zu dem Seminarium der Jeſuiten verwendet, und hieß nach 1701 Heidenburs.

Es gibt ſonſt, wie bekannt noch viele, darunter höchſt bedeutende Univerſitäts-Stiftungen, ohne daß ſie aber gerade Burſen genannt worden, z. B. die Goldberg'ſche, jetzt mit einem Capital von mehr als 33000 fl. Ueberhaupt aber läßt ſich entnehmen, daß in früheren Zeiten ungleich mehr für wiſſenſchaftliche Zwecke geſtiftet wurde, als in der neueſten Zeit, deren Gründungen und Dotationen ſich

häufig den lockern Künſten, nahmentlich der Muſik und der Comödie zuwenden. Malum signum in urino.

Der Prinz von Aſturien.

Wir haben eine Flugſchrift von vier Blättern in Quart vor uns, betitelt: „Beſchreibung der am 13. April 1716 Glücklichſt in Wien beſchehenen Entbindung Ihro Majeſt. der Regierenden Kayſerin, und der des andern Tages in der Kayſerlichen Burg Prächtigſt-vollbrachten Tauff-Ceremonien des Aller-Durchlauchtigſten Prinzen LEOPOLD Erz-Herzogen von Oeſterreich und Prinzen von Aſturien ꝛc.“ Dieſe Schrift iſt zwar keine Beſchreibung der Entbindung, enthält aber Manches, was der Zeitgenoſſe und Augenzeuge Fuhrmann in ſeinem Alt- und neuen Wien nicht anführt, obwohl er das Ereigniß und deſſen Feyerlichkeiten ſehr umſtändlich behandelt, und ſehr viel Raum darauf verwendet. Auch die ſpäteren Geſchichtſchreiber Wien's, die ſich darüber natürlich viel kürzer auslaſſen, ſchweigen davon.

Es fand damahls zur Erinnerung an den glücklichen Entſatz Wien's von der Türkennoth 1683 alljährlich den 15. September ein öffentliches Dankfeſt Statt, beſtehend in einem feyerlichen Zuge nach St. Stephan und ſolenner Kirchen-Feſtivität. Bey der im Jahre 1715 an dem beſagten Tage vor ſich gegangenen Prozeſſion, als die Kaiſerinn bereits zwey Monathe geſegneten Leibes war, ließ ſie ſich in einer koſtbar ausgeſtatteten Sänfte dabey

tragen. Die Entbindung erfolgte 1716 den 13. April Abends um halb 8 Uhr; die Taufe Tags darauf zur selben Stunde. In das Taufwasser wurden fünf Tropfen aus dem Flusse Jordan gemischt; aus dem Schlafgemach der Wöchnerinn wurden in Begleitung von zwey Trabanten folgende Reliquien dazu gehohlt: Tropfen des heiligen Blutes; ein Nagel von denen, mit welchen der Erlöser an das Kreuz befestigt worden, ein Dorn aus seiner Krone, und Milch von unsrer lieben Frau.

Der Prinz erhielt die Nahmen: Leopold, Johann, Joseph, Anton, Franz de Paula, Hermenegild, Rudolph, Ignaz, Balthasar.

Fuhrmann erzählt hinwieder einiges Andere, was in jener Beschreibung nicht vorkommt. Die Burg, die ganze Stadt, alle Vorstädte waren beleuchtet, man sah dabey zahlreiche Sinnbilder und Inschriften, und Denksprüche; Freudenschießen, Freudenfeuer, Musik, Jubelgeschrey drückten die begeisterte Theilnahme an dem allerdings sehr wichtigen Ereigniß aus; an den Hôtels mehrerer Minister, vor dem Landhause und auf dem Hofe wurden Ehrengerüste aufgeführt „aus denen man theils Geld, theils Fleisch, Krapfen, Semmeln unter Trompeten- und Paukenschall auswerfen und bey anderer trefflichster Musik roth- und weißen Wein springen lassen." Diese Festlichkeiten dauerten drey Tage.

Allein alle waren sie eitel; nur wenige Monathe währte das schwache Leben; der Prinz starb schon den 4. November, und zwar Nachmittag nach 2 Uhr, der letzte throngeborne männliche Habsburger-Sprosse.

Aber Jahrs darauf den 13. May erblickte die große Thereſia das Licht der Welt.

Wie, wenn der Prinz von Aſturien am Leben geblieben und zur Regierung gelangt wäre?

Größe um Größe.

(Genre-Skizze.)

Eines frühen Morgens im Jänner 1701 hielt am Haupttthore des Prinz Eugen'ſchen Palaſtes eine Sänfte, neben welcher ein Bedienter ging. Als der Portier ſie durch ſein vergittertes Straßenfenſter erblickte, warf er ſich in ſeinen Dienſtrock, ergriff ſchnell den bordirten Hut und den Keulenſtock, und ſprang zu ſeiner Glasthür hinaus, dem Angekommenen den tiefſten Reſpect zu bezeigen. Mehrere von der Dienerſchaft des Prinzen, die ſich eben in dem Hofe oder unter dem Thorwege befanden, ſo wie verſchiedene Leute, von denen der Tragſeſſel aus Neugierde begleitet worden war, ſtellten ſich achtungsvoll zu beyden Seiten auf, und entblößten die Köpfe. Der mitgekommene Bediente, als er den Schlag der Sänfte öffnen wollte, ward von dem Portier daran verhindert, welcher ſich dieſe Ehre und dieſe Pflichterfüllung nicht entziehen ließ.

Aus dieſem Tragſeſſel ſtieg ein Mann von mittlerer Größe, ſchmächtig und zierlich gebaut, ſchon bejahrt zwar, aber in aufrechter, feſter Haltung. Seine lebhaften dunklen Augen und ſeine hochgewölbte Stirne kündigten Geiſt

und Verstand an; die etwas schmalen, festgeschlossenen Lippen und das vorstehende Kinn deuteten auf Kraft und Entschiedenheit, wie die Gestalt der Nase auf orientalische Abkunft; sein ernstes Gesicht, ein anziehendes Oval bildend, war durch Arbeit, Sorgen und Alter schon etwas verfallen, aber ein frisches Roth blühte auf den Wangen. Sein schwacher Bart reichte nicht sehr weit auf die Brust herab; er war, wie das ebenfalls dünne Haupthaar und die spärlichen Augenbrauen, silberweiß und glänzend. Des Mannes Anzug, durchaus von schwarzer Seide, bestand aus einem engen Leibrock mit vielen gleichfalls schwarzen, sehr kleinen Knöpfen und einem weiten Talar, der auch voll mit solchen Knöpfchen besetzt und so lang war, daß man die schwarzsammtenen, filzbesohlten Schuhe nicht wahrnehmen konnte. Das kahle Haupt war mit einem Käppchen von schwarzem Sammt bedeckt; den länglich runden flachen Hut von feinstem Castor trug er unter dem linken Arm. Aus der Miene dieses imposanten Greises, dessen ganzes ehrwürdiges Aeußere einem Patriarchen glich, sprachen Selbstgefühl, Würde und Adel, vermischt mit einer eigenthümlichen Bescheidenheit, die fast an Unterwürfigkeit gränzte.

Kaum hatte der Portier den Schlag der Sänfte wieder zugemacht, so zog er die große Hausglocke, um dadurch die Ankunft einer wichtigen Person anzukündigen.

Diese Person war Herr Samuel Oppenheimer, der sogenannte Hoffactor.

Der große Eugen hatte noch spät in der Nacht zu ihm gesendet, ihn ersuchen zu lassen, daß er sich am näch-

ſten Morgen zu ihm bemühen möge. Es handelte ſich um eben ſo hochwichtige als dringende Angelegenheiten.

Der Prinz hatte faſt die ganze Nacht durchwacht. Er ſaß in ſeinem Arbeitscabinett an einem großen Marmortiſche, der mit Landkarten, Büchern, Schriften und Briefſchaften bedeckt war. Auf einer dieſer Karten haftete ſein Blick; das Haupt hatte er auf die linke Hand geſtützt; mit der rechten ſchrieb er mit einer Bleyfeder flüchtig einzelne Schlagwörter und Ziffern auf ein Blatt Papier. Bey dem Klang der Glocke ſchob er das Papier dieſer Notaten unter die Karte, richtete ſich in dem hohen Lehnſeſſel empor, und ſtand raſch auf.

In dieſem Augenblicke erſchien der dienſtthuende Kammerdiener, um Jemanden anzumelden. Der Prinz aber wartete nicht auf den Nahmen, ſondern gab mit einem ungeduldigen Wink zu erkennen, daß die Perſon unverzüglich eintreten möge.

Samuel Oppenheimer trat ein; der große Eugen ging ihm einige Schritte entgegen. Auf ein Zeichen des Gebiethers ſtellte der Kammerdiener einen Seſſel zur Rechten des Stuhles des Prinzen, dann erhielt er die Weiſung, durchaus Niemanden vorzulaſſen, und entfernte ſich.

Der Prinz erwiederte die ehrerbiethige, ja völlig unterthänige Verneigung Oppenheimers mit freundlicher Miene und vertraulichem Kopfnicken. „Willkommen, mein werther Hof- und Staatsbanquier," ſprach er, indem er begann, mit ihm auf- und abzuſchreiten, „es gibt wieder zu thun; Ihr verſteht mich!"

Oppenheimer verbeugte ſich ehrfurchtsvoll. Er unter-

drückte einen Seufzer. Der Prinz nahm es wahr, ging aber darüber hinaus.

Eugen fuhr fort: „Der Hintritt des Königs von Spanien macht einen Feldzug nöthig. Es geht vorerst durch Tyrol in das Mailändiſche. Der Zuſammenhang der Sache iſt Euch bekannt. Dieſer Succeſſionskrieg darf nicht lange währen.“

Die Worte, welche Oppenheimer auf dieſe Aeußerung entſchlüpften, ſind: „Deſto ſchlimmer!“ Aus Furcht, möglicher Weiſe mißdeutet zu werden, erläuterte er ſie ſogleich durch den Beyſatz: „denn eine längere Campagne unter dem ſiegreichen Eugen würde ſich durch ſich ſelbſt bezahlen.“

Der Prinz hielt ſeinen Schritt an, blickte Oppenheimer ernſt in's Geſicht, und ſprach mit Betonung: „Mann, ich muß auch dießmahl auf Eure Truhen rechnen; ich muß!“

Oppenheimer entgegnete ruhig: „Meine Truhen und viel fremde Caſſen durch mich, waren ſtets zu Eurer Verfügung, durchlauchtigſter Herr! mit der unverkennbarſten Bereitwilligkeit und ſonder Mangel, wenn ich mir erlauben darf zu ſagen.“

„Und jetzt?!“ fiel der Prinz etwas geſpannt in's Wort.

Oppenheimer ſchwieg, hatte aber die Miene, als dächte er nach.

Eugen, in der Größe ſeiner Seele, klopfte den Mann auf die Schulter, und ſprach in ſichtlicher Bewegung: „Ja, mein Freund, Ihr habt ganz wahr geredet. In meinen ungariſchen Feldzügen nahmentlich habt Ihr alle

Erwartungen nicht nur erfüllt, ſondern weit übertroffen; Montur, Waffen, Pferde, Fuhrwerk, Proviant, Sold; Alles, und ſogar im Ueberfluß. Eure Rechnung muß ungeheuer geweſen ſeyn, und ich zweifle nicht — "

Zögernd, leiſe und ſich ängſtlich umſehend flüſterte Oppenheimer, ſich der Perſon des Prinzen völlig nähernd: „Gnädigſter Herr, ich bitte Euch, ich wage es, Euch zu bitten, daß es Euch gefalle, zu zweifeln; denn ein großer Theil meiner Forderung — "

„Beruhigt Euch!" erwiederte der Prinz ergriffen, „baut auf meine Verwendung, Mann; ich weiß, woran es liegt, ich kenne die Verhältniſſe, die nie ungünſtiger hätten ſeyn können. Aber glaubt mir, es herrſcht der reinſte Wille. Noch heute mache ich Schritte allerhöchſten Ortes. Ja, ich werde der Wahrheit gemäß geltend machen, daß es ſehr mißlich um die Möglichkeit der türkiſchen Feldzüge und deren Erfolge geſtanden hätte, ohne Samuel Oppenheimers Anſtalten und Opfer. Ich fühle das; ich weiß das; und ich ſelbſt ſage Euch das. Seyd Ihr damit zufrieden Freund?"

Dieſe Worte der Großmuth brachten bey dem zagenden Finanzmann eine electriſche, neubelebende Wirkung hervor. Solch' erhabene Geſinnung hatte ihn beſiegt, zur Bewunderung hingeriſſen, ihn entflammt zu neuem Aufſchwung. Begeiſtert rief er aus: „Für den Dank, gnädigſter Herr, finde ich keine Worte; die That möge reden. Wie ſtark iſt die Armee? Wann ſoll ſie marſchiren? Was iſt der Bedarf?"

Der Prinz unterbrach ihn. Er ergriff Oppenheimers Hand, drückte und ſchüttelte ſie freundſchaftlich, und

ſprach: „Zweyunddreyßig tauſend Mann! Aber jetzt ſetzen wir uns, beſprechen meine Aufſchreibungen und bringen ſchnell Alles zur Ausführung. Der Aufbruch erfolgt im April.“

Bey dieſen Worten drückte der Prinz Eugen den Hofjuden Oppenheimer auf den Seſſel nieder, zur Rechten des ſeinigen; dann ſchürte er das Caminfeuer an, löſchte, da es nun Tag geworden, mit einem kleinen, goldenen Blaſebalg die herabgebrannten Wachslichter aus, ſetzte ſich, und langte ſeine Notaten und Berechnungen hervor.

Zwey Stunden lang währte die Conferenz. Mehrere Mahle war die Hausglocke erklungen. Hofwürdenträger, Marſchälle, Männer des Ruhms harrten im Vorſaale. Bis mitten unter dieſe geleitete der Prinz den Juden; mitten unter dieſen entließ der Prinz den Juden mit einer Umarmung. Alle Anweſenden ſtaunten.

Und auf's Neue bewährte der Jude ſeine Anhänglichkeit und Treue, ſeine Thatkraft und Ausdauer, ſeinen Hochſinn und ſein Vertrauen.

Im July des Jahres zuvor war ſein Haus am Petersplatze vom raſenden Pöbel geſtürmt, waren ſeine Caſſen beſtohlen, ſeine Handelsbücher zerfetzt, war der größte Theil ſeiner Habe vernichtet worden. Allen ferneren Zumuthungen mit Sicherheit zu entgehen, hätte er nur auf das beyſpielloſe Unglück hinzuweiſen gebraucht. Samuel Oppenheimer that es nicht.

Dieſer erhabene Zug ließ den großen Eugen nicht gleichgültig. Der Prinz konnte nichts Höheres thun, als dieſen Mann des reinſten Eifers öffentlich umarmen.

Und ein ſolches Leben, zugleich das Erdenwallen eines ſamaritiſchen Stifters *), iſt noch nicht geſchildert!!

Scene beym ſchwarzen Adler,

in der Taborſtraße, in der großen Gaſtſtube zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

(Novellenſplitter.)

Es war zur Marktzeit; die Stube voll Leute aller Claſſen und Confeſſionen; die berühmte Lady Montague war da einlogirt; der General Bonneval (zuletzt Paſcha), ein Abenteurer, ein Roué, lange Zeit dennoch Freund und Schützling des großen Eugen, die Dame mit ſeiner Zärtlichkeit verfolgend, war auch zugegen mit luſtigen Brüdern, der Dame Nachhauſekunft erwartend.

Alſo kann man denken, was da Allerhand paſſirte. Der Graf Bonneval nahmentlich hatte ſchon zweymahl dinirt; ein paar Weinkörbe waren ſchon geleert; geplaudert, geſchäkert, gelacht hatte er mit ſeinen Collegen ſchon ſattſam, und die Zeit ward ihm ſchon lange. Was iſt da zu thun? Allons Wirth: Karten her; Pharao und dergleichen. Bonneval, wie gewöhnlich, verliert, denn er iſt immer zerſtreut, immer leichtſinnig und ſpielt ungeſchickt, keck und immer unglücklich. Er hat ſchon Alles verſpielt, ſpringt zornig auf und ſchießt im Zimmer herum, wie ein Narr. Er inſultirt die Gäſte, naſenſtübert den Kellner

*) Judenſpital in Wien.

bis auf's Blut, weil Lady Montague noch immer nicht nach Hauſe gekommen; er will ihr Zimmer einſprengen laſſen; er befreyt die Frauen von ihren Colliers, die er zum Spaß in die Taſche ſteckt. Er ſieht ſich um, ob es denn weiterhin gar nichts zu machen gäbe, und erblickt zu ſeiner Genugthuung in einer Ecke drey polniſche Juden, welche mit einem andern Juden, der kein polniſcher iſt, über Geſchäfte ſprechen und rechnen. Willkommeneres kann es nicht geben; Bonneval ſetzt ſich zu ihnen.

„Nun" ſagt er zu dem einen Juden, „was iſt das? Warum biſt Du nicht auch ein polniſcher Jude, Mauſchel? Was unterſtehſt Du dich." Die Juden ſahen einander an, und ſchwiegen. „Was," ruft Bonneval, „Ihr habt die Frechheit, einem berühmten Mann, wie ich, die Antwort ſchuldig zu bleiben? Das verdient Strafe. Auf der Stelle zahlt Ihr 50 Ducaten." Die drey polniſchen Juden fangen an zu zittern, zu jammern, zu heulen, zu flennen, ſchreyen und winſeln um Gnade, um Nachſicht, um Barmherzigkeit, um Rabatt. Der andere Jude aber legt ihnen Stillſchweigen auf, zieht ganz gelaſſen ſeine Börſe aus der Taſche, zählt in völliger Ruhe 50 Ducaten auf, und ſagt in eben ſo ruhigem Tone: „Hier, mein Herr, ſind die 50 Ducaten." Bonneval lacht, ſtreicht das Geld ein, ſetzt ſich wieder zu ſeinen Genoſſen, und legt auf's Neue Bank auf.

In wenigen Minuten waren auch dieſe Ducaten dahin. Auf Parole weiter zu ſpielen, das wußte Bonneval, darauf wollten ſich ſeine Gegner nicht einlaſſen; und doch war die Lady noch nicht zurück, und doch mußte weiter geſpielt werden. Da bemächtigt ſich des leichtſinnigen

Menſchen ein wahnſinniger Einfall. „Pizzoni?“ ruft er, „Du hältſt Bank, legſt 100 Ducaten auf; hier auf dieſe Karte ſetze ich als 100 Ducaten den Nahmen des Prinzen Eugen.“ Die Spieler entſetzten ſich ob ſolchen Frevels; andererſeits aber wagten ſie es nicht, einer ſolchen Garantie zu widerſprechen: ſie verhalten ſich ſchweigend und der Graf verliert wieder. Eine grauenvolle Nüchternheit erfaßt ihn; er ſteht auf und trocknet ſich die angſttriefende Stirne.

Da nähert ſich ihm der deutſche Jude, in der Hand ein Stückchen Papier, auf welchem einige Worte mit Bleyſtift geſchrieben ſind. Der Jude ſagt: „Mein Herr! Sie haben meine Geſchäftsfreunde und beſonders mich ſelbſt unverantwortlich beleidigt. Dieſe Beleidigung aber iſt nichts im Vergleich mit jener, welche Sie dem erhabenen Nahmen des Prinzen Eugen zugefügt haben. Dieſe Ruchloſigkeit iſt eher ein Verbrechen, und muß auf der Stelle getilgt werden. Ich habe die 100 Ducaten nicht bey mir; aber dieſer Zettel iſt der Werth derſelben. Zahlen Sie damit augenblicklich Ihre Schuld mein Herr!“

Bonneval fühlte die Gewalt dieſer Worte. Bebend und lautlos nahm er den Zettel. Es ſtand darauf: „Gut für Ein hundert Ducaten an den Ueberbringer. Samuel Oppenheimer, Hofjude.“

Des großen Eugen geweihter Hut und Degen,

die er vom heiligen Vater während der Kriege mit dem Erbfeind der Chriſtenheit erhielt, waren folgendermaßen beſchaffen: Der Hut war violettfarbig, gefüttert und ausgeſchlagen mit Hermelin; reiche Goldſtickerey zierte den Rand. Vorne war das Symbol des heiligen Geiſtes von Perlen geſtickt; an den inneren Seitentheilen des Hutes waren zwey goldene Bänder, die Schnur war gleichfalls mit Gold geſtickt. Das Gefäß des Degens war von Silber, ſtark vergoldet, 1 Pfund ſchwer; die drey Querfinger breite Klinge war blau angelaufen; die rothſammtene Scheide mit ſilberner vergoldeter durchbrochener Verzierung; das Gehänge war roth mit Goldſtickerey. Auf dem Knopf des Degens befand ſich das päpſtliche Wappen.

Der Hauptinhalt des päpſtlichen Begleitungsſchreibens iſt dieſer: „Geliebter Sohn, edler Mann! Wiewohl die Chriſtenheit ſchon längſt ein gränzenloſes Vertrauen auf Euren Muth und Eure Tapferkeit geſetzt hat, ſo übertrifft doch der letzte Sieg über die Türken *) alle Hoffnungen dergeſtalt, daß jeder Mund von Eurem Lobe überquillt. Ihr ſcheint jenen altrömiſchen Feldherrn ganz erreicht zu haben, der da kam, ſah und ſiegte. Euer größter Triumph beſteht inzwiſchen nicht ſowohl in der Anzahl der niedergemachten Feinde, als in der Liebe und in den Segnungen der Völker, welche Euch den Bezwinger der barbariſchen Treuloſigkeit, den Wiederbegründer des

*) Bey Peterwardein.

öffentlichen Wohles, den Beſchützer der heiligen Religion nennen, und deſſen Nahmen ſie bis zu den Sternen erheben. Zu dem Jubel der Gläubigen wollen auch wir beytragen, indem wir Euch zu Euren erhabenen Thaten vom Herzen Glück wünſchen. Da aber der Segen jener Siege ganz beſonders uns ſelbſt betrifft, ſo iſt es Pflicht, einen ſichtbaren Beweis unſeres guten Willens darzubringen. Wir ſenden daher unſeren Freund, den Ritter Raſpain ab, der Euch einen, mit himmliſchen Segnungen reich begabten Hut und Degen bringt, dergleichen unſere erhabenen Vorfahren den verdienten Beſchützern des Glaubens verliehen haben. Dieſes heilige Geſchenk, feſt gegürtet um Eure Lenden, möge Euren Muth entflammen; der Hut, gleichſam ein Symbol des Helmes des Heils, möge Euch von Tag zu Tag mehr anfeuern, den Trotz der boshaften Feinde zu brechen. Beydes ſoll Euch, unſerem Wunſche nach, von einem Biſchofe übergeben wrrden. Möge der Höchſte Euch ſtets neue Siege verleihen: und mögen die türkiſchen Heere bis auf den letzten Mann vertilgt werden! Wir ertheilen Euch dazu unſern apoſtoliſchen Segen."

Die Uebergabe erfolgte auch wirklich mit der größten Feyerlichkeit, und zwar in der Cathedralkirche zu Raab, unter einem Thronhimmel, der von Silber und Gold blitzte. Der Biſchof las das Schreiben mit lauter Stimme vor, und überreichte dem Prinzen unter Beobachtung vieler Ceremonien zuerſt den Degen, dann ſetzte er ihm auf eben ſolche Weiſe den Hut auf.

Eugen dankte dem heiligen Vater in einem Schreiben im Weſentlichen, wie folgt: „Seit jener Gnade des Sieges bey Peterwardein, welche Gott uns auf Euer

Heiligkeit kräftiges Gebeth verliehen, hat mich nichts so sehr erfreut, als der Glückwunsch Eurer Heiligkeit und die beygefügten Geschenke, die ich unter den größten Feyerlichkeiten empfangen habe. Sie sollen mir nicht nur als Zeichen besonderer göttlicher Gnade dienen, sondern mich auch zu größern Unternehmungen für die gerechte Sache Gottes, des Kaisers und der Christenheit anspornen. Unter einem so vortrefflichen Statthalter Christi können sie nicht anders als glückbringend seyn. Ich bitte Gott, daß er mich der empfangenen Gnade würdig mache, und Eurer päpstlichen Heiligkeit noch lange ein vollkommenes Wohlseyn verleihe. Mit geziemender Ehrfurcht küsse ich Eurer Heiligkeit die Füße und bleibe in Demuth derselben unterwürfigster Diener ꝛc.“

Kaiser Carl hatte den genialen Einfall gehabt, dem Papste einige türkische Fahnen und Roßschweife aus der Peterwardeiner-Schlacht zu übersenden. Diese ganz eigene Aufmerksamkeit machte dem Papst große Freude, so daß er im Consistorium eine eigene Rede darüber hielt.

Es ist sonderbar, daß in der vor uns liegenden Uebersicht der Hinterlassenschaft des Prinzen Eugen des päpstlichen Hutes und Degens nicht erwähnt wird. Sechs goldene, reich mit Diamanten besetzte Degen kommen da vor, als Geschenke Kaiser Josephs I. der Königin Anna, des Königs von Preußen, Hollands und Venedigs. Ferner: vom König von Preußen eine diamantene Haarschnur und Agraffe; unter den Taschenuhren 12 mit Diamanten besetzt; das goldene mit Edelsteinen verzierte Crucifix, ein Geschenk des Kaisers zum letzten türkischen Feldzug; Silbergeschirr im Werthe von 300,000 fl.; baar Geld hin-

terließ der Prinz 430,000 fl. Der Werth der Prätiosen überstieg zwey Millionen.

Sein Dragoner-Regiment, vor ihm Kufstein, hatte der Prinz seit 1684 52 Jahre inne. Der Kaiser befahl, daß es für ewige Zeiten den Nahmen des großen Feldherrn führen solle. Es heißt aber (wie das kommen mag?) „Savoyen" (Dragoner-Regiment Nr. 5) nicht „Eugen," oder „Eugen von Savoyen" während doch ein anderes „Miguel" heißt.

Eugen in Lebensgefahr.

Die Anstrengungen zu dem türkischen Feldzug von 1717 waren ganz außerordentlicher Art. Der große Eugen selbst, überall zugleich als administrativer Geist wirkend, betrieb von Wien aus die Aufbringung der Kosten. Niederösterreich lieferte 900,000 fl. und insonderheit ein Darlehen von 300,000 fl.; Böhmen 1 und ½ Million; Mähren über 1 Million, Schlesien mehr als anderthalb Millionen; Ungarn 3 Millionen, Siebenbürgen 800,000 fl. Verhältnißmäßig trugen die übrigen Lande bey, Alles baar; sämmtliche Provinzen über 13 Millionen. Die Judenschaft steuerte ½ Million bey; das deutsche Reich zahlte eine ansehnliche Türkensteuer. Auf die Verproviantirung hatte Eugen stets ein sorgfältiges Auge; und hier war der nachmahls so unglückliche Hofjude Oppenheimer auf dem Petersplatze über alle Beschreibung thätig, so daß fast Ueberfluß herrschte.

Auch in dieſem Feldzuge war Eugen in Lebensgefahr. Er ritt in Cavallerie-Begleitung gegen Belgrad zu, das Terrain zu recognoſciren. Plötzlich eine Staubwolke; plötzlich ein Schwarm von 1200 türkiſchen Reitern mitten unter dem öſterreichiſchen Corps. Einer dieſer Spahis arbeitet ſich mitten durch, kommt mit ſeinem Piſtol an die Perſon des Feldherrn. Schon will er losdrücken, da wird er in Stücke gehauen.

Bey der Belagerung von Turin wurden dicht neben ihm ſein Kammerdiener und ſein Page erſchoſſen; ſein Pferd wird verwundet; er ſtürzt in einen Graben. Mit Blut bedeckt iſt er ſchnell wieder auf den Beinen und auf einem andern Gaul.

Bey Ryſſel bringt man ihm einen Brief mit der curioſen Adreſſe: „An Seine Eminenz, den Prinzen Eugen!“ Der Prinz öffnet ihn; es iſt nur ein Stückchen fettiges Löſchpapier in dem Couvert. Aehnliches war ihm ſchon begegnet, vielleicht auch wie dem großen Mar mit dicht geſäetem vergifteten Streuſand. Eugen warf das Ding gleich weg. Man band es einem Hunde um den Hals; er ſtarb binnen 24 Stunden an Zuckungen.

Bey Malplaquet erhielt Eugen einen Streifſchuß am Haupte. Er blutete, ſteckte ſein Schnupftuch unter den Hut und commandirte fort.

In einer italieniſchen Campagne, in ſeinem Zelte wird der Prinz eben raſirt; da zerſchmettert eine Kanonenkugel dem Barbier den Kopf. Eugen bedauert den Menſchen, läßt einen andern kommen, und rückt ſeinen Seſſel einige Schritte zurück, da er ahnt, daß man auf ihn ziele.

Des Prinzen letzte Lebensgefahr war, daß er durchaus keinen Arzt annehmen wollte. Vergebens trug ihm der Kaiser seinen eigenen Leibarzt Garelli an. Lange hätte Eugen diese Gefahr freylich nicht überstanden. Sein großes tapferes seinen Feinden so fürchterliches Herz war ganz vertrocknet und zusammengeschrumpft. Es kam nach Turin.

Ein uraltes Haus.

(Vision.)

Ein Fremder hatte sich in einem Walde verirrt. Er war vom Wasser herauf gekommen, wo er Fischfang getrieben. Ein paar kleine Karpfen hatte er gefangen, dann wollte er wieder nach seinem Einlager zurück, fand aber den Weg nicht mehr. Er hatte sich auf unbestimmte Zeit da niedergelassen, wo jetzt Gumpendorf steht; war ausgegangen, das Wienflüßchen entlang; bey dessen Mündung in die Donau schlenderte er den Strom hinauf; statt aber denselben Weg zurück zu nehmen, kletterte er die waldigen Hügel hinan, und so verirrte er sich.

Der Mann war schon bey Jahren; sein braunes Gesicht war voll Haare; Augen, Nase und Lippen zeigten von morgenländischer Abkunft. Er war von mittler Größe, aber von gedrungenem Bau, stark und derb, bis auf die schwächlichen Füße; sein Schritt war kurz aber eilfertig. Er trug schlechte Sandalen, eine Art Tunica von Leinwand, um den Leib einen Ledergurt, in welchem ein offenes Messer steckte; seine Kopfbedeckung bestand aus einer Gattung Turban

von buntfarbigem Leinenzeug. Ueber der Schulter hatte er einen groben Sack hängen, in welchem ſich einige Lebensmittel befanden; ſonſt hatte der Mann einen Stock in der Hand.

Plötzlich vernahm er ein luſtiges Gejohle. Er ging dem Schalle nach, und gewahrte bald ein ziemlich anſehnliches Gebäude auf einem freyen Platze. Vor der Thüre auf einer Bank ſaßen einige Knechte und zechten. Aus hölzernen Bechern tranken ſie Wein, der in einem großen Steinkrug im Graſe ſtand. Das Haus war von Felsſteinen aufgeführt; es hatte ein Stockwerk, welches, wie das Erdgeſchoß zwey ziemlich geräumige Stuben enthielt; die Fenſter waren ſchmal, ſpitzbogenförmig; das Giebeldach beſtand aus gebrannten Hohlziegeln; die Pforte war niedrig und ſchmal. Das Haus war ein Viereck und ſtand ganz frey.

Ein rieſiger Wolfshund ſprang auf als der Fremde ſich näherte; dieſer aber wußte ihn mit einem einzigen Wort zu kirren. Der Fremde erzählte den Knechten, auf welche Weiſe er hierher gerathen; er bath um Labung, und die wurde ihm bereitwillig gereicht. Auf der Knechte Begehr gab er kund, daß er ein in Handelsgeſchäften reiſender Hebräer ſey, der hier ſeinen Gefährten erwarte; in einem der Häuſer des jetzigen Gumpendorf wohne er bey einem Weber. Die Knechte hatten es ſich wohl geſchehen laſſen, da ihr Meiſter ausgeritten. Einer wies dem Fremden den Weg, nachdem er ihn eine Strecke geleitet, und Jener kam wohlbehalten in ſeine Herberge, daſelbſt dankbar rühmend die freundliche Behandlung.

„Das darf Euch nicht auffallen,“ ſagte ſein Wirth,

der Weber. „Der Herr dort, und ſeine Leute ſind die Dienſtfertigkeit ſelbſt, Alles iſt Wohlwollen an ihnen. Wiſſet Mann, Ihr waret auf dem Zehenthofe, auch das Wein-Berggericht, mitunter auch der Berghof genannt. Meiſter Ranulf führt dort die Geſchäfte der Weinabgaben; alle die Weingärten da ringsum ſind ihm als dem Verwalter zinsbar."

Wir brauchen nur noch zu ſagen, daß dieſes vor Ein tauſend und vier hundert Jahren war.

Der Hofſchneider Kronberger

war ein eben ſo anhänglicher und treuer Unterthan als kluger und unternehmender Kopf. Als Friedrich IV. mit ſeiner Familie in der Wiener-Burg gefangen gehalten ward, ſchon Hungersnoth da herrſchte und das Knäblein Max, dieſer edle Keim des nachmahls ſo großen Mannes, der „Blume der Ritterſchaft, des letzten Ritters" eines Tages nicht mehr zu verzehren bekam, als ein paar Körnlein Weizen, ſo zerſchnitt es Kronberger das Herz, und er faßte einen Entſchluß, der Noth zu ſteuern. Das Alles iſt bekannt, auch daß er mit ſeinem Söhnlein ausgezogen, muthig und liſtig Geflügel und Brot und Gemüſe auftrieb, und glücklich in die Burg einbrachte,, trotz der Wachen des Feindes, die er entweder täuſchte oder zu beſtechen wußte. Weniger bekannt aber dürfte ſeyn, daß Kronberger einſt bey einem ſolchen Ausfluge auch

Geistesgegenwart und Scharfsinn einen argen verrätherischen Anschlag vereitelte, und zwar mittelst seines großen Hundes, den er dießmahl mitgenommen, um sich seiner als Wache zu bedienen; wenigstens wird die Sache so erzählt. Als nähmlich Kronberger und sein Sohn, mit Victualien beladen durch den versteckten Eingang in die Burg zurück kehren wollen, bemerken sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung einen großen Holzkorb an einem starken Seile befestigt, der von einem Fenster herabgelassen war. Gleich wittert Kronberger Verrath; er durchschaut den Zweck und trifft seine Gegenanstalt. Dem Hunde gibt er ein Zeichen, der steigt in den Korb, und augenblicklich ward dieser in die Höhe gezogen. All' das ging in finsterer Nacht vor sich. Als der Hund oben ankommt, springt er aus dem Korbe und erhebt ein donnerndes Gebell gegen die verdächtigen Leute, die erschrocken über eine solche Täuschung (es war nähmlich darauf abgesehen, den Anführer der Verschwornen in die Burg zu bringen) auseinander springen. Das fortwährende Lärmen des Hundes zog nun Leute herbey, auch Kronberger erschien, löste das Räthsel, und so ward für dießmahl die Gefahr abgewendet. Friedrich aber lohnte die treue und kluge That, ernannte den Sohn Kronbergers ebenfalls zum Hofschneider, und erhob ihn bald darauf in den Adelstand. Auf des Kronbergers Wohnhause soll die Scene mit dem Korbe lange Zeit abgemahlt zu sehen gewesen seyn.

Der Landhaus-Portier und die ſchwarzen Knöpfe.

(Wohl nicht ganz ſo.)

Noch zur Zeit des vorigen Bürgermeiſters v. Leeb, wenn zu den ſtändiſchen Verſammlungen der Bürgermeiſter angefahren kam, ſtellte ſich der Portier des Landhauſes mitten unter das Portal, und hielt mit beyden Händen ſeinen pompöſen Stock der Quere nach empor, zum Zeichen, daß der Wagen nicht in das Thor fahre, und der Bürgermeiſter alſo heraußen auf der Straße auszuſteigen habe. Ueber vierthalb hundert Jahre fand dieß Verfahren Statt.

Noch vor vier Jahren hatten die bräunlichen Röcke der magiſtratiſchen Amtsbothen und Bürgermeiſter-Dienerſchaft ſchwarze Knöpfe. Ueber vierthalb hundert Jahre fand dieſer Gebrauch Statt, wenn auch die Kleider eine andere Farbe hatten; die Knöpfe mußten ſchwarz ſeyn.

Woher ſowohl jene Portier-Sitte, als dieſe Knopffarbe ihren Urſprung haben mochten, daran dachte gar Niemand mehr; als ein uraltes Herkommen machte die Sache gar keinen Eindruck. Der Urſprung aber iſt gemeinſam. Seit des Bürgermeiſters Wolfgang Holzer entſetzlicher Hinrichtung 1463 (um Freytag in der Oſterwoche, den 15. April) nähmlich, hatten jene Gewohnheiten beſtanden, unbegreiflich an 400 Jahre lang.

Das Verfahren des Portiers kam unter Leeb ab. Daß die Knöpfe nicht mehr ſchwarz ſind, hat vor vier Jahren Herr Franz Aloys Bernard angeregt, ein vielverdienter Wiener-Bürger, durch techniſche Erfindungen, gemeinnütziges Wirken, inſonderheit durch ſeine großartige

Erweiterung der Zollern'ſchen Schulanſtalt, belohnt mit der großen Salvator- und ebenfalls großen Civil- Ehren-Medaille am Bande.

Merkwürdig bleibt, daß nicht ſchon der große Max beyde Gewohnheiten abbrachte. Er wußte recht gut, was es mit Holzer, was es mit Herzog Albrecht VI., dieſem „fremden Tropfen im habsburgiſchen Blute“ ſey; und ſo wie er bey Nennung des Nahmens des großen Rudolph ſtets das Barett zog und ehrerbiethig ſich neigte, ſo durfte in ſeiner Anweſenheit nie der Nahme ſeines unheilvollen Oheims ausgeſprochen werden.

Kaiſer Leopold I.

ſtarb 1705 den 5. May, Nachmittags um $^3/_4$ auf 4 Uhr, an der Bruſtwaſſerſucht, 65 Jahre alt. In der Hälfte des April hatte ſeine Krankheit ſchon dergeſtalt zugenommen, daß er ſich veranlaßt ſah, die Regierungsgeſchäfte und Erlaſſe ſeinem Sohne, dem weiſen, edlen, trefflichen Joſeph, der leider nur allzukurz das Zepter geführt, zu übertragen. Die Krankheit verſchlimmerte ſich zuſehends und Leopold bereitete ſich, die Welt zu verlaſſen. Gegen ſeinen ſo würdigen Nachfolger äußerte er, daß es ihm Leid thue, dieſem das Reich in einem durch Kriege und ſonſtige Noth ſo bedauernswerthen Zuſtand hinterlaſſen zu müſſen; doch hoffe er gleichwohl eine baldige beſſere Wendung der Dinge; er wolle den Allmächtigen bitten, ſeinem Sohne all dieſe Trübſale überwinden zu helfen. Jo-

ſeph hatte noch eine geheime Unterredung mit ihm, voll der rührendſten Gefühle; Leopold ermahnte ihn, ſtets den Tod vor Augen zu haben, und ſein Leben darnach einzurichten; nicht verſchwieg der Sterbende dem Sohn die eigenen Mängel und Irrthümer, und ſtellte ſie ihm in ihren traurigen Wirkungen zur Warnung auf.

Als Leopold verſchieden war, hielt es der neue Monarch für ſeine erſte Pflicht, Alles aufzubiethen, die kaiſerliche Witwe zu beruhigen; er geleitete ſie aus dem Sterbegemach, warf ſich vor ihr auf die Kniee, und beſchwor ſie, ihren Schmerz zu mäßigen. Hierauf zog er ſich in ſeine Appartements zurück, und ließ bis 7 Uhr des Abends Niemanden vor ſich. Alsdann verfügte er ſich mit ſeiner Gemahlinn zur Kaiſerin Mutter, ihr ſeine formelle Aufwortung zu machen; und ſie ihrerſeits ſtattete ihm den Glückwunſch zur Thronbeſteigung ab, und redete ihn zum erſten Mahle mit dem Titel Majeſtät an. Kein gleichgültiger Characterzug iſt es, daß, als die drey Erzherzoginnen ſich vor der verwitweten Monarchinn auf die Kniee niederlaſſen wollten, Joſeph es nicht geſchehen ließ.

Denſelben Abend noch wurde unter dem Vorſitz des Oberſthofmeiſters Grafen von Harrach eine Conferenz in Bezug auf das Begräbniß gehalten. Der Leichnam wurde geöffnet, einbalſamirt, und auf dem Paradebette für drey Tage zur öffentlichen Schau ausgeſtellt. Das Herz und die Zunge wurden den 9. May in einem ſilbernen und vergoldeten Becher in der Loretto-Capelle der Auguſtiner beygeſetzt; der Becher hatte die Inſchrift: „Cor Leopoldi Primi Rom. Imperat. mortui die 5 Maji. 1705.“ Das

Gehirn, die Augen und die Eingeweide wurden zur Beysetzung vorerst in der Hofcapelle, dann bey St. Stephan in eine goldene Vase gegeben, welche die Inschrift trug: „Intestina Leopoldi I. Rom. Imp. mortui die 5. Maji 1705.“ Der Körper ward in der Nacht des 9. May unter Geläute sämmtlicher Glocken der Stadt und der Vorstädte in der kaiserlichen Gruft bey den Kapuzinern beygesetzt. Der Kaiser mit seiner Familie, die Großwürdenträger, alle Collegien, der gesammte Clerus begleiteten den Zug.

Joseph II. und Blumauer.

(Anecdote).

Von Seite seiner Gegner wurde Kaiser Joseph lange Zeit (und ist selbes hie und da vielleicht noch der Fall) für einen Freygeist und religiosen Spötter gehalten. Daß er aber davon weit entfernt war, beweisen Tausende von Beyspielen, unter Andern auch seine Ansicht von des Dichters Blumauer Character. Der Kaiser las zuweilen dessen witzige Gedichte, und lachte wohl auch über manche; stets aber sprach er sich mit Entschiedenheit gegen seine Lustigmacherey in religiosen Dingen aus. Eines Tages als Blumauer mit dem Kaiser in Censur-Angelegenheiten zu sprechen hatte, erzählte er ihm das Histörchen mit der Magd, die auf den Hof gegangen war, den Papst zu sehen, und seines Segens, den er von der Gallerie der Kirche daselbst spendete, theilhaftig zu werden. Als nähmlich die Magd wieder nach Hause gekommen, klagte sie

ihrer Herrſchaft bitterlich, daß ihre Hoffnung vereitelt worden, denn, ſagte ſie: Der ganze große Platz war voller Leute, auf den Papſt und ſeinen Segen zu warten. Als nun ſchon geraume Zeit verfloſſen war, kam endlich ein Mann auf den Balcon, und machte ein Zeichen (hier ahmte die Magd die Bewegung der rechten Hand als die Action der Segensertheilung nach), daß „es heute nichts ſey," worauf alle die Leute wieder fortgingen. Da Blumauer dieß Geſchichtchen dem Kaiſer als eine ganz friſche Neuigkeit hinterbracht hatte, ſo war es wohl begreiflich, daß Joſeph über dieſe wirklich frappante Einfalt und Dummheit der Weibsperſon lächelte. Bald aber nahm er eine ſehr ernſte Miene an, und ſprach zu Blumauer im Tone des Verweiſes: „Ich habe mir aber ſagen laſſen, Sie ſeyen bey einer ſolchen Segenſpende neulich zugegen geweſen, ohne den Hut abzunehmen." Blumauer entgegnete: „Es iſt wahr, Eure Majeſtät; aber wenn der Segen gut iſt, ſo dringt er auch durch den Hut." Auf dieſes afterwitzige Bonmot ward aber Joſeph ſo entrüſtet, daß er dem cyniſchen Poeten einen ſcharfen Verweis gab, und ihm erklärte, daß es nicht nur unvernünftig, ſondern unverantwortlich und ſträflich ſey, die Ehrerbiethung welche man der Religion und ihren Gebräuchen ſchuldig iſt, ſo frevelhaft zu verletzen. „Ich bin mit Ihnen deßhalb vollkommen unzufrieden," ſetzte der Kaiſer hinzu; „ich verbiethe Ihnen derley Ungebühr auf das Beſtimmteſte, und ich muß Ihnen noch ſagen, es iſt mir recht wohl bekannt, daß, während der Frohnleichnams-Prozeſſion auf dem Stephansplatz, in dem gewiſſen Eckhaus der Kärnthnerſtraße immer ein Mann aus dem Fenſter zu gucken

pflegt, der einen hohen ſchmalen Strohhut auf dem Kopfe hat. Jetzt werden Sie ſo gut ſeyn, Ihren Geſchäften nachzugehen, und das zu beherzigen, was ich Ihnen geſagt habe." Blumauer wohnte nähmlich in jenem kleinen Eckhauſe, in dem ſich der Galanterie-Laden befindet. Es verſteht ſich übrigens, daß der Poet ſeine frevelhafte Gewohnheit ablegte. (Das Haus, in welchem er ſtarb, iſt der eiſerne Mann in der Kärnthnerſtraße).

Zur Geſchichte der Edelknaben.

Edelknaben oder Pagen im Dienſte zu haben, war zu allen Zeiten üblich. Von ſelbſt verſteht es ſich, daß darauf geſehen wurde, ihnen eine beſſere Bildung zu geben; förmliche Anſtalten zu ihrer Erziehung aber beſtanden in frühern Jahrhunderten wohl nicht. Man kann annehmen, daß erſt unter dem Vater des großen Max darauf Rückſicht genommen wurde. Eine Stelle im Weißkunig beſagt: „Im Anfang als das Kind (nähmlich Max) anhueb zu reden, da ließ der alt weiß Kunig (Kaiſer Friedrich) in ſeinem Kunigreich viel edler Knaben beſtellen von Art und Natur die allergeſchickteſten vnd thet dieſelben Edl Knaben zu ſeinem jungen Sun, in die Sprach zu lernen vnd mit ihm Kurzweil nach der Kinder Gewohnheit zu treiben." Es wurde ſofort eine Anzahl ſolcher geeigneter Individuen unter die Oberaufſicht des Oberſtſtallmeiſters geſtellt, der dafür zu ſorgen hatte, daß ſie unter einem Hofmeiſter durch eigene Lehrer eine vorneh-

mere Erziehung erhielten. Ein ſolcher Hofmeiſter war 1542 Don Diego von Sarava, der Stifter des nachmahligen Kaiſerſpitals; ihm folgte in dieſer Eigenſchaft Johann Roſinus.

Unterm 10. Februar 1633 ertheilte Erzherzog Wilhelm dem Hofmeiſter der Edelknaben eine ausführliche Inſtruction, im Weſentlichen folgenden Inhalts: „1) Mußten ſie an Sonn- und Feyertagen um 6 Uhr an Werktagen aber im Sommer um 5 Uhr, im Winter um $^1/_2$6 aufſtehen, und nach verrichtetem Gebete wurde ihnen das Evangelium von dem Hofmeiſter vorgeleſen, worauf ſie von dem Hofmeiſter und Präceptor zu drey und vier gereiht nach Hof in die Ritterſtube geführt wurden; von da mußten ſie den Hof in die Kirche begleiten, einige mit Windlichtern bey dem Hochamte dienen, die übrigen aber den Gottesdienſt vorne bey dem Altare abwarten. 2) Hatten die Knaben nach geendigtem Gottesdienſte bey der fürſtl. erzherzoglichen Tafel mit Speiſentragen zu dienen, und nach aufgehobener Tafel ſich ſelbſt mit dem Hofmeiſter zu Tiſche zu begeben; nach geendigter Mahlzeit war ihnen eine ehrliche Recreation und Leibesübung mit Springen, Tanzen und dergleichen, doch ſo vergönnt, daß dieſe eine Stunde vor der Veſper aufzuhören hatte, damit ſie noch vor derſelben ihren Studien und Lectionen abwarten, und ſohin der Veſper beywohnen konnten. 3) An Werktagen hatten ſich die Knaben nach dem Frühgebete zur Schule zu bereiten, in welche ſie der Präceptor ſammt den Dienern hin und nach Hauſe zu begleiten hatten. Endlich nach gehörter Meſſe in einer öffentlichen Kirche wurden die Knaben, wie an Sonntagen zur

Mahlzeit in die Burg geführet, und bey ihrer Zurückkunft waren ihnen ebenfalls ehrliche Kurzweilen mit Singen oder andern muſikaliſchen Inſtrumenten zu welchen ſie Luſt hätten, doch mit der Vorſicht geſtattet, daß immer eine Zeit übrig blieb, ſich für die Schule Nachmittag vorzubereiten. Nach der Schule bis zu dem Nachteſſen, war ihnen nach geſchehener Wiederhohlung des erhaltenen Unterrichts auch erlaubt, ſich zu unterhalten, oder ſie konnten im Sommer von dem Präceptor oder Hofmeiſter in einem nahe gelegenen Garten, oder um die Stadt geführt werden, wo ihnen zur Unterhaltung Springen, Singen, Tanzen, Wettlaufen, Stein- und Strangenwerfen, Ballſpielen oder andere Ritterſpiele erlaubt, aber jede Unterhaltung mit Pixen (Büchſen), Pulver und Feuerwerk, in und außer Hauſes (außer was die Pixenknaben mit Ihrer hochfürſtl. Erzherzoglichen Durchlaucht Rohren und Pixen zu beſorgen haben) verboten war. Im Winter aber war für die Unterhaltungsſtunden die Einleitung zu treffen verordnet, daß neben den Uebungen in der Muſik oder andern ehrlichen Künſten, täglich abwechſelnd von den Knaben eine ſchöne politiſche oder Kriegshiſtorie von den Römergeſchichten, oder andern männlichen Thaten vorgeleſen werde; überhaupt aber hatte der Hofmeiſter Sorge zu tragen, daß keine Stunde müßig vergehe. 4) Hatten alle Knaben zuſammen in einer Schlafkammer zu liegen, und auch dort der Präceptor und Hofmeiſter zu ſchlafen. Zum Schlafengehen war im Winter die Stunde um $^1/_2$9 Uhr, im Sommer um 9 Uhr beſtimmt. Zur Nachtszeit hatten beyde, der Hofmeiſter und Präceptor, den Knaben nachzuſehen ob ſie gebührlich liegen, und keine

Leichtfertigkeit treiben. 5) Wenn bey Hofe außer dem Gottesdienſte und der Tafel der Edelknaben Aufwartung bey Audienzen oder andern Vorfallenheiten nothwendig war, waren ſie von dem Hofmeiſter, wie zum Gottesdienſte nach Hofe zu führen. 6) Solle der Hofmeiſter keinen Knaben außer denen von ihm approbirten Lehr- und andern Büchern, die Leſung ſectiſcher oder leichtfertiger buelerischer Bücher geſtatten, dieſe ihnen wegnehmen, zerreißen und verbrennen, und keinem Knabrn ohne Erlaubniß des Oberſtſtallmeiſters und ohne ſeiner oder der Diener Begleitung auszueſſen oder auszugehen vergönnen, auch Niemanden einen Zugang zu den Knaben zu gewähren, ſonderheitlich aber darauf zu ſehen, daß kein Knabe dem andern, weder zu Hauſe, noch bey der Tafel einen gemeſſenen Trunk zutrinke, oder zu dem Beſcheid thue; und wenn wider ſeine Erinnerung ein Knabe dazu ſich einlaſſen ſollte, ſo wäre er mit Vorwiſſen des Oberſtſtallmeiſters das Erſtemahl mit 10 guten Streichen auf die bloße Haut, das anderemahl noch ſchärfer zu beſtrafen; ſollte aber Einer dadurch voll und trunken werden, ſo ſoll er noch ernſtlicher gezüchtiget werden. Zu Verhütung deſſen, hatten ſich die Knaben mit ihren ordinari Bechern bey der Tafel und Trunk, welcher ihnen von dem Hofkeller gereicht ward, zu begnügen, und außerdem war verboten weder Bier noch Wein nach Hauſe zu holen. 7) Soll der Hofmeiſter beſonders Acht haben, daß nicht geflucht, geſchworen, ſich unter einander in Ehren angegriffen, oder gezankt und geſchlagen wird, daß bey Spielen keine Karten oder Würfel, welche ausdrücklich verboten gebrauchet und nur ſelten das Kegelſcheiben und Ballſpielen

zugelaſſen werde. 8) Hatte der Hofmeiſter Sorge zu tragen, daß ſeine Wohnung mit den Knaben jederzeit nahe bey des Oberſtſtallmeiſters Behauſung oder der erzherzoglichen Reſidenz ſey. 9) Wenn ein Knabe erkrankte, ſo mußte hiervon gleich dem Oberſtſtallmeiſter Meldung geſchehen, und derſelbe nach des Leib- und Hofmedici Rath gepflogen werden. 10) Hatte, wenn Seine hochfürſtliche Durchlaucht ausritten oder fuhren, jederzeit eine beſtimmte Zahl der Knaben mitzureiten, die Uebrigen aber ſich bereit zu halten, bey ſpäter Nachhauſekunft Sr. hochfürſtl. Durchl. mit Windlichtern zu dienen und aufzuwarten. 11) Wenn ein Fecht-, Tanz-Meiſter oder Bereiter vom Hofe beſtellet ſeyn wird, ſo ſolle ſich der Hofmeiſter wegen des Tages und der Stunde ihrer Lehre einverſtehen und in den Lehrſtunden er oder der Präceptor gegenwärtig ſeyn. 12) Habe der Hofmeiſter zu ſorgen, daß die Knaben monathlich und vornähmlich an hohen Feſten, zur Beicht und Communion geführet werden."

Dieſes Pagen-Erziehungs-Inſtitut hörte 1767 auf, und die Edelknaben kamen in die Savoyeſche Ritter-Akademie.

Der Herzog von Friedland (Wallenſtein) hielt ſehr viel auf ſeine Pagen, deren er eine große Anzahl hatte. Mit der größten Aufmerkſamkeit ſorgte er für ihre Erziehung; auch wenn er auswärts war, ſelbſt im Kriegsfelde hatte er ihre Bildung vor Augen, und ertheilte Befehle, wobey er oft in die geringfügigſt ſcheinenden Einzelnheiten einging. Nachfolgende Stellen aus einigen ſeiner Sendſchreiben mögen das beſtätigen und verdeutlichen: Prag den 14. September 1624. „Es gehen

mir noch ein paar Knaben ab, wollte nicht gern tölpiſche böhmiſche Janku (Hänſe) nehmen, ſchaut, ob dorten etwas, das taugt, iſt und ſchickt mirs her; ſchaut aber, die ein Luſt zur Virtu hätten, denn ich halte ihnen nicht allein ein'n Bereiter ſondern auch ein'n Sprachmeiſter, Fechter und Tanzmeiſter."

Schweinfurt den 9. September 1625. „Die Knaben ſo ich ſtudiren laß, befleißigt euch auch, daß ſie die wälſche Sprach lernen, und halt't ihnen Jemanden der ſie inſtruirt. Die Musicam vor allen will ich wohl, daß ſie lernen, aber nicht publice exerciren. Sonſten könnet ihr ſie in allerlei Sachen exerciren laſſen."

Aus dem Hauptquartier zu Göttingen den 4. October 1625. „Die Schulen nehmt in Acht und thut mit Ernſt und Glimpf darzu, daß die Umliegenden von Adel, inſonderheit die unter mir meynen (d. h. die ſeine Lehensleute ſind) ihre Kinder und Freund hinein zum Studiren thun, doch ſelbſt darauf die Spesa bezahlen. Ich will auch zum wenigſten an zwölf Knaben Herrn- oder Ritterſtandes, doch nicht von den ſchlechten von Adel halten; die spiritosi ſeyn, die dorten ſtudiren. Und euch remitir ichs, daß ihr fleißig Achtung gebt, wie ſie erzogen werden; vor allen Sachen aber müßt ihr ſehen, daß ſie auch die wälſche Sprach begreifen. Berichtet mich bald wiederum wegen Alles."

Im Feldlager bey Stralſund, den 17. July 1628. „Ich hab' euch zu Gitſchin befohlen gehabt, ihr ſollet gegen dem neuen Jahr die Knaben, ſo ich ſtudiren laß, wie die Fundation vermag kleiden und in Allem, wie's in der Fundation geordnet iſt, unterhalten; werden derowegen ſe-

hen, daß dieſem wirklich und unfehlbar alſo nachgelebt wird. Dem Doctor was ihm, daß er ſie curiren ſoll, in der Fundation geordnet iſt, laßt fleißig reichen; wie auch was in die Apotheken aufgehen wird zahlen. Und dieweil aus lauter Unſauberkeit ſie pflegen krätzig zu werden, ſo ſehet, daß ſie ſauberer als zuvor geſchehen iſt gehalten werden, und welche itzt krätzig ſeyn, daß ſie der Doctor mit Bädern und andern darzu bedürftigen Remedien curirt; wie er dann den Knab, ſo bey mir iſt, curirt hat. Sehet auch, daß ſie alles das lernen, was die Fundation vermag."

Aus dem Feldlager bey Krempe, den 18. November 1628. „Sagt dem Conſtantin, er ſolle dem Knaben-Hofmeiſter befehlen, er ſolle ſehen, daß Alle früh in die Schul gehen, auf daß ſie wohl lateiniſch lernen und Nachmittag die Exercitia, denn er ſoll mir von ihnen nachher Rechenſchaft thun."

Küſtrau den 20. December 1628. „Schickt mir die Verzeichniß der Knaben, ſo von Adel ſeynd und daſelbſt ſtudiren, wie viel ihr ſeynd und zeichnet ein'n jeden mit ſeinem Namen auf, wie alt er iſt, in welcher Schul er iſt, und was man vor Hoffnung hat, was aus ihm wird werden. Seht auch, ob derſelbigen, ſo nicht von Adel ſeynd, die Zahl vor voll iſt, und ob andere darunter ſeynd, ſo nicht aus dem friedländiſchen Fürſtenthum ſeynd."

Am öſterreichiſchen Hofe beſtehen ſechs wirkliche Edelknaben mit Gehalt, vier unbeſoldete, und acht ſupplirende. Sie wohnen ſämmtlich in der thereſianiſchen Ritter-Academie.

Edelknabe übrigens darf man nicht mit Edelknecht verwechſeln. Solche Edelknechte waren in früheren Zeiten die Schildträger oder die beſſern Knappen der Ritter; von adeligem Herkommen aber mußten ſie ſeyn. Dieſe Edelknechte wurden dann, wenn ſie ſich ausgezeichnet, bald zu Rittern geſchlagen. Nach dieſer Abſtufung des Edelknechts zu ſeinem Gebiether, dem Rittersmann, nannten ſich in neuerer Zeit die Reichsritter die „allerunterthänigſten Edelknechte“ des Kaiſers.

Im älteſten Lothringer-Bierhauſe.

(Genreſkizze aus dem Volksleben.)

Das lothringiſche war einſt eines der anſehnlichſten Bierhäuſer Wien's. Noch vor etwa 30 Jahren befand es ſich in dem neuen Dreylaufer-Hauſe; früher, und tief in das vorige Jahrhundert zurück, in demſelben Local nebenan, in welchem gegenwärtig wieder ein Bierhaus beſteht. Das alte Lothringer-Bierhaus datirt ſeine Benennung ohne Zweifel von der 1736 ſtatt gehabten Vermählung der großen Maria Thereſia mit dem Herzog von Lothringen, nachmahligem Kaiſer Franz I. Noch in dem neuen Local im Dreylaufer-Hauſe ſah man an der Hauptwand das reich in Farben ausgeführte lothringiſche Wapen unter Glas in Goldrahmen prangend, angebracht, wohl vier Schuh an Höhe, etwa drey Schuh breit.

Wenn wir uns in die Kleinigkeit vor etwa 60 Jahren

zurück verſetzen, ſo können wir an dem Abende eines heißen Sommertages zwiſchen 7 und 8 Uhr nicht leicht etwas Beſſeres thun, als uns einen Labetrunk in der alten Lothringer-Bierſchank vergönnen; gewiß werden wir da auch einige intereſſante Wiener-Perſonagen antreffen, und wohl auch ſonſt ſo manches nicht Gleichgültige hören und ſehen.

Wir ſchreiten in dem Thorweg durch eine Seitenthür in das tiefe, geräumige, etwas niedere ein wenig dunkle Local, und unſer erſter Blick fällt auf das impoſante lothringiſche Wapenbild. Zu beyden Seiten desſelben ſind ziemlich große Spiegelleuchter aufgehangen, mit Unſchlittkerzen beſteckt. Kaum haben wir uns ein wenig umgeſehen, ſo nehmen wir unter den ziemlich vielen Gäſten an dem Tiſche der Rückwand, zunächſt am Fenſter, zwey Bekannte wahr. Die grüßen und winken uns zu, und wir ſetzen uns zu ihnen. Es ſind dies zwey wackere Bürgersmänner, der Kupferſchmied und Hauseigenthümer Oberſt aus der Naglergaſſe, ein robuſter, derber aber beſonnener, und vielleicht deßhalb etwas einſylbiger Mann in den beſten Jahren, und der etwas ältere Tapezierer Peter Maus von der Elſter in der Alſergaſſe, klein, mager, fein und ſpitzig, in ſtets gutem Humor. Jeder hat eine Halbe „Weißes“ vor ſich von dunkelbrauner faſt ſchwarzer Farbe und ſehr bitter, ſehr ſubſtanziös, davon die Maß ſechs Kreuzer koſtet. Oberſt ſchnupft aus einer porzelanenen, Maus aus einer zinnernen Doſe. Faſt ununterbrochen ſchauen ſie auf den ſehr belebten Kohlmarkt hinaus. Am Tiſche nebenan ſitzen zwey Advocaten die wir kennen, und zwar der Doctor Steinmaßler, mit dem Kopf immer

links zuckend, ein sehr accreditirter Sachwalter, der viele Clienten hat, und gegenüber im kleinen Michaeler-Hause wohnt; dann der Doctor Aineth, ein jüngerer etwas tiefsinniger, abstracten Ideen nachhängender Mann, dessen liebste Erholung darin bestand, in Döbling Kegel zu schieben. Diese Beyden plaudern über Welthändel und machen sehr bedenkliche Gesichter; sie trinken einen „Plutzer" Horner.

Wir lassen jetzt unsre eigene Wenigkeit ganz aus dem Spiele, und erzählen nur, was wir Alles gehört und gesehen haben.

Ja, ja, mein lieber „Mussi" *) Oberst, sagt der Peter Maus, wie ich Ihnen sag, die Hetz war prächtig; der Hetzmeister ist aber a ein Mordmann; nimmt er Ihnen den Bären bey den Hinterharen, und wirft er ihnen den Bären ins „Wasser-Bassin" daß es plumpt. Noch thun mir die Hände weh vom Bravo-Baschen **).

Der Oberst schüttelt den Kopf. Ey ey, mein lieber Maus, sagt er, aufrichtig, mir grauft ***) vor der Hetz, solche Martereyen sind mir zuwider; die armen Viecher; es thut ihnen ja so weh, wie uns selber. Da hab ich mich nach meinem Gusto besser unterhalten; ich war im Freyhaus, und hab zum dritten Male die Zauberflöten g'hört; die is göttlich, (auf die Straße hinaus deutend in Erregung) da schaun's hin, da schaun's, der Mozart, der Mozart! Und wie gut ihm sein' Frisur steht: nu bey so viel Haaren kann man leicht ein so aufg'schlagenen

*) Monsieur, damahls zu Jedermann, wie jetzt „Herr von."
**) Klatschen.
***) Eckelt.

Zopfen haben. Und wie gut dem Mandl der krebsrothe Rock steht mit die goldenen Schnürln.

Ah, der Mozart, allen Respect, ruft der Peter Maus aus. Der soll schon leben: a geschickts Mandl, habs alleweil g'sagt.

In der That stand dieser Shakespeare der Tonkunst, der „göttliche" Mozart, gegenüber bey dem Spezerey-Laden des Herrn Babitsch, kauft sich bey dem Obstständel an dem großen Eckstein Ducaten-Birnchen und verzehrt sie da stehend. Alsbald aber erhält er Gesellschaft; ein hochgewachsener stattlich aufrecht gehender schöner Mann in sehr eleganter Kleidung nähert sich ihm, und macht ihm mit dem kleinen dreyeckigen Hut, den er von seiner überladen gepuderten Zopffrisur zieht, ein äußerst tiefes Compliment. Mozart ist bey guter Laune und schäckert, der Andere ist ernsthaft.

Peter Maus: Noh, Mussi Oberst, kennen Sie den Herrn? Noh i arbeit für ihn. s' is der Herr von Braun, der reiche Seidenfabricant; der Herr kennt sich aus in diesen Sachen, und Alles zum Besten des Lands. Sein Fabrik is die erste, die was haßt *) I hör, er wird zum Baron erhob'n.

Oberst: Ja der, i waß schon, noh, der verdients; er versteht si a recht guad auf die Comödisachen.

Maus: Was denn? Schad, daßs ali zwa schon fortgehn. Schaun's er laßt in Mozart d'rechti Seitten,

*) Von Bedeutung ist.

das g'falt ma; rari Leid *). (Aufmerkſam und ſtutzig) Sehn Sie, da kumd a Jud eina, und ma kehnud ihms gar nid an; die Leid tragn ſi itzt wie mir. Schickt ſie nid; kan Boart mer und nix.

Oberſt: So ſans do nid ſo dalket **), mein lieber Maus; er iſt ſo gut a Menſch als mir.

Maus (verwundert). I was nid, wias ma vurkuman, Muſſi Oberſt! Kellner, a Holwi Mailänder und a klani kelniſche!

Oberſt (unwillig). Was fallt Ihnen ein! No das gengad mar ab, mi anſtaum ***) laſſen, und das mein Reſarl wida glauwad, i kum aus an Stahl †). Schomans Ihna; ſegns wie der Ained ſchon d'Naſen rumpft.

Der Maus unterließ wirklich den „Unform" und rauchte nicht Tabak aus der kleinen cölniſchen „Pfeifen" von weißem Thon, deren es auch längere gab, das Stück zu 2, die kürzeren zu 1 und $1^1/_2$ Kreuzer. Maus aber war verdrießlich; mehrere Minuten ſtockte das Geſpräch, als ein neuer Gaſt dieſes Tiſches ankam. Es war ein gewiſſer „Muſſi" Eiſenmann, Kammerdiener des Grafen Joſeph Colloredo. Der Mann war für heute frey, und wollte auf dem Heimwege zum goldenen Röſſel auf dem Spittelberg ſeine guten Freunde „beym Lottringa" noch beſuchen.

A da Muſſi Eiſenmann, rief Peter Maus aus, der kann was wiſſen. Was gibts Neus?

---

*) Leute.
**) Albern.
***) Anqualmen.
†) Stall.

Eiſenmann war ſtets ernſt, gemeſſen und nichts weniger als plauderhaft. Er nahm Platz und ſagte mit zufriedener Miene: Gutes und Schlechtes, meine lieben Freunde. Gutes iſt, daß der ſchwarze Michel mir aus Petersburg geſchrieben hat, der Kaiſer iſt wohlauf; Schlechtes aber iſt, daß es in Paris nicht recht richtig iſt; der Mirabeau, der Mirabeau! Ich habe ihm nie recht getraut.

Maus einfallend: Und wer is den der verfluchte Kerl, der Mirabo, der aber im Diarium *) ganz anders gſchrim is? Wons nur nid ſo hochdeutſch redeten, Muſſi Eiſenmann.

Oberſt: No die Erlanger **) ſchreibt a ſchon ſo gwis curios. Wann nur nid a Krieg a dazua kumd. Da künnt ma glei den dazua brauchen, der da drüm gehd.

Eiſenmann hinaus ſehend: Wahrhaftig der Trenck! Iſt der wieder hier? Ich war der Meinung er ſey ſchon lange in Paris, der Schwindelkopf, der Räſonneur. Mein Graf hat ihn niemals vorgelaſſen. Er wird die Abweſenheit des Kaiſers benützen. Wenigſtens iſt er ſo klug, nicht in Uniform herum zu ſteigen. Mit dem wird es wohl ein eigenes Ende nehmen. (Nach der Uhr ſehend). Wo mag denn heute der Pufferl bleiben?

Der Pufferl, der berühmte Friſeur Pufferl hüpfte aber ſo eben über den Michaeler-Platz herüber, die friſch gefüllte Doſe in der Hand; und im nächſten Augenblick war er bey ſeinen Freunden. Der Pufferl, ah der Puf-

*) Wiener-Zeitung.

**) War ſehr geleſen; nachgedruckt vom Kupferſtecher Winkler im Ballgäßchen, die Nummer zu 3 kr.

ferl, erſcholl es von allen Tiſchen. Der kleine queckſilbrige Mann warf ſeine Complimente herum. Ein Mann nach der Uhr, ſagte er zum Kammerdiener, ihm eine Priſe biethend mit den Worten: Von der ſchönen Hand auf Cavalier-Parole. Mehrere Gäſte treten an den Tiſch und fragen den Pufferl nach Neuigkeiten. Der will aber mit der Sprache nicht heraus. Endlich ſagt er, daß er nun täglich um zwey Stunden weniger zu thun habe, da er drey Kundſchaften deßhalb aufgegeben, weil er franzöſiſche Bücher bey ihnen angetroffen. Das war ihm der ärgſte Gräuel; er witterte überall Jacobinerey. I ge iatzt a nima zum Kaſchberl *) ſetzte er hinzu, weils ma do in Barter**) zvil franzeſch barlirn; auf Cavalier-Parole!

Pufferls Geplapper wurde jetzt durch die Ankunft des Kunſthändlers Löſchenkohl unterbrochen. Dieſer nahm ſeinen gewohnten Platz neben Oberſt ein, und rieb ſich vergnügt die Hände. Er richtete das Wort an Eiſenmann, der ihm höflich zuhörte. Ueberhaupt ſtand Löſchenkohl ſehr in Anſehen; man bewunderte ſeine Induſtrie und Thätigkeit; ganz Wien belagerte ſeinen Kaufladen am Kohlmarkt, ſeine neuen Verlags-Artikel zu betrachten, lauter Zeitſachen, illuminirte Bilder ohne Kunſtwerth, aber ſehr anſprechend für die Menge. Heute hatte er aus Paris das Porträt Neckers erhalten und ſchon zum Nachſtechen gegeben. Das machte ihn ſo heiter, denn er konnte mit Recht auf einen Abſatz von mehreren Tauſend Exem-

*) Kaſperl in der Leopoldſtädter-„Comödie.“
**) Parterre.

plaren binnen einigen Tagen rechnen. Auch hatte er eben eine Beſtellung auf 50 Dutzend Damenfächer aus ſeiner jüngſt etablirten Fabrik erhalten.

Eben wollte er ſeinem Freunde Eiſenmann erzählen, daß er morgen auch das Porträt Lafayettes erwarte, als man ein wirres Getöſe von der Straße herauf vernahm. Ein Haufe Volks kam gelaufen, ſich ſtets umſchauend. Da rannte der Kellner, der nachgeſehen hatte, was das bedeute, in die Stube, und rief aus: „Er kommt, er kommt, geſchwind!“ Alles ſpringt von den Sitzen auf, Alles rannte an's Fenſter oder hinaus. Richtig, er kam, er kommt, er iſt ſchon da! Eine Caleſche mit zwey Hirſchen beſpannt im raſchen Trab; es iſt „der alte Fürſt*)“ nach Hauſe fahrend. Dieſes uns ganz neue Schauſpiel müſſen wir in der Nähe betrachten. Wir folgen dem Wagen, freuen uns, daß der alte Fürſt ſeine Renner (wirkliche Hirſche) noch ſo rüſtig lenkt, und laſſen nicht ab, bis er vor ſeinem Palais auf dem Ballplatze abſteigt.

---

*) Kaunitz.

Des

Wundermannes Walten in Wien,

oder:

Der Güter höchstes iſt die Kraft.

Sceniſche Viſion in drey Tableaux.

(Das erſte in der erſten Hälfte des 16., das zweyte und dritte in der Mitte des 18. Jahrhunderts.)

Perſonen.

Des erſten Tableaus.

Marquis Saint-Germain.
Wolfgang Lazius, Leibarzt des Kaiſers ꝛc.
Theophraſtus Paracelſus.
Wolfgang Schmälzel, Schulmeiſter.
Hülmer, Lebkuchner.
Thecla Moſer, ſeine Muhme.
Plaramenter, Hahnjagel, Mauracher, } Schüler Schmälzel's.
Oporin, des Paracelſus Famulus.
Haſſan, ein Mohr, Saint-Germains Diener.
Niclas, Diener des Lazius.
Mägde, Volk.

Des zweyten und dritten Tableaus.

Marquis Saint-Germain.
Haſſan, Saint-Germains Diener.
Graf Lambitz.
Gräfinn Lambitz, ſeine Gemahlinn.
Damen und Herrn ihrer Geſellſchaft.
Caſanova von Seingalt.
Ein Commiſſär.
Seefeld, ein Laborant.
Mehrere andere Laboranten.
Mesmer, der Magnetiſeur.
Ein Lakay.

Erſtes Tableau.

Erſte Scene.

(Lebkuchenzelt beym Methkeller zum ſüßen Löchel; dieſer ſelbſt rechts; dazwiſchen das Gäßchen. Es wird Abend.)

(Der Methwirth Hülmer mit ſeiner Magd; ſeine Nichte Thecla hinter dem Stande, die verſchiedenen Käufer bedienend. Leute hin und her.)

Hülmer (zu Thecla.) Es freut mich liebe Thecla, daß Du herüber gekommen, ein wenig auszuhelfen. Es wird heute noch ziemlich zu thun geben.

Thecla. Deſto beſſer, lieber Oheim.

Hülmer. Dafür habe ich aber auch eine Neuig-

keit für Dich bereit, noch viel ſüßer, als meine Pfefferkuchen. Der Schulmeiſter Schmälzel...

Thecla. Der Magiſter Schmälzel! Aber wie kommt Ihr gerade auf dieſen?

Hülmer (kneipt ſie in die Wangen.) Schelminn, als hätte ich Euch nicht ſchon längſt durchſchaut. Er wird den Augenblick da ſeyn mit drey Schülern, die er zum Lohn ihres Fleißes und guten Sitten bey mir ein wenig tractiren will.

Thecla (verſtohlen in das Gäßchen blickend und ihren Anzug ordnend). Ja, ſüß zu lohnen weiß er, das iſt wahr. Mich dünkt ich höre ſchon die hellen Stimmen des braven Plaramenter und des ſchlimmen Mauracher.

Zweyte Scene.

(Die Vorigen. Magiſter Schmälzel mit drey Schülern: Plaramenter, Hahnjagel und Mauracher, kommt aus dem Gäßchen. Plaramenter hat ein drittes Auge auf der Stirn, das aber vom Barett verdeckt iſt; an einem Band um den Hals eine bleyerne Ehrenmünze.)

Schmälzel. Gott zum Gruß Meiſter Hülmer! Tauſend Mahl gegrüßt Jungfer Thecla (reicht Beyden die Hand).

Hülmer. Willkommen, Herr Magiſter.

Thecla. Vom Herzen erwiedere ich Euren Gruß.

Hülmer (theilt Kuchen an die Schüler aus). Brave Jungen, da nehmt und fahrt fort, Euch gut aufzuführen.

Schmälzel (zu Thecla). Eine ſüße Ahnung ſagte mir, theure Jungfer, daß Ihr hier ſeyn werdet. Aber außerdem noch zog mich ein unnennbares Etwas gerade in

dieſem Augenblick an dieſen Ort. Ich hatte einen gar ſeltſamen Traum. Holde Genien ſchwebten vor mir auf einem würzig duftenden Roſenpfad; in nicht gar großer Ferne ein ſtrahlender Tempel mit Lorbeerkränzen behangen. Ein kleiner kahlköpfiger Mann, ausſehend wie ein Eremit, und ein anderer ſtattlicher in Glorie leuchtender ſchienen mir zu winken. Ich kann Euch nicht ſagen, liebe Thecla, werther Hülmer, wie ſehr mich dieſer Traum den ganzen Tag erfüllt hat mit Wonne und Sehnſucht, und mit den ſüßeſten unerklärlichſten Vorgefühlen. Licht aber ſchwebte mir vor, und es drängte mich, in gegenwärtiger Stunde hier bey Euch mich einzufinden, und es Euch zuvor wiſſen zu laſſen Meiſter Hülmer.

Hülmer. Merkwürdige Fügung. Von einem ähnlichen Traum hat mir auch unſere gute Thecla erzählt. Nu, Nu, Schlimmes kann es wohl nicht bedeuten.

Maurach er (Lebkuchen eſſend). Wer kann das wiſſen. Daß ich in dieſem Augenblick einen Pfefferkuchen eſſe und mir ſchmecken laſſe, das allein weiß ich mit Sicherheit. Auf Vorgefühle und zukünftige Auslegungen braucht man nicht viel zu halten.

Hahnjagel. Welch' ruchloſes Gewäſch.

Plaramenter. Schäme Dich, Mauracher; Du überlegſt nicht was Du redeſt. Dein Glück, daß unſer Meiſter nicht darauf gemerkt hat.

Schmälzel (ſinnend). Leider jedoch kann ich nicht all zu lange verweilen. Ich muß zu meinem Gönner, dem Doctor Laz, mich bedanken für eine große, große, unerhörte Gnade, die er mir bey Seiner Majeſtät ausgewirkt hat.

Hülmer und Thecla (verwundert). Bey Seiner Majeſtät?

Schmälzel. Ja, morgen ſoll ich meine neue Comödie, den verlornen Sohn, vor dem ganzen Hofſtaat im Schottenkloſter agiren.

Hülmer und Thecla (ſchlagen in höchſtem Erſtaunen die Hände zuſammen).

Schmälzel. Mehr kann ich Euch jetzt nicht ſagen. Meine drey Jungen laſſe ich indeß in Eurer Obhut. Jedem ein klein Becherlein Meth, vom leichten.

Thecla. Lieber Magiſter, wie entzückt mich Euer Glück; ich bin ganz verwirrt vor Freude.

Hülmer. Sehet, was kommt da für ein ſpaſſig Männlein heran?

Dritte Scene.

(Die Vorigen. Paracelſus; in einer Art Kutte, Pilgerhut, Knotenſtock, mit ſeinem Famulus Oporin, der ein Buch in Folio unter dem Arm trägt. Neugierig Volk begleitet ſie.)

Paracelſus (bleibt ſtehen, ſchöpft Athem, blickt um ſich, ſucht die Gaffer mit dem Stock abzuwehren; nimmt das Barett ab, wiſcht ſich mit dem Aermel das kahle Haupt ab. Zu Hülmer und Thecla).

Guten Abend, Ihr lieben Leute. Seyd ſo gut und ſagt mir den nächſten Weg zu dem hochweiſen Doctor Lazius (ſtirrt den Schmälzel).

Hülmer (verwundert). Zu Doctor Lazius wollt Ihr, zu dem kaiſerlichen Hofmedicus, zu dem vornehmen Herrn?

Schmälzel (von der Erſcheinung des Paracelſus ergriffen, für ſich)

Ha, es iſt dieſelbe Geſtalt! Sollte mein Traum beginnen zur Wirklichkeit zu werden?

Paracelſus (betonend und feſt). Zu Niemand Anderm erkläre ich Euch, Ihr Leute; geſchwind ſagt an. (Die Jungen, beſonders Mauracher machen ſich über ihn luſtig; dieſer reicht ihm ein Stück Lebkuchen).

Mauracher. Da labt Euch vorerſt ein wenig armer Hungerling. Ihr ſeyd ein ſpaſſig Kerlchen.

Plaramenter (zu Mauracher). Du biſt heute die Rohheit ſelbſt. (Zu Paracelſus). Verzeiht dem tollen Jungen, und erlaubt, daß ich Euch meine Verehrung bezeige.

Paracelſus. Dem vorlauten Jungen ſey verziehn, ob ſeines großen Talents; Du aber Freund wirſt es weit bringen. Ich will Dich aufmuntern. Gib Deinen bleyernen Jaſomirgott-Pfennig her. (Er nimmt ihn an ſich, beſtreicht ihn flüchtig mit etwas Staub aus einem Büchschen). Nun Zacharias Plaramenter: „Küß den Pfennig.“

Plaramenter. (Der Junge thut das; der Pfennig iſt Gold).

Alle (ihn beſehend). Himmel, der Pfennig iſt ja in Gold verwandelt; Hexerey, Zauberey.

Paracelſus. Alſo wird ſich auch, wenn Du fortfährſt fromm und tugendhaft zu ſeyn, das geringe Metall Deines Geiſtes und Deiner Kenntniſſe in gediegenes Gold der Wiſſenſchaft und des Gottslohns verwandeln. Und magſt Du dieſes Gleichniß dem kurzſichtigen Hausherrn in der Adlergaſſe vermelden und erklären, der mich beherbergt. Nun aber, mein lieber Junge, zieh Dein Barett, auf daß Du mich auch mit Deinem dritten Aug erſchaueſt...

Plaramenter (verwirrt, thut das).

Einer aus dem Volke (zu Paracelsus). Wer seyd Ihr winziges Männlein? Seyd ihr ein frecher Gaukler, oder ein Hexenmeister.

Schmälzel (ihn zurechtweisend). Ihr thätet besser zu schweigen. Wisset, daß man nicht nach dem äußern Ansehn urtheilen soll. Es gibt Geheimnisse und Künste, über die nicht Jedermann das Recht hat, abzusprechen. (Mit Ehrerbiethung zu Paracelsus) Erlaubet, verehrter Mann, Ihr seyd ohne Zweifel ein Fremder. Gestattet, daß ich Euch freundlich begrüße, und Euch meine geringen Dienste anbiethe. Außerdem zieht mich ein dunkles Gefühl zu Eurer geheimnißvollen Person.

Paracelsus. Dieses Gefühl wird Euch nicht täuschen, mein Lieber. Ich heiße Euch willkommen. Es ist die rechte Stunde, Magister Wolfgangus Schmälzel. Ich erkenne Euch; Ihr seyd der berühmte Poet, der Wienerische Hans Sachs. Auch auswärts im deutschen Reich werdet Ihr geehrt. Aber ein noch viel schöneres Schicksal harrt Eurer. Ich bin nicht in dieser Stadt, bloß meinetwegen. Eine höchst merkwürdige Constellation waltet ob.

Schmälzel. Ihr seyd wohl Einer von Denen, die es verstehn, in den Gestirnen zu lesen. Euer verehrter Nahme, wenn ich fragen dürfte?

Paracelsus. Der, mit dem Ihr sprecht, ist kein Anderer als Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hoheneim.

(Alle im höchsten Erstaunen entblößen die Köpfe).

Schmälzel (mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit). Erhabener Weltweiser, o möget der Blödigkeit großmüthig verzeihen, und Eures demüthigen Knechtes zerknirschte

Huldigung in Nachsicht aufzunehmen nicht verschmähn. So es Euch genehm, werde mir der Stolz zu Theil, Euch selbst zu Doctor Lazius zu geleiten, als wohin ich, zu meinem gnädigen Gönner selber mich zu begeben habe.

Paracelsus. Wohlan. Lasset uns ziehen, und Ihr Andern gehabt Euch wohl in Gott.

(Mit Schmälzel und Oporin ab).

Vierte Scene.

(Lazenhof. Des Doctors Arbeitszimmer voll Bücher; physicalische Instrumente, zwey Globen; verschiedene Alterthümer, Torsos, Statuen, Waffen ꝛc. Auf zwey hölzernen Sesseln das Stück eines Grabsteines mit hebräischer Inschrift. Als Beleuchtung eine alterthümliche Lampe, Laz und sein Diener Niclas.)

Laz (den Grabstein betrachtend). Ein unschätzbarer Fund das. Sie sollen nur fortfahren, nachzugraben, Niclas; veranstalte das.

Niclas. Darf ich geringer Mensch wissen, was auf dem Stein eingegraben ist?

Laz. Es steht darauf in hebräischer Sprache: „Mordach," aus dem Riesengeschlecht, stark und groß im Jahre nach der Erschaffung der Welt 2560 gestorben." Also, verstehst Du Niclas, 1492 vor unserer Zeitrechnung. Die Wiener werden nun wohl glauben, daß die ersten Bewohner ihrer Stadt Hebräer gewesen sind. Nichts natürlicher. Der Punct Wien, der Kreuzweg der Nationen, wie günstig also für den Handel mit der ganzen Welt. Ich werde die Sache entwickeln und beweisen in meiner Geschichte Wien's.

Fünfte Scene.

(Die Vorigen. Schmälzel und Paracelſus mit Oporin treten ein).

Laz. Willkommen Magiſter, was bringt Ihr da für Geſellſchaft?

Schmälzel. Gnädiger Herr, vorerſt mit Verlaub meinen gerührteſten Dank.

Laz. Nichts davon jetzt. Sorget nur, daß die Comödie des verlornen Sohnes gut ausfalle, und bereitet Euch vor, auch ein Stück Eures großen Carmen: „Lobſpruch der Stadt Wien," den allerhöchſten Herrſchaften vorzutragen.

Schmälzel (mit einem Bückling). Es wird Alles gut gehen; der Himmel wird es unterſtützen.

Laz (Paracelſus fixirend). So irre ich mich denn doch nicht. Ihr ſeyd der Paracelſus.

Paracelſus. Ich bin Paracelſus.

Laz. Ihr ſeyd ſehr verfallen ſeit der Ingolſtädter Zeit. Was ſucht Ihr in Wien? Wollt Ihr auch hier der gelehrten Wiſſenſchaft mit Euren hohlen phantaſtiſchen Träumereyen zu Leibe gehn?

Paracelſus. Laſſet dieſen unwürdigen nebenbuhleriſchen Groll. Leſet vorerſt dieſes Blatt. (Er zieht ein Quartblatt aus dem Buſen und überreicht es Laz).

Laz (höchlich betroffen; das Blatt gleitet ihm aus den Händen. Oporin hebt es auf, und reicht es ihm wieder.) Wie? Ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben von Doctor Luther, und an alle Welt gerichtet? Wie kommt Ihr dazu, Plusmacher?

Paracelſus. In Ruhe nehm' ich Euren Zorn auf, als ein Demüthiger und Weiſer, und ſteh' Euch Rede. Wiſſet, Ich, mit meinen ſogenannten phantaſtiſchen Mitteln ſtellte den großen Mann wieder her, da Eures Gleichen ihn ſchon verloren gegeben. Die erſchrecklichſte Krankheit curirte ich mit zwey Häringen und zwey Maß Waſſer. Es war in Schmalkalden.

Laz. Verzeiht Paracelſus. Der heilige Eifer für die Wiſſenſchaft riß mich hin. Sagt, was verlangt Ihr?

Paracelſus (ſeinem Famulus das Buch abnehmend). Hier iſt das Manuſcript meiner neueſten chirurgiſchen Entdeckungen. Ich ſuche einen Beſchützer, der es in Druck lege. Ihr geltet Alles bey Kaiſer Ferdinandus; Ihr ſeyd ein hochſtehender Hofherr, ein berühmter Gelehrter, des Monarchen Freund und Liebling.

Laz. Ihr habt da einen Fehlſchuß gemacht, Paracelſus. Ich gebe Euch mein Wort; Eure Hoffnung iſt fruchtlos. Mehr darf ich Euch nicht ſagen (ſtellt ihm den Brief zurück).

Paracelſus. Bedenkt, Doctor Laz. Es ſoll der Wiſſenſchaft genützt werden. Eure eigenen Erfahrungen, die Ihr als gewandter Feldarzt in Ungarn gemacht, werden darin entwickelt und gewürdigt mit gerechtem Lobe.

Laz. Verſchont mich, es bleibt dabey. Es iſt der unglücklichſte Zeitpunct von der Welt (ſieht nach der Uhr, einer Schwarzwälder). Auch muß ich Euch bitten, mich zu verlaſſen; ich erwarte einen hohen außerordentlichen Gaſt. Vielleicht reden wir noch über Anderes; haltet Euch indeß bey Euren Freunden den ehrwürdigen Serviten in der Roßau auf.

Paracelſus. Ich nenne es nicht ſchnöde. Ihr ſollt mich großmüthig ſehen. Ich verkünde Euch, was ich in den Sternen geleſen. Steigen werdet Ihr fort und fort an dieſem Hofe. Ihr werdet in den Adelſtand erhoben; ein Theil des kaiſerlichen Schildes, die Lerchen, wird Euer Wapen zieren. Und ferner (drey Bohnen aus einem Beutelchen ziehend) mache ich Euch zum Andenken ein koſtbares Geſchenk. Es iſt die Caffehbohne aus Arabia, hier zu Lande noch unbekannt; für Denker ein Labſal; ſie erfriſcht, erheitert, beflügelt des Menſchen Hirn. Leicht werdet Ihr ſie Euch verſchaffen können, bey Euren Arbeiten mich ſegnen. Ich aber wandle, ich ahne es, einem baldigen betrübten Ausgang entgegen. Zwey Tage indeß halte ich mich in dieſer Stadt noch auf. Ihr werdet meiner wohl ferner bedürfen, vielleicht ſchon am morgigen Tage. (Zieht ein verſiegeltes Papier heraus und überreicht es Laz.) Dieſes Schreiben wollt Ihr, Doctor Laz, belieben, dem außerordentlichen Gaſt zu übergeben, den Ihr erwartet.

Laz (verwundert, lieſt die Adreſſe). Von weſſen Hand iſt dieß Schreiben?

Paracelſus. Von der meinigen.

Laz. Von Euch an den Marquis? In welcher Angelegenheit?

Paracelſus. Laßt Euch das Alles nicht kümmern, werther Doctor. Es genüge Euch zu erfahren, daß der Marquis und ich Freunde ſind, daß dieſe Zuſchrift mit der Stellung der Geſtirne in Verbindung ſteht; und die Sache Euren eigenen Schützling angeht. Und nun, gehabt Euch wohl. (Mit Oporin ab.)

Laz. Ein merkwürdiger Mann, ich bedaure ihn; es iſt ihm aber nicht zu helfen. Indeß will ich trachten, ihm Unterſtützung zuzuwenden vom Herrn. Ich ſelbſt will nicht zurück bleiben.

Schmälzel. Mir hat er unter Wegs prophezeyt, daß Ihr unter andern literariſchen Schätzen auch Ottocars von Horneck Reimchronik und das Niebelungenlied entdecken werdet. O, wie bin ich darauf geſpannt.

Laz. Seltſam, ſeltſam; Spuren habe ich ſchon, und eben ſeit heute in der Hofbibliothek. Was aber Euch betrifft, ſo iſt mir Alles ein Räthſel. (Die Uhr ſchlägt die neunte Stunde. Man hört von Außen ein ſonderbares Eiſengeklapper; Laz und Schmälzel ſtutzen und ſtaunen).

Schmälzel. Ein Lärm, den ich noch im Leben nicht gehört habe.

Laz. Es iſt die Stunde. Seinem Sendſchreiben nach kommt er pünctlich.

Sechste Scene.

(Die Vorigen. Graf Saint-Germain in hellgrauem ſidenen Talar, einem derley Barett, mit einem Stabe.)

Saint-Germain. Segen über Euch! Ihr ſeyd eine hohe reine Seele (zu Schmälzel der ſich entfernen will). Auch über Dich! Bleibe mein Sohn; Du biſt einer der Erkornen!

Laz (ſich von ſeinem Erſtaunen allmählig erhohlend, in tiefſter Ehrerbiethung). Graf von Saint-Germain! Habt Nachſicht, bis ich mich geſammelt.

Saint-Germain. Nachſicht iſt eine Tugend, über die ich mit meinem Freunde Cicero viel geſprochen. Man

ſoll ſie ausüben, aber die Menſchen verdienen ſie nicht. Als ich mit Marc-Aurel hier in demſelben Wien discutirte, würdigte er meine Anſichten und verſchmolz ſie in ſeine Betrachtungen, die meine nachmahlige Frau Amanda ihm ſo oft hat copiren müſſen. Hiervon ab, entſchuldigt zuerſt, daß ich mit dem Geräuſch meines Wagens Eure Gegend, und Euren Haushof allarmirte.

Laz. Das unbegreifliche Geklapper iſt von einem Wagen?

Saint-Germain. An den Rädern ſelbſt iſt ſchwebend eine Eiſenbahn angebracht; ſie laufen in ihrem eigenen Geleiſe im Kaſten noch getrieben von atmoſphäriſcher Luft. In ein paar hundert Jahren wird man etwas Aehnliches erfinden, aber viel weitläufiger und koſtſpieliger.

Laz. Es mangelt mir der Begriff davon, aber ich kann mir denken, es müſſe gehn, wie im Fluge.

Saint-Germain. Von Dresden bis hierher brauchte ich eine Stunde. Jetzt vernehmt, weßhalb ich komme. Dieſes Halbdunkel Eurer Beleuchtung aber iſt mir läſtig. (Er zieht einen Handleuchter hervor, ſtellt ihn auf den Tiſch, und dreht dann ein Schräubchen Augenblicklich iſt die blendendſte Helle, ſo daß Laz und Schmälzel erſchrecken).

Schmälzel. Hilf Himmel, Feuer!

Saint-Germain. Seyd ruhig; ſorget nichts! Auch das iſt eine Erfindung, die man in dritthalb hundert Jahren ſehr gemein finden wird. Es iſt brennbare Luft. Und nun höret. Euer glorreiches Herrſchergeſchlecht hat an einem Zwiſchen-Regenten große Anſprüche auf reiche

Kostbarkeiten. Mathias Corvinus hat das Land ausgebeutet, nahmentlich die Besitzungen Kaiser Friedrichs. Als Corvinus in seiner Burg, dem jetzigen Hasenhause in der Kärnthnerstraße starb, hinterließ er, Niemanden sonst bewußt, einen unermeßlichen Schatz. Der ist in einem Keller jenes Hauses verwahrt. Er ist das rechtmäßige Eigenthum Eures kaiserlichen Herrn und huldreichen Freundes. Ich war von jeher ein begeisterter Anhänger dieser Dynastie, dankverpflichtet seit Jahrhunderte. Mit Richard Löwenherz unter Anderm kämpfte ich zu Gunsten Eures Leopold.

Laz (sich die Stirne reibend). Wie edel seyd Ihr, wie groß. O wie hat man Euch verläumdet!

Saint-Germain. Gemeinheit, Kurzsichtigkeit, Neid, Rachsucht, Nichtswürdigkeit. Ueber alle diese und ähnliche Flecken des schwachen Menschengeschlechts geht Saint-Germain hinaus. Carl der Große, mein Freund, strebte meinem Muster nach, hatte aber nicht die Kraft, es zu erreichen. Jene Schätze nun betreffend, so sind sie es nicht allein, was ihre Hebung wünschenswerth macht. Es liegt ein Document dabey, welches für zwey, dem Anscheine nach aus ganz geringer Herkunft stammende Personen von großer Wichtigkeit ist. Es wird nur darauf ankommen, ob sie von den bürgerlichen Ansprüchen, die ihnen zukämen, Gebrauch machen wollen. Die eine dieser Personen ist (er sagt ihm Schmälzels Nahme in das Ohr), die andere mit jener sehr nahe verwandt, ist mein Freund Paracelsus, dessen Verfügung ich erwarte.

Laz (ihm den Brief des Paracelsus überreichend). Von ihm selbst überbracht

Saint-Germain. Wie ich erwartet. Ihr erlaubt. (Oeffnet das Schreiben, durchgeht es flüchtig, und ſchiebt es in den Buſen.) Zu heben nun vermag dieſen Schatz Niemand als ich (den Stab erhebend). Mit dieſem einfachen Stabe werde der Schatz ſeinem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgeſtellt, und durch Euch, den ich ehre und liebe, als einen der verdienſtvollſten Geiſter. In einer halben Stunde ſchreiten wir an's Werk; das iſt die Conſtellationszeit. Zwey reine Seelen noch brauchen wir dazu. (Auf Schmälzel deutend) dieſen hier, und ſeine Thecla. Gehet hin Magiſter Wolfgangus, ſie zu holen, und findet Euch im Haſenhauſe ein. Haſſan, mein Diener, ein kleiner Mohr, wird Eurer harren in jenem Keller, den ich ſeit Jahren gemiethet.

Schmälzel. Meine ganze Poeterey iſt ſtumm; ich finde keinen Ausdruck.

Saint-Germain (bedeutet ihm, ſich zu entfernen).

Schmälzel (tritt ab).

Laz (betrachtet den Stab). Es ſcheint eine gemeine Haſelruthe.

Saint-Germain. Nicht anders. Aber die Füllung iſt Ur-Erde und Ur-Schlamm von mir ſelbſt aus Indien gehohlt, dann noch eine eigene electro-magnetiſche Subſtanz. Aus dieſen Potenzen bereite ich auch das Arcanum, durch welches ich mich beliebig in einem 50- oder 100jährigen Schlaf verſetzen kann. Hier habt Ihr zugleich den Schlüſſel zu meiner 2000jährigen Exiſtenz auf Erden, obſchon ich erſt 60 Jahre alt bin. Wie wäre es ſonſt möglich, denn an dem eigenthümlichen Lebens-Elixir arbeite ich noch; ſelbes iſt noch nicht reif.

Laz. Glaubt Ihr, mächtiger Mann an ein solches?

Saint-Germain. Allerdings! Das Geheimniß ist, die Centralkraft aller drey Naturreiche in einem einzigen Product zu vereinigen. Dieses dann widersteht dem Gesetz der materiellen Vergänglichkeit. Und nun bereitet Euch zum Aufbruch. Sobald ich Euch die Eisentruhe übergeben, augenblicklich darauf reise ich ab.

Laz. Wird diese Stadt Euch dereinst wieder sehen?

Saint-Germain. Mehr als Einmahl. Mein wichtigster Besuch wird im 18. Jahrhundert einem jungen Menschen gelten, Mesmer geheißen, denn Electricität und Magnetismus sind die Höhepuncte meines Forschens. Doch hänge ich ab von den Naturen reiner Geister, die nur allzuselten geboren werden.

Laz (mit Mantel und Barett). Ein Andenken von Eurer Gegenwart würde mich beglücken, großer Mann.

Saint-Germain. Es werde Euch gern. (Setzt sich und schreibt auf zwey Blättern mit beyden Händen zugleich.)

Laz (erstaunt). Wie? Ihr schreibt mit beyden Händen zugleich?

Saint-Germain. Eine meiner kleinern Künste. Die Aehnlichkeit der Schrift wird Zug für Zug übereinstimmen. Leset!

Laz (erstaunt). Fürwahr. Es ist so. Unbegreiflich. (Er liest) „Lazio magno! Die Menschen erschöpfen ihren Witz, ausfindig zu machen, was des Lebens Höchstes sey. Einige sagen: Das Leben selber sey des Lebens Höchstes, leiblich wie geistig. Ich aber, Graf Saint-Germain, ich sage: Des Lebens Höchstes ist die Kraft." (Laz küßt das Blatt.) Ein hohes Wort, Meister. Gestat-

tet, daß ich das Duplicat meinem Kaiſer und Herrn verehre.

Saint-Germain (den Leuchter ausblaſend und zu ſich ſteckend). Thut das, an meiner Statt. Jetzt aber laßt uns ziehen. (Beyde ab.)

Siebente Scene.

(Kellergewölbe. Im Hintergrunde einher wandelnd Schmälzel und Thecla. Vorn der Mohr Haſſan, in armeniſcher Tracht, eine brennende Fackel in der Hand).

Haſſan. Ein gutes, nobles Geſchäft hier. O Du mein Herr und Meiſter was biſt Du für ein Genius. Und doch, wie verketzert Dich der kurzſichtige Plebs; wie grimmig verfolgt Dich die Schaar der Gelehrten und Philoſophen. Doch ſtehſt Du gegenüber Dir ſelbſt hoch genug, all das Gewürm zu verachten!

Achte Scene.

(Die Vorigen. Saint-Germain und Laz. Später der Geiſt des Galeotti).

Saint-Germain. Wo ſind die beyden reinen Seelen?

Laz (ſtellt ihm Schmälzel und Thecla vor). Hier, Meiſter!

Saint-Germain. Sie ſind es. Bleibt es auch, echt und fromm. Bald gehört Ihr Euch an. (Macht eine ſegnende Geſte). Seyd geſegnet, nun aber verharret ſtill. (Er lieſt in einer kleinen Pergamentrolle für ſich, feyerlich). Wir bedürfen noch des Schattens Galeottis.

Laz. Mathias Corvins Aſtrologen.

Saint-Germain. So iſt es, der bey dem böſen eilften Ludwig im Gefolge war. (Er nimmt eine Priſe aus

einem Büchschen und ſtreut ſie auf den Boden an der Seitenwand.) Tretet Alle feſt an mich. (Sie thun es.) Galeotti erſcheine.

Galeotti (der Geiſt erſcheint).

Saint-Germain. Galeotti, der Du mit mir zugleich am Sterbelager des großen Corvin geſtanden, Du ſeyeſt auch hier Zeuge. Verweile bis das Werk vollbracht. (Er taſtet mit dem Stabe umher. Der Stab ſchlägt an einen Pfeiler. Der Mohr gräbt).

Der Geiſt. Hier ruht jene Truhe, die mein König Mathias Corvinus mit meiner Hülfe gefüllt hat. Sie enthält den größten Theil des ſeinem Gegner, dem ſchwachen Vater des ſtarken Max, und den gequälten Wienern abgepreßten Eigenthums, ſo ihrem rechtmäßigen Landesherrn beſtimmt geweſen. Zwey Tage vor des Königs Tod wurde die Truhe in ſeinem und meinem Beyſeyn verſcharrt. Als er an den todbringenden griechiſchen Feigen krank darnieder lag, verwünſchte er das Verfahren mit jenem Schatz; und in einem lichten Augenblick ſeiner ungeheuren in Wahnſinn ausgährenden Schmerzen gab er mir mit Gebärden ein verſöhnendes Zeichen, deſſen Bedeutung mir erſt jetzt deutlich wird. Und ſo mögen denn die Gewaltthätigkeit und das Unrecht jenes ſo großen Mannes und Herrſchers alsbald in lebendigen Segen ſich verwandeln in der Hand des rechtmäßigen Beſitzes. Die Urkunde aber, welche mit in der Truhe befindlich ſagt aus, daß Johann, des Königs Sprößling, Vater zweyer Söhne war, ſelbe aber gemeiner Erziehung übergeben; das Document enthält hierüber die weitern Nachweiſungen.

Caſanova. Das ſind Sachen für ſich, Herr Graf. Ich bin privilegirt.

Eine Dame. Als Don Juan, ja.

Caſanova. Zudem, die Caſſa war dem Marquis ein Spaß; er machte ſie ſich ſelbſt. Einige Pfunde Gold im Augenblick. Nie aber für ſeinen eigenen Bedarf; nur als wiſſenſchaftliches Experiment, und um Andern auszuhelfen.

Die Gräfinn. Ein ſchöner Zug. Es gibt deren viele von ihm.

Caſanova. Eben ſo iſt es mit den Edelſteinen. Sehen Sie meine Damen: Dieſe Knöpfe, Hunderttauſende werth, ſind von ihm für mich verfertigt aus kleineren Juwelen.

Eine Dame. Plunder alles das gegen ſein Verjüngungswaſſer? Ob die Sache doch probat iſt?

Caſanova. Diable! Probat! Nun, mehr kann ich Ihnen nicht ſagen, als das: Die Pompadour war in drey Wochen um fünfzehn Jahre jünger.

(Alles lacht.)

Eben ſo habe ich auch ſelbſt gelacht. Sehen Sie, dieſes koſtbare Jabot, dieſe himmliſchen Manſchetten hat die Pompadour ſelbſt geſtickt für mich aus Anerkennung. Ich hatte den Marquis animirt, der Frau von Pompadour das Fluidum zu geben, denn, nach einem Contract ſollte er nur unſre gute ſplendide Herzoginn Urſel damit verſehen.

Einige Damen (lachend). Ha die Urſel, dieſe Antike aus dem Herculanum! Haha!

Caſanova. Dieſes Alterthum herrſcht jetzt als friſche

Hebe. Meine Damen, es ist kein Spaß mit der Sache. Schade, daß keine unter Ihnen ist, die das Verjüngungswasser wünschen könnte.

Eine Dame. Eine echt Casanovische Galanterie. Nu, bloß, um einen Versuch zu machen, ob es nicht eine Charlatanerie ist.

Der Graf (lachend). Freylich nur deßhalb, Comteßchen (auf die Uhr sehend). Nun in einer Viertelstunde können Sie Ihr Bittgesuch beym Marquis selbst anbringen. Mit welcher Gelegenheit er dießmahl reisen mag?

Ein Herr. Ohne Zweifel mit seiner compendiösen Eisenbahn. Von Constantinopel würde er etwa drey Stunden brauchen.

Casanova. Was sagen Sie? Diese langweilige Manier zu reisen hat er längst aufgegeben. Wie er vor 150 Jahren hier war, um den Schatz des Mathias Corvinus zu heben, bediente er sich ihrer zuletzt. Gegenwärtig reiset er mittelst Wurfkraft.

Die Gräfinn. Ballistisch, gut, gut! Wie lange braucht eine Kanonenkugel von Constantinopel bis Wien?

Casanova. Im Bogenwurf mit etwa drey Schleuderpuncten dazwischen, vielleicht einige Minuten.

Die Gräfinn. Und der Stoff dieser Schleuderkraft?

Casanova. Ohne Zweifel mittelst explodirender Baumwolle, deren Wirkung man auf das Genaueste und Verläßlichste berechnen kann. Der Passagier sitzt rückwärts gekehrt, um vom Luftdrucke nicht zu leiden.

Die Gräfinn. Sehr sinnreich, aber noch etwas unglaublich.

Der Graf. Wie Alles von dieſem Wundermann. Man zweifelt ſo lange daran, bis die Thatſache ſelbſt uns beſchämt.

Die Gräfinn. Wie lange alſo kann die Reiſe von Conſtantinopel bis Wien dauern?

Zweyte Scene.

(Die Vorigen. Graf Saint-Germain in ſilbergrauer Seide höchſt reich gekleidet mit ſeinem Mohren. Letzterer trägt ein dickes Buch unter dem Arm. Später ein Lakey).

Saint-Germain (ſitzt plötzlich mitten unter den Damen und erhebt ſich). Zwey Minuten meine Damen und Herren.

(Die ganze Geſellſchaft ſpringt voll Erſtaunen und Ueberraſchung von ihren Sitzen auf. Der Mohr tritt ein.)

Einige Damen. Ha, der Marquis; er ſelbſt!

Saint-Germain. Tauſend Grüße aus dem Serail. Hier einige Flacons echtes Roſenöhl (präſentirt ſie zur Gräfinn gewendet). Und hier (er nimmt eine große Perle als Buſennadel aus dem Jabot) die ſchönſte Perle präſentirt der ſchönſten Perle.

Mehrere Damen. Himmel welch ein Schatz!

Caſanova. Eine der Andern werth.

Saint-Germain. Ich bitte, keinen großen Ernſt. Die Perle iſt ein Pendant zu jener der Cleopatra, zu der, die ſie in Eſſig aufgelöſt verſchluckt hatte.

Die Gräfinn. Ein Marquiſat werth, ein Herzogthum.

Saint-Germain. So etwas dergleichen. Indeß ſind beyde Perlen von mir, oder vielmehr durch mich.

Ich verſtehe nähmlich die Kunſt, das Muſchelthier zu nöthigen ſo große Perlen anzuſetzen, als ich verlange.

Eine Dame. Unmöglich!

Saint-Germain. Der große Linné hat vergebens den Verſuch erneuert, dieſe meine Idee zu practiciren. Man muß da ein eigenes Pülverchen haben, das nur ich beſitze.

Caſanova. Welch wunderbare Erzeugungskraft, dieſes Pulver.

Der Graf. Steht es, lieber Marquis, mit Ihrer Lebenseſſenz in Verbindung?

Saint-Germain. Einigermaßen ja! Es iſt ein geringer Beſtandtheil der animaliſchen Parthie derſelben. Aber erſt nach einem neuen langen Schlaf werde ich im Stande ſeyn, dieſe Eſſenz vollſtändig zu präpariren.

Eine Dame. Das gewiſſe Verjüngungswaſſer gehört wohl auch dazu?

Saint-Germain. Allerdings, es gehört zur mineraliſchen Parthie.

Caſanova. Das gibt eine gute Frage, meine Damen. Ein drey Mal längeres Leben, als das gewöhnliche mit allen äußern Kennzeichen der allmähligen Hinfälligkeit, oder eine ordinäre Lebensdauer von etwa 70 Jahren, immer mit dem Exterieur eines fünfzehnjährigen Mädchens; welches von Beyden ziehen Sie vor?

Saint-Germain. Ich will zarter ſeyn, als unſer Freund. Ich bitte um die Güte, meine Damen, nicht zu antworten.

Die Gräfinn. Dieſe Ultra-Zartheit mit Gunſt, Marquis, iſt eigentlich eine kleine Impertinenz. Was

mich betrifft, ſo entſcheide ich mich für das drey Mahl längere.

Saint-Germain. Eine unausführbare Entſcheidung. Denn Sie müſſen die Güte haben, zu wiſſen, daß man, meine einſt zu Stande zu bringende Eſſenz ausgenommen, das Leben nicht verlängern könne. Es iſt Firlefanz damit; alle Syſteme der Macrobiotik ſind unlogiſch. Die Kunſt das Leben zu verlängern, kann nur die Kunſt ſeyn, es nicht abzukürzen. Eine abſolute Macrobiotik gibt es nicht. Ich hatte mit Montaigne, dem liebenswürdigen Schwätzer einen ſtarken Streit, als er ſich in mein Album ſchrieb.

Die Gräfinn. Ja das Album, das Album! Herr von Caſanova hatte uns verſprochen, daß Sie uns dieſes merkwürdige Stammbuch zeigen würden.

Saint-Germain (dem Mohren winkend). Haſſan gib her! (Er nimmt dem Mohren des Album ab). (Zur Geſellſchaft). Dieſe brave Creatur theilt meine Säcular-Ruhe. Er wird ſtets um eine Viertelſtunde früher wach, als ich.

Eine Dame. Wo beliebten Sie, Marquis, Ihre neulichen 150 Jahre zu verſchlafen, ſtatt die edle Zeit beſſer mit Fabrication des gewiſſen Fluidums auszufüllen?

Saint-Germain. In den Abruzzen in einer guten Schlucht. Mit der Generation der Herren Banditen hatte ich einen ſichern Contract. Haſſan, du kannſt gehn. Erwarte mich im wilden Mann. Kommt Anfrage von Rodaun, ſo ſage ich werde mich einfinden.

Der Mohr (ab).

(Das Album wird von der Geſellſchaft betrachtet.)

Caſanova. Eine chronologiſche oder ſonſtige Ordnung der Blätter werden Sie nicht finden. Jedermann ſchrieb ſich, wohin es ihm beliebte. So iſt das Blatt, auf welchem Caſanova eingeſchrieben iſt, zwiſchen den Blättern Newtons und Fontenelles.

Eine Dame (lachend). O ſehr gut!

Caſanova. Ich brauche alſo nicht zu ſagen, daß Beyde als Junggeſellen aus der Welt gegangen.

(Alles lacht.)

Die Gräfinn (blätternd). Tacitus, der Tauſend!

Saint-Germain. Ja, der prudente Hiſtoriker. Ich gab ihm Unterricht im Styl, unter der Bedingung, daß er mich in ſeinem Werk nicht nenne. Ich hieß damahls Germanus ſchlechtweg.

Die Gräfinn. Und er hat Wort gehalten. Die Jungfrau von Orleans! Göttlich. In der That, eine ſehr geübte Schrift. Jeanne d'Arc hat wohl viel geſchrieben?

Saint-Germain. Köſtliche Bosheit das. Glauben Sie, weil ſie ein Landmädchen war, und in jener Zeit! O wenn man Saint-Germain zum Schreiblehrer hat.

Der Graf. Ja dann, freylich, freylich.

Caſanova. Und wenn man eine Liaiſon mit ihr hat, und dann eine andere Jeanne d'Arc auf den Scheiterhaufen unterſchiebt.

Die Gräfinn. Das müſſen ſie uns noch erzählen Marquis. Aber was ſehe ich? Shakeſpeare, Reſpect.

Saint-Germain. Ja, er hatte Urſache. Ich führte ihn bey Hofe ein. Eliſabeth dankte mir außerordentlich dafür.

Die Gräfinn. Huß, Huß, Prr! (ſeufzt.) Schnell das Blatt umgeſchlagen!

Saint-Germain. Ich both ihm an, ihn zu entführen. Aber ſein Geiſt war erhaben und wollte nicht.

Die Gräfinn (ſeufzt). Ha, hier iſt ein Großer, Carolus magnus. Aber ich ſehe nur ein Kreuz.

Saint-Germain. Das beweist, daß man ein gelehrter, ja ein großer Mann ſeyn könne, wenn man auch wirklich nicht ſchreiben gelernt hat. Carl der Große konnte nicht leſen und nicht ſchreiben, aber deſto beſſer rechnen. Die Beſtätigung, daß dieſes Kreuz von Carl ſelbſt ſey, ſteht darunter von der Hand ſeines Kanzlers und Schwiegerſohns Eginhard.

Eine Dame. Charmant, der Schneeheld ſchrieb eine zierliche Hand. Und wie galant: Pour le Marquis immortel.

Saint-Germain. Eine kleine Complaiſance, denn ſeine Frau ward meine Schwägerinn; meine eigene hieß Huldrica.

Die Gräfinn. Ah! Mon Dieu, quel nom ça! Die ſchöne und deßhalb doppelt unglückliche. . . Doch die Schrift, ich weiß nicht. . .

Caſanova. Ich bitte, ich werde ſehen! Auf Handſchriften des ſchönen Geſchlechts verſtehe ich mich ſehr gut. Ja, richtig, es iſt Maria Stuart.

Eine Dame. Und gar ein ganzes Gedicht!

Die Gräfinn. Herr von Saingalt, belieben Sie es zu leſen.

Casanova (liest das Gedicht).

Adieu plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus cherie
Qui a nourri ma jeune enfance;
Adieu France, adieu nos beaux jours!
La nef qui des joint nos amours,
N'a en de moi que la moitié,
Une part de reste, elle est tienne,
Je la fie à ton amitié!
Pour que de l'autre il te souvienne.

Mehrere Damen.

Ach wie rührend,
Wie gefühlvoll,
Wie echt weiblich!

Saint-Germain. Bey ihrer Abreise aus Frankreich, wo ich sie kennen gelernt und meiner Wenigkeit sogar gewidmet. Ich bitte zu wissen, ich hatte es mit Riccio gehalten; er war mein Freund. Ich duellirte mich mit Essex. Ich verabredete Etwas mit Mortimer. Und wenn die kleine Marie mir folgt, so ist sie gerettet. Sie war übrigens ein ziemlich häßliches Stück Frauenzimmer; ihrer Gemüthsart nach eine Art Nickel, voll Finten, Kniffe und Eigensinn. Ich hatte ihr Alles prophezeyt.

Casanova. Du armes Ding! Also häßlich? So? Nun jetzt bedauern wir Dich schon ungleich weniger. À bas!

Der Graf. Was seh' ich, gar ein türkischer Nahme?

Saint-Germain. Es iſt Mahomed. Ich hatte ihm geholfen, den Koran ausarbeiten.

Caſanova. Jetzt belieben Sie Acht zu haben, meine Damen!

Die Gräfinn. Himmel, was für zwey Nahmen. Darf ich meinen Augen trauen. Iſt es möglich? O wie intereſſant!

Saint-Germain. Ja, Abeillard und Heloiſe. Wir Drey waren intime Freunde.

Eine Dame. Ach, Abeillard!

Eine Andere. Ach, Heloiſe.

Caſanova. Wer iſt mehr zu bedauern?

Die Gräfinn. Laſſen wir das, wenn's beliebt. Ach, Heloiſe!

Eine Dame. Ja, ach Heloiſe! Ach!

Die Gräfinn. Ja wohl, ach Heloiſe. Aber ich finde, dieſes unſchätzbare Album verdient mit Muße durchgeſehn zu werden. Ich behalte es indeß, Marquis.

Saint-Germain (verneigt ſich).

Der Graf. Eines finde ich noch zu bemerken, Herr von Saint-Germain. An der Spitze Ihres koſtbaren Albums ſollte ſich Ihr Porträt befinden. Wir alle überhaupt ſehnen uns darnach. Herr von Seingalt hat es, und zwar in Ihrem Nahmen zugeſagt.

Saint-Germain. Allerliebſt, ich kann ſogleich meine neue Erfindung appliciren. Sie fiel mir bey auf der Reiſe. Ein gewiſſer Sonnenreflex, und ich hatte es weg. Sie ſollen mich haben in Lebensgröße; aber ich bedarf dazu einer Fenſterſcheibe.

Der Graf (klingelt. Ein Bedienter kommt, und bringt alsbald einen Fenſterflügel).

Eine Dame. Ein großer Spaß! Aber sey es. Wir haben gesagt, wir haben Fassung.

Eine Andere. Ja, die haben wir; es bleibt dabey.

(Der Lakey kommt mit dem Begehrten.)

Saint-Germain (nimmt aus einer Dose braunen zähen indischen Ur-Schlamm; quetscht und rührt das Ding durcheinander. Er wirft die Tasse, daß sie in Scherben zerspringt. Es entwickelt sich ein herrlicher Park, mit einem Springbrunnen).

(Alles starr und stumm vor Erstaunen.)

(Er schleudert den Teller zu Boden, daß er völlig zerbricht. Rehe und Goldfasanen kommen aus den Gebüschen. Eine sanfte Musik ertönt. Saint-Germain verliert sich hinter dem Gebüsch.)

Drittes Tableau.

Erſte Scene.

(Gaſthofzimmer. Auf einem Stuhle ein kleiner polirter Koffer. In der Mitte ein Tiſch.)

(Saint-Germain, dann der Mohr, der Marquis ſitzt am Tiſche und ſchreibt. Es brennt kein gewöhnliches Licht. Saint-Germain ſchreibt mit leuchtender Tinte, ſo, daß die Buchſtaben ein paar Zoll hoch aufleuchten, flackernd wie brennender Spiritus.)

Haſſan (tritt ein mit Licht, einen Brief in der Hand. Beym Anblick des Schreibegeſchäftes erſtaunend.) Das fehlte noch, Herr, daß die Leute von dieſer Zauberey wüßten. (Uebergibt den Brief.) Das nenn' ich einen feurigen Styl, obſchon es gewiß kein Liebesbrief iſt. (Stellt das Licht auf den Tiſch.)

Saint-Germain (bläst die Schrift aus, und lieſt den Brief). Das Monogramm entſcheidet. Ich muß kommen, ich werde kommen. Haſſan, Du ſorgſt für ein Reitpferd. Ich habe in Rodaun zu thun. Dann beſtellſt Du Poſtpferde, bezahlſt den Wirth, hältſt mit dem Wagen an der ſchmalen Chauſſee bey Rodaun gegen die Badnerſtraße zu, und begibſt Dich in das Dorf, in das Haus des Herrn Seefeld.

Haſſan. Wird prompt geſchehen, Herr (ab.)

Saint-Germain. Ein unwillkommenes Geſchäft, da hinaus. Aber es gilt einer großen Sache. Es ſey, und dann fort nach Paris.

Zweyte Scene.

(Der Vorige; ein Commiſſär.)

Commiſſär (ſich ſehr höflich verbeugend). Entſchuldigung, mein unbekannter Herr!

Saint-Germain. Verfügen Sie, mein ebenfalls unbekannter Herr!

Commiſſär. Das kann ich nicht ohne vorherige Erläuterung von Ihrer Seite.

Saint-Germain. Sie ſehen mich bereit dazu.

Commiſſär. Schon Ihr erſtes Auftreten heute, mein Herr war ſo außerordentlicher Art, daß es nothwendig arges Aufſehen machen mußte. Wie aus den Wolken fielen Sie urplötzlich hier im Gaſthof nieder. Das Ding ſah aus, wie ein Mirakel. Dann Ihr Nahme? Belmar ſollen Sie heißen; Aymar ſollen Sie heißen, Marquis oder Graf Saint-Germain.

Saint-Germain. Ich bin Graf Saint-Germain.

Commiſſär (mit einer Verbeugung). Hauptſächlich aber der Vorgang im Salon des Herrn Grafen Lambitz. Die ganze Stadt iſt in Verwirrung. Man verlangt zu wiſſen, wie das zugegangen iſt. Man wittert, weiß Gott, was; Sie verſtehen mich, Herr Graf.

Saint-Germain (lächelnd). Ich verſtehe Sie recht gut, mein werther Herr.

Commiſſär. Sie werden alſo ſelbſt ermeſſen, daß man Aufſchluß wünſche; es iſt um die Oeffentlichkeit ein gar wichtig Ding. Nun iſt aber noch ein beſonderes Augenmerk: Sie ſind Freund und Genoſſe des anrüchi-

Der Graf. Herr Marquis, wir ſind Alle bereit und gefaßt.

Saint-Germain. Wohlan, meine Damen, Sie lieben Blumen, Goldfaſanen, auch Goldfiſche.

Die Gräfinn. O, und wie?

Saint-Germain. Herr Graf, Sie lieben einen engliſchen Park.

Der Graf. Einen Naturpark.

Saint-Germain. Darf ich mir einen Lakey ausbitten?

Die Gräfinn. Einen lebendigen, einen wirklichen Lakey?

Caſanova (zur Thüre hinausrufend; ein Lakey erſcheint).

Saint-Germain. Mein Freund, ſey er ſo gut mir ein wenig Salat zu bringen, auf einer Caffeh-Taſſe; grünen Salat.

(Der Bediente ab.)

Eine Dame. Nun, das Stückchen, auf der Taſſe geſchwind Salat wachſen zu laſſen.

Saint-Germain. Pardon, Madame!

(Der Bediente kommt mit dem Verlangten.)

Saint-Germain (nimmt aus einer Büchſe etwas braunen Staub, und rührt Alles durcheinander; man ſieht den Salat wachſen). Nun noch auf einem Teller einige Knorpeln eines Rehes.

(Der Bediente ab.)

Caſanova. Kann ich Etwas leiſten, bey dieſem kleinen Spaß?

Saint-Germain. Ich bitte, es wird ein ſehr großer Spaß ſeyn.

Eine Dame. Ein großer Spaß! Aber ſey es. Wir haben geſagt, wir haben Faſſung.

Eine Andere. Ja, die haben wir; es bleibt dabey.

(Der Lakey kommt mit dem Begehrten.)

Saint-Germain (nimmt aus einer Doſe braunen zähen indiſchen Ur-Schlamm; quetſcht und rührt das Ding durcheinander. Er wirft die Taſſe, daß ſie in Scherben zerſpringt. Es entwickelt ſich ein herrlicher Park, mit einem Springbrunnen).

(Alles ſtarr und ſtumm vor Erſtaunen.)

(Er ſchleudert den Teller zu Boden, daß er völlig zerbricht. Rehe und Goldfaſanen kommen aus den Gebüſchen. Eine ſanfte Muſik ertönt. Saint-Germain verliert ſich hinter dem Gebüſch.)

ſchätze mich glücklich, Herr Graf, Anlaß zu haben, Ihnen meine größte Hochachtung zu bezeigen.

(Verbeugt und entfernt ſich.)

Haſſan (packt das Geräthe ſeines Herrn zuſammen, und trägt es mit dem Koffer hinaus).

Saint-Germain (folgt).

Dritte Scene.

(Großes gewölbtes Zimmer bey Seefeld. Drey Schmelzöfen. Verſchiedenes chemiſches Geräthe: Tiegel, Retorten, andere Gläſer, Blaſebälge; Kohlenkörbe; allerhand Tiegel, Töpfe und Inſtrumente; ein Hohlſpiegel. Einige Bücher liegen aufgeſchlagen.)

(Seefeld an einem Schmelzofen; an jedem andern ein Laborant mit Schmelzung beſchäftigt. Mehrere andere Männer an Tiſchen mit Präpariren von Steinen, Pflanzen ꝛc. Einer im Hintergrunde mit einer magiſchen Laterne. Ein Anderer gießt eine Flüſſigkeit in eine Haſelruthe. Wieder ein Anderer, Mesmer, ein junger Mann lieſt in einem Folianten, ganz vertieft.)

Seefeld. Das iſt die äußerſte Probe. Dießmahl muß es gelingen.

Ein zweyter Schmelzer. Ich bin meiner Sache gewiß.

Ein dritter Schmelzer. Ich baue völlig auf das Gelingen meines Productes.

Seefeld (ſtolz). Das wird ſich zeigen. Ihr kennt den Paracelſus zu wenig.

Ein zweyter Schmelzer. Und Ihr den großen Glauber gar nicht.

Ein dritter Schmelzer. Was wollt Ihr ohne

Zweyte Scene.

(Der Vorige; ein Commiſſär.)

Commiſſär (ſich ſehr höflich verbeugend). Entſchuldigung, mein unbekannter Herr!

Saint-Germain. Verfügen Sie, mein ebenfalls unbekannter Herr!

Commiſſär. Das kann ich nicht ohne vorherige Erläuterung von Ihrer Seite.

Saint-Germain. Sie ſehen mich bereit dazu.

Commiſſär. Schon Ihr erſtes Auftreten heute, mein Herr war ſo außerordentlicher Art, daß es nothwendig arges Aufſehen machen mußte. Wie aus den Wolken fielen Sie urplötzlich hier im Gaſthof nieder. Das Ding ſah aus, wie ein Mirakel. Dann Ihr Nahme? Belmar ſollen Sie heißen; Aymar ſollen Sie heißen, Marquis oder Graf Saint-Germain.

Saint-Germain. Ich bin Graf Saint-Germain.

Commiſſär (mit einer Verbeugung). Hauptſächlich aber der Vorgang im Salon des Herrn Grafen Lambitz. Die ganze Stadt iſt in Verwirrung. Man verlangt zu wiſſen, wie das zugegangen iſt. Man wittert, weiß Gott, was; Sie verſtehen mich, Herr Graf.

Saint-Germain (lächelnd). Ich verſtehe Sie recht gut, mein werther Herr.

Commiſſär. Sie werden alſo ſelbſt ermeſſen, daß man Aufſchluß wünſche; es iſt um die Oeffentlichkeit ein gar wichtig Ding. Nun iſt aber noch ein beſonderes Augenmerk: Sie ſind Freund und Genoſſe des anrüchi-

gen Abenteurers Caſanova, den man für gut befunden, auszuweiſen. In dem ehrenwerthen Hauſe des Grafen Lambitz hatte man ihn nur deßhalb empfangen, weil er ſich auf Sie berufen, verehrter Herr Graf. Zwar, ich muß hinzuſetzen, der Herr Graf von Lambitz cavirt gewiſſermaſſen für Sie, auch ſind mehrere Intimationen eingegangen, durch welche Sie ſehr empfohlen werden, und die Ihnen alle nur möglichen Rückſichten zu Gunſten kommen laſſen. Inzwiſchen Herr Graf, Sie begreifen, daß adminiſtrative Principien. . .

Saint-Germain (nimmt aus dem Kofferchen ein zuſammengelegtes Pergament in Folio, und weiſet es dem Commiſſär).

Commiſſär (es überblickend, mit dem Ausdruck der höchſten Ehrerbiethung). Das ändert Alles. Ich kann nichts, als ſämmtliche Zumuthungen auf das Höflichſte zu entſchuldigen ſuchen. Uebrigens handelt es ſich noch um eine beſondere Angelegenheit. Die Goldmacher, Laboranten, Schatzgräber und Geiſterbanner, bey einem gewiſſen Seefeld in Rodaun haben heute große Reunion. Alle dieſe Charlatane waren ſchon längſt reif, aufgehoben zu werden. Im Vertrauen, Herr Graf, dieß wird aber heute geſchehen. Da nun verlautet, daß Sie ſelbſt zugegen ſeyn wollen, ſo möge Sie dieſe Mittheilung vor etwaigen Unannehmlichkeiten bewahren.

Saint-Germain. Das iſt ſo edel als complaiſant; es erheiſcht meine volle Würdigung und noch Etwas mehr. Ich werde deutlicher ſeyn. Bey der Zuſammenkunft erſcheinen, muß ich: ich kann und will nicht ausweichen. Es iſt ein junger Menſch darunter, für den ich mich in-

tereſſire. Ein gewiſſer Mesmer. Der iſt auf Abwege gerathen, verlockt, verführt und muß gerettet werden im Nahmen der Wiſſenſchaft und des Wohles künftiger Geſchlechter. Denn wenn man über das Magnetiſiren dieſes jungen Menſchen auch jetzt noch lächelt, ſo iſt es dennoch von der allergrößten Wichtigkeit. Auch iſt mir dieſer Jüngling ſehr nahe verwandt. Alle übrigen Leute dort ſind Wichte, Thoren, Stümper oder Betrüger, ſämmtlich der Züchtigung werth, auch wo möglich, um wieder vernünftig zu werden. Man hat unter Anderm vor, den Geiſt des Albertus Magnus herbey zu bannen; aber man verſteht das nicht. Ich werde dieſen Geiſt meines vieljährigen Buſenfreundes beſchwören.

Commiſſär (ſtutzt betroffen).

Saint-Germain. Er wird erſcheinen. Zugleich aber will ich einige gewiſſe andere Dämonen erſcheinen laſſen, dem Geſindel eine tüchtige Lection zu geben, ihm das Eingreifen des weltlichen Arms ankündigen, der dann im Augenblicke darauf wirklich einſchreitet. Auf ſolche Weiſe wirke ich gemeinſam mit der Obrigkeit, und der Eindruck wird um ſo mächtiger und nachhältiger ſeyn. Was halten Sie davon, mein Herr?

Commiſſär. Die Urkunde, hochgeehrter Herr Graf, welche es Ihnen beliebt hat, mir zu weiſen, ermächtigt, ja verhält mich dazu, Ihr Vorhaben nicht nur gut zu heißen, ſondern ſogar mit Dank zu erbitten.

Saint-Germain. Unſere Uebereinkunft iſt alſo vollſtändig.

Commiſſär. Sie iſt es. Die Zeit naht. Ich

Saint-Germain (voll Entſetzen). Gräßlich, gräßlich! Am Ende von der neuen Toffania? Sagt an, wie iſt es?

Der Eine. Ganz genau kann ich es nicht angeben. Es ging durch die dritte Hand.

Saint-Germain. Giftmiſcher, Mörder! Zittert. Die Gerechtigkeit wird Euch ereilen. Denn dieſer Frevel iſt mehr als Leichtſinn und Dummheit. Wahnſinn, wenn man barmherzig iſt; in's Tollhaus mit Euch. Hoffentlich wird es mit der Kunſt, ſchlafende Schätze zu erwecken, vernünftiger ausſehn?

Der mit der Wünſchelruthe; (reicht ſie dar). Ich ſchmeichle mir, ſtrenger Meiſter.

Saint-Germain (zerbricht ſie, ſchüttelt den Inhalt auf eine Taſſe, und unterſucht ihn. Er zerbricht den ganzen Stab und wirft die Trümmer dem Ueberreicher vor die Füße). Da habt Ihr Euer Urtheil. Ihr ſeyd ein Tropf. Pulveriſirter Magnet mit köllniſchem Waſſer vermengt, und tauſend derley Quark. In's Feuer mit dem Zauberſtabe und mit Euch ſelber. Wie ſteht es da mit der Goldfabrication? (Nähert ſich dem einen Ofen.)

Einer der Schmelzer. Weiſer Meiſter! Ich unterwerfe mich in gerechter Ausſicht Eurer Anerkennung.

Saint-Germain (packt den einen Aermel des Laboranten, ſchlägt ihn auf, und zieht ein Stück Metall heraus). In der That, ich muß ſagen, Ihr ſeyd der ehrlichſte und geſchwindeſte aller Goldmacher. Die Sache iſt deutlich. Man nimmt ein Stück Gold in den Aermel, läßt es in den Tiegel gleiten, und das ſchnelle Product iſt das reinſte Gold von der Welt. Allerliebſt das! Man muß

den Albertus Magnus verſtehn. Der junge Menſch wird uns noch Alle beſchämen.

Seefeld. Pah, mit der leidigen Theorie.

Der zweyte Schmelzer. Ohne Theorie keine Praxis.

Der dritte Schmelzer. Die Praxis ſelbſt iſt die Mutter der Theorie.

Mesmer. Ich bitte Euch, meine Herren, macht mich nicht irre. Das Latein des Albertus Magnus iſt ſchwierig. Ich kann ihn Euch dann nicht deutlich genug machen. So viel aber kann ich Euch indeß ſagen, daß alle Eure Operationen ohne wiſſenſchaftliche Grundlage ſind; auch, daß Ihr noch mehr Tauſende guter Ducaten in Rauch werdet aufgehn laſſen, noch Hunderte Eurer leichtgläubigen Anhänger zu Grunde richten mit Euch ſelbſt.

Ein vierter Schmelzer (mit einer Wünſchelruthe). Dieſer Saft wird der rechte ſeyn. Die Ruthe muß anſchlagen. Wenn es Euch beliebt, Ihr Freunde, ſo heben wir den Schatz in der morgigen Nacht.

Seefeld. Welchen unſerer ſechs Schätze meinten Sie? Auf den ſchwediſchen in der Brigittenau habe ich wenig Vertrauen.

Der vierte Schmelzer. Von dieſem iſt auch nicht die Rede, ſondern von jenem des Cara Muſtapha auf der Anhöhe von Maria Troſt. Ich weiß den Punct jetzt genau, wo ſein Zelt geſtanden. Das Zimmer des Hauſes, welches jetzt dort ſteht, habe ich heute gemiethet.

Seefeld. Einverſtanden. Wir werden das Weitere verabreden.

ſtreicht er einen Probierſtein, und hält ihn den Laboranten vor).

Seefeld und die Andern (erſtaunt). Gold, feinſter Sorte! Es iſt unglaublich!

Saint-Germain. Auf die Wage mit dem Klumpen.

Seefeld (befolgt das Verlangte mit Staunen) Netto wieder ein Pfund.

Saint-Germain. Ihr ſeht alſo: Das Geheimniß liegt in dem Pulver, durch das die Verwandlung bewirkt wird. Auf andere Weiſe ſeyd Ihr nicht im Stande, Gold hervor zu bringen. Ihr richtet Euch und Andere zu Grunde. Die Anfertigung des Pulvers aber, bey welchem der weſentliche Beſtandtheil Ur-Erde iſt, verſteht auf Erden Niemand als ich.

Seefeld und Mehrere. Wir neigen uns in Demuth, und werden fortfahren zu verſuchen, was wir ſelbſt weiter zu Stande bringen.

Saint-Germain (für ſich). Welche Verſtocktheit, welche Hirnloſigkeit! (Laut.) Ich zweifle, daß Ihr dieſen verrückten Vorſatz ausführen werdet. Vielleicht findet ſich zu Eurem eigenen Beſten ein durchgreifendes Hinderniß.

Seefeld und die Laboranten (ſehen ſich fragend an). Wie ſoll das gemeint ſeyn?

Saint-Germain. Vorläufig noch: Wie verhält es ſich mit Euerm berühmten Geiſt. Ihr wollt ja den Albertus Magnus heran bannen?

Seefeld (auf den Geiſterbanner weiſend). Dieſes hoher Meiſter, iſt der Mann, der uns noch heute dazu ver-

helfen wird. Ohne daß Albertus Magnus uns nicht einige der wichtigsten alchymistischen Fragen beantwortet hat, kommen wir nicht ganz in's Reine.

Saint-Germain. Ich muß Euch sagen, daß Niemand auf Erden ist, dem Albertus Magnus mit seiner Erscheinung willfahrt, als ich. Er und ich waren die intimsten Freunde; und er gab mir noch im Leben zu Regensburg die Versicherung, sich nach seinem Tode Niemanden zu zeigen als dem Grafen Saint-Germain.

Der Geisterbanner. Vielleicht experimentirte ich deßwegen schon so lange vergebens.

Saint-Germain. Genug des Spukes, Ihr Herren. Die Catastrophe nahet. Macht Euch gefaßt: in wenigen Minuten erscheint der Geist des Albertus Magnus.

Seefeld. Wir sind in der höchsten Spannung, Meister!

Saint-Germain. Verhaltet Euch ruhig! Ein einziger Laut, und Ihr seyd Alle augenblicklich des Todes. Noch einmahl: beobachtet meine Mahnung.

Seefeld und die Andern (verneigen sich stumm.)

Saint-Germain (begibt sich hinter eine spanische Wand).

Fünfte Scene.

(Die Vorigen ohne Saint-Germain. Der Geist des Albertus Magnus; dann jener des Swedenborg; hierauf die Gestalt der Nemesis, andere phantastische böse Geister, Medusenköpfe, Teufelchen und dergl. ꝛc.)

Der Geist des Albertus Magnus (erscheint). Hier bin ich auf das mächtige Geheiß meines Freundes Saint-Germain. Was verlangt Ihr von mir?

(Alle verhalten ſich ſchweigend.)

Ihr ſchweigt! Das rettet Euch vor der Hand. Nun aber vernehmt! Ihr ſämmtlich ſeyd Kurzſichtige, Tröpfe, Bethörte, Unwiſſende, Stümper, Tollköpfe, Betrüger, Nichtswürdige, Gauner, Strafbare, der ärgſten Züchtigung verfallene Frevler; verſtockte Sünder und Elende reif für eine gewaltige Pein, einem ſcharfen irdiſchen Fegefeuer anheim gefallen. Der große Swedenborg, den Ihr ſo oft geläſtert, wird Euch ein Näheres verkünden. Fahret dahin! (Er verſchwindet.)

(Der Geiſt des Swedenborg erſcheint).

Ich bin nur da, Eure Strafe zu verſchärfen. Ihr habt mich ſchwer beleidigt, verläumdet, gehöhnt, meinen Nahmen verfolgt, mein Andenken geſchändet. Ich verzeihe Euch Blödſinnige, Narren, Gecken, Gimpel und Schafsköpfe. Ich habe kein Mitleid mit Euch; ſcharfe Qualen verdient Ihr. Sie ſollen Euch werden. Lernet ſie ahnen im Anblick der Rachegöttinn. (Er verſchwindet.)

(Die Nemeſis mit ihren Attributen und verſchiedenen Rachegenien erſcheint, unter characteriſtiſcher Muſik).

Wehe, wehe Euch. Ausgewürfelt ſeyd Ihr mir, ſtrafbare, unverbeſſerliche, hartnäckige Frevler und Sünder, Mir gehört Ihr zu gräßlicher Züchtigung! Wehe, wehe! Für den Augenblick überliefere ich Euch dem Arm der irdiſchen Gerechtigkeit.

(Ein Schuß. Man hört Soldaten, Getrommel von Außen; Mannſchaft dringt ein.)

Eine Zurechtweisung.

(Genrebildchen.)

Es war eine Zeit, eine ziemlich geraume Zeit, wo man ſich über die Schwaben, nähmlich über die Bewohner des Schwabenlandes luſtig machte, wo man nur von Schwabenſtreichen ſprach, und ſogar eine eigene Literatur der Schwabenſtreiche hatte. Seit ziemlich langer Zeit aber moquirt man ſich nicht mehr über die Schwaben, und ohne Zweifel hat man für immer aufgehört, ſich über die Schwaben zu moquiren. Vielmehr hat ſich die Sache jetzt umgekehrt, und die Schwaben ſelbſt machen ſich nun über gar manche Länder der Nichtſchwaben luſtig.

Es gab auch eine Zeit, wo man ſo kurzſichtig, ſo leichtſinnig und ſo impertinent oder ſo blöde war, die Ungarn zu beſpötteln; das hat auch aufgehört, und ebenfalls vermuthlich für immer, und ebenfalls machen es hinwieder die Ungarn jetzt wie die Schwaben, indem ſie ſich über gar manches Land der Nichtungarn moquiren, aber das gewiß nur aus Revanche, denn ſonſt wären ſie zu verſtändig und zu gutmüthig dazu.

In jenen Jahren (und es iſt noch nicht lange, daß ſie verfloſſen ſind) in der es ganze Reihen ungariſcher Anecdoten, in der es auch ſo zu ſagen, eine eigene derartige Literatur gab, in der es Mode war und zum Ton, zur Diät gehörte, derley fingirte Perſiflagen zu erzählen; in jenen Jahren alſo, eines Tages kommt ein Berliner heran, und gibt einige ſolcher Anecdoten preis, die er ſo eben vernommen. Seine anderweitigen Aeußerungen laſſen erkennen, daß er überhaupt keine gar günſtige Mei-

nung von der geringern Classe des edlen Ungarvolkes hege. Ich beschloß, einen Versuch zu machen, diesen Menschen zu heilen.

Ich lud mich bey Herrn v. F. für den folgenden Tag zu Tische. Herr v. F. war ein magyarischer Edelmann von Kenntnissen, von Bildung, von Munterkeit und Geist, voll Offenheit, Herz und Biederkeit, wie es der Nationalcharacter der Ungarn mit sich bringt. Ich bath, einen Gast mitbringen zu dürfen, und invitirte meinen Berliner.

Der folgende Tag ist da, und wir sitzen bey Herrn v. F. zu Tische. Der Berliner ist ganz entzückt von den Vorzügen und der Liebenswürdigkeit unseres Wirthes; aber die ungarischen Anecdoten beziehen sich ja nicht auf die höhern Classen der Nation, und es ist da eine Art Heiduck, der aufträgt. Der Berliner nimmt diesen Menschen auf's Korn und erwartet köstliche Dinge von dessen naivem Naturell, eine reiche Ernte von Anecdoten erwartet er mit Zuversicht. Er bindet an mit dem schlanken Miklos, der seinen Dienst mit Gewandtheit, Geschicklichkeit und Anmuth verrichtet; er bindet deutsch an mit ihm, und Miklos antwortet kurz, einfach, verständig und höflich. Endlich, als der Erlauer mit dem Berliner angebunden hatte (der Erlauer, sage ich, denn damahls wäre es eine Art Unehre gewesen, weibischen Champagner zu schlürfen), werden seine Attaken spitziger, freyer, unmittelbarer. Miklos ignorirt das mit feinem Stolz, nur spricht er darüber mit seinem Gebiether, zeitweise und stets in einer andern slavischen Sprache. Der Preuße ist überrascht, betroffen; er verstand sehr viel von dem, was der Heiduck

gesagt, denn die Preußen sind bekanntlich Slaven vom Ursprung her. Er gibt mir das zu verstehen; er flüstert: Der Mensch hat verdammt scharfen Verstand, und ist bissig wie der Teufel. Ich lächelte dazu.

Als Miklos aber draußen war, habe ich die Bosheit, Herrn v. F. im Nahmen des Berliners zu bitten, uns einige Bemerkungen seines Dieners zu übersetzen. Der Wirth nahm Anstand, aber endlich gibt er nach. Was er sagt, und es zeigte sich, daß er sich Mühe gebe, die zartesten Ausdrücke zu wählen, ist von der Art, daß der Preuße blutroth wird vor Scham und Aerger. Es erwies sich, daß der Mensch wirklich verdammt scharfen Verstand habe, und bissig sey, wie der Teufel. Der Berliner ließ den Ketskemeter in Ruhe, und es gab weiter keine preußischen Anspielungen und keine slavischen oder magyarischen Repliken mehr.

Beym Dessert gab Herr v. F. dem Miklos einen Wink. Dieser bringt eine Cither, spielt göttlich und singt dazu, aber nicht triviale Volkslieder, sondern Gedichte classischer ungarischer Poeten. Er tanzt dann, aber wie? Auch zum Entzücken. Der Berliner ist berauscht von diesem Entzücken, und klatscht wüthend in seine magern langfingerigen Hände. Miklos macht eine zierliche Verbeugung, und entfernt sich. Aber sogleich kommt er wieder, in der einen Hand eine Torte, in der andern eine Violine. Zu meinem preußischen Nachbar sage ich: Diese Torte wird Ihnen noch besser munden als das andere Confect; Sie müssen wissen, Miklos hat sie bereitet, derselbe Miklos, der auch der Koch all dieser feinen Gerüchte ist, welche Sie sich so wohl haben schmecken lassen; Sie hatten also

nicht ganz Recht, zu behaupten, nur ein genialer Pariſer-Kochkünſtler könne deren Meiſter ſeyn. Dieſer mein Herr Nachbar ſagte kein Wort; in zwey Minuten aber hatte er die ganze neue Torte verſchlungen. Jetzt credenzte Miklos ſeinem blonden Gönner ein Glas Tokayer, ſtellte die Flaſche neben ihn, ergriff die Geige und ſpielte. Bey den erſten Strichen ſchon entfiel dem Berliner das drittgefüllte Tokayerglas. Solch himmliſche Töne hatte er in ſeinem Leben noch nicht vernommen, und doch hatte er Paganini gehört. Er ſprang auf, er ſprang auf den Heiducken zu; er umarmte, er küßte den Heiducken; ſeine gränzenloſe Begeiſterung war ſo aufrichtig wie ſein Appetit. Himmliſch, himmliſch, rief er aus, göttlich göttlich! Ach fahren Sie fort, verehrteſter Herr Miklos, der Sie auch ſo verdammt ſcharfen Verſtand haben, der Sie auch ſo biſſig ſind, wie der Teufel. Bey dieſen Worten warf ſich der Brandenburger, wie in Verzückung von den überſchwänglich ſüßen Eindrücken, und in ſeligſter Verlorenheit auf eine Ottomane, völlig behimmelt.

Er kam erſt wieder zu ſich, als Miklos ſein wirklich und ganz eigenthümlich bezauberndes Spiel beendigt hatte. Der Berliner ſtand auf, entſchuldigte ſeine Unartigkeit, und machte dem Künſtler, der zugleich ein ſo hoher Kochkünſtler der zugleich ein ſo trefflicher mit den ſchönſten Verſen vertrauter Sänger, der zugleich im Beſitze aller ſlaviſchen Sprachen war, ſein Compliment. Wo und wie, mein Herr, ſagte er zu ihm, haben Sie das Alles gelernt; ich bitte, ſagen Sie es! Der Diener ſchwankte, ob er Folge leiſten ſolle; Herr v. F. aber bedeutete ihm, daß er ſpreche, und der Gaſt nahm wieder ſeinen Platz ein.

Miklos, der Heiducke, erzählte nun; er erzählte in markiger, scharf bezeichnender Einfachheit, und in welcher Sprache? Miklos erzählte in lateinischer Sprache. Er streute Blüthen altrömischer Dichter mit ein, auch Stellen aus Cicero und Juvenal. Der Heiduck schloß mit den Worten Horazens:

Invidus, iracundus, inērs, vinosus, amator,
Nemo adeo ferus est, ut non mitescere possit,
Si modo culturae patientem commodet aurem *).

Miklos machte nun ein sehr gewandtes Compliment, trat ab, und ließ sich nicht wieder sehen.

Und der Berliner wollte fortan nichts mehr von ungarischen Anecdoten hören.

Wenn man denkt, wie man noch vor einigen Jahrzehenden die guten, lieben ehrlichen Türken zur Zielscheibe des Spottes gemacht hat! Wenn man denkt, wie man sich noch vor ein paar Jahren über die guten lieben und nicht gar sehr ehrlichen Chinesen lustig gemacht! Wenn man endlich denkt, daß die guten lieben bescheidenen Wiener sich unter einander selbst Chinesen zu betiteln pflegen?! Gewiß der höchste Grad des Humors.

*) Zornige, Trunkenbold', und Neidische, Träge, Verbuhlte,
Keiner ist so gar wild, daß ihn Niemand möchte bezähmen,
Wenn er dem bessernden Freunde nur folgsam reichet die Ohren.

Smith; zwey engliſche Dichterinnen in Wien.

Unlängſt geſchah eine Verwechslung; und dieß veranlaßt uns zu der folgenden kurzen Nachweiſung über dieſe beyden talentbegabten Damen.

J. Conſtance Smith, den 21. Oct. 1829 in Wien verſtorben, war die Tochter des öſterreichiſchen Internuntius Freyherrn v. Herbert-Ratkeal, Gemahlinn des engliſchen Miniſters Spencer Smith. Wir haben im dritten Theil der Memoiretten (Seite 257) eine gelegentliche Notiz über ſie gegeben. Dieſer laſſen wir hier noch folgen, daß ſie auf dem neuen Ortsfriedhofe von Währing ruht, und ihre Grabſchrift dieſe iſt:

Count o' er the joys thine hours have seen,
Count o'er thy days from anguish free,
And know, whatever thon hast been,
Tis something, better not to be.

Byrons Verſe auf ſie, Sept. 1809.

On thee, in whom at once conspire
All charms which heedless hearts can move
Whom but to see is to admire,
And oh! forgive the word-to love
Forgive the word, in on who ne' er
With such a word can more offend;
And since thy heart t cannot share,
Believe me, what I am, thy friend.
And who so cold as look on thee,
Thou lovely wand'rer, and be less?
Nor he, what man should ever be,
The friend of beauty in distress.

Conſtancens Smith nahmensverwandte Muſengenoſſin iſt die, als Mutter mehrerer Kinder noch blühende Julie Smith, Tochter des engliſchen Arztes und Reiſenden Julius Griffith, eines überaus liebenswürdigen Mannes und Schriftſtellers, von dem wir im zweyten Theile, (Seite 72) geſprochen. Sie iſt die Gattinn des als cameraliſtiſcher Autor bekannten L. v. T****i. Als Julie von Smith ſchrieb ſie unter Anderm eine geiſtvolle Erzählung in Kuffner's und Biedenfelds Feyerſtunden (Brünn 1821 — 1822). Eines ihrer franzöſiſchen Gedichte aber iſt im Wiener-Converſationsblatte abgedruckt; es folge hier unten. Der gewöhnliche Wohnſitz dieſer Dame iſt Wien. Es iſt wohl wünſchenswerth, daß ſie ihre Geiſtes blumen ſammle, beſonders da ſie ſich von literariſcher Thätigkeit ganz zurück gezogen zu haben ſcheint.

E l e g i e.

Sentimens de regrets! vous animez ma voix;
Ah! je ne puis vous réduire au silence,
Quand un doux souvenir me rappele parfois
Au tems heureux de ma première enfance!
Alors d'aucun souci mon coeur n'etait atteint;
Les roses du bonheur embellissaient mon teint;
De prestiges flatteurs mon ame environnée
Jouissait du présent, et ne prévoyant pas.
Peu m'importait, le sort pour le quel j'étais née
Sur un chemin de fleurs, hazard guidait mes pas!
Il est passé ce tems! ma mémoire fidéle,
Sait ajouter encore à ma perte cruelle,
En retraçant à ma douleur
Le souvenir de ces jours de bonheur.

L'illusion finit avec elle ma vie
Perdit tous ses attraits, de chagrins poursuivie.
J'égale ce ruisseau, dont le paisible cours
Savait embellir de sa clartè brillante,
Ce qu'au printems, dans les premiers beaux jours
Réfléchissait son onde transparente.
Il ne dût alors sa beauté
Qu'á sa touchante pureté,
Pauvre ruisseau! l'orage t'a grossi
Il a troubté ton eau si tranquille, si pure.
Tu peux tout recouvrer, mais le bien qui me fuit
M'a livré pour toujours aux peines que j'endure.

Sehnſucht nach der Kindheit Frieden.

Schmerzenslaute! nimmer kann ich euch bezwingen,
Ueberwältigend entfährt ihr meiner Bruſt,
Wenn der Kindheit holde Bilder mich umringen,
Wenn mich ſanft umgaukelt längſt entſchwund'ne Luſt.
Friſch beſpiegelten ſich an dem jungen Morgen,
Friedensroſen auf der Wange Wiederſchein;
Fremd dem frohen Herzen waren alle Sorgen,
Keine Zukunft kannt' es, nur das Jetzt allein,
Und auf Blumenauen ſtreiften meine Schritte
Sicher, ſorglos, tändelnd in Aurorens Pracht;
Und Zephyre nur beſtimmten meine Tritte:
Doch der klare Tag ward mir zur düſtren Nacht.
Dieſe Nacht hält unerbittlich mich umfangen;
Die Erinn'rung an verlornes Friedensglück
Foltert doppelt mich durch glühendes Verlangen:

Aber ach, die holde Zeit kehrt nicht zurück!
Schimmernd ſpielen klar in gold'nen Frühlingstagen
Jenes Baches Wogen ungetrübt und mild,
Von Najaden rein und ruhig fortgetragen! —
Holder Bach! ach wäreſt du mein treues Bild:
Wenn Orkane trübend heben deine Wellen:
Biſt Du rein und ruhig nach beſtand'nem Sturm.
Meine düſtre Nacht, dich kann kein Stern erhellen:
Meine Blüthe, ach! zernagt der Sehnſucht Wurm!

Des Nußwäldchens Urſprung.

(Novelliſtiſch.)

Weßhalb man dem römiſchen Imperater Probus kein Jubiläum ſpendirt, weiß ich nicht. So viel aber iſt gewiß, daß er keines ſolchen bedarf, denn die liebe Natur gibt dieſem Imperator alle Jahre ein Jubelfeſt, und zwar ſo zur Herbſtzeit. Bey uns Niederöſterreichern hat er ſich ſchon dadurch unſterblich gemacht, daß er den geiſtreichen Einfall gehabt, Weinreben aus Griechenland kommen zu laſſen, um unſere kahlen Flächen und Hügel, nahmentlich um Wien, damit zu bepflanzen.

Den römiſchen Soldaten kam dieſer Wein Anfangs etwas ſäuerlich vor; allein ſie gewöhnten ſich bald daran, und gewannen ihn lieb, nach und nach aber ſo lieb, daß ſie ſchlecht exercirten und in den verſchiedenen Scharmützeln, nahmentlich mit den Markomanen, die unaufhörlich Einfälle machten, eben ſo ſchlecht beſtanden. Verge-

bens waren alle Tagsbefehle; fruchtlos war die Ordre, kein Soldat solle täglich mehr als drey Maß zu sich nehmen; ganze Cohorten empörten sich, und die ganze vindobonensische Armee war den ganzen Tag benebelt.

Was aber allen Maßregeln der Klugheit und Strenge spottete, das sollte dem Witz eines gewissen Gallus gelingen. Dieser Gallus war eine Art kleiner General; er machte auch Gedichte, die nicht schlecht waren, und von denen einige auf unsere Zeiten gekommen sind. In seinem poetischen Geiste nun ersann er ein Mittel, zwar nicht, den überreichlichen Genuß des Weines zu beschränken, sondern die Wirkung desselben möglichst unschädlich zu machen. Dieses Mittel bestand darin, alle möglichen Nußbäume des ganzen Landes zu requiriren, in die Nähe des Lagers zu versetzen, und in der Geschwindigkeit frische Nußbäume zu pflanzen. Statt des Brodes dann sollten die Soldaten Nüsse fassen, damit die öhlige Substanz dieser Frucht das Aufsteigen des Weindunstes in den Kopf verhindere, eine Eigenschaft die jedem Bacchusfreunde bekannt ist.

Besagter Gallus hatte sein Castell auf dem Bühel nächst dem heutigen Döbling, auf der nähmlichen Stelle, wo jetzt Caffehwirthschaft getrieben wird. Es machte ihm großes Vergnügen, zu sehen, daß gerade in seiner nächsten Umgebung die Nußplantagen so überaus schnell und fruchtbar gediehen; insonderheit aber war dieß auf dem Bodenraum der Fall, von welchem einen Theil der kleine Garten des jetzigen Gasthauses zum Nußwäldchen einnahm. Gallus nannte hierauf das niedliche Boskett vorzugsweise den Nußwald zum Handgebrauch, oder das Nußwäldchen, und dieser Nahme hat sich dann bis auf

unſre Tage fortgepflanzt, wiewohl es daſelbſt der Nußbäume nur noch wenige gibt. Doch wird das Andenken des Gallus von den jeweiligen Wirthen inſtinctmäßig dadurch gefeyert, daß ſie den Stammgäſten zur Zeit der friſchen Nüſſe einen Teller voll gratis vorſetzen; es ſind die ſogenannten Faſchingskrapfen des Herbſtes.

Aber wie geſagt, an Probus denkt kein Menſch.

Großartige Leutſeligkeit.

Der 1834, 66 Jahre alt, als. k. k. Kammerdiener verſtorbene Friedrich Müller, Sohn des gediegenen vielverdienten Hofſchauſpielers Johann Heinrich Friedrich Müller († 1815, 8. Auguſt) hatte zu Halberſtadt, dem Geburtsorte ſeines Vaters ſtudirt, und kam dann als zwanzigjähriger Jüngling nach Wien, woſelbſt er mehrere Jahre zuvor einige Zeit zugebracht hatte. Eines Abends beſuchte er die Redoute, Willens recht weidlich zu tanzen, denn der Tanz war damahls ein Hauptvergnügen der Redouten, ſelbſt von Seite der vornehmſten und allervornehmſten Perſonen. Müller alſo ſieht ſich um, eine Tänzerinn zu finden. Bald bemerkt er eine junge Dame ſitzend, die ihn ſehr anzieht, an ihrer Seite einen ſchlanken jungen Mann. Er nähert ſich unbefangen der Dame, und bittet ſie zum Tanz. Sie ſcheint überraſcht, verhält ſich aber ganz ruhig, und beſchränkt ſich darauf, den Cavalier, ihren Begleiter lächelnd anzublicken. Dieſer nickt zum Zeichen der Einwilligung; die Dame erhebt ſich,

und ſtellt ſich mit Müller zur Menuette. Der Tanz aber kann kaum vor ſich gehen, ſo ſehr drängt ſich die Maſſe des Publicums heran. Müllern mußte das auffallen, noch mehr aber verwunderte er ſich über die zornigen und drohenden Blicke, welche ihm ſeine Mutter, die der Scene gefolgt war, zuwarf. Indeß, die Menuette ging vor ſich, ging zu Ende, und der beglückte aber ſehr verlegene Tänzer führt die Dame wieder zu ihrem Sitze zurück. Betroffen nimmt er wahr, daß alle Leute mit Befremden ihn anſtarren: aber wer mahlt ſeine Verwirrung und Angſt, als ſeine Mutter ihm zuflüſtert: „Du verdammter Junge, was haſt Du Dich unterſtänden, mit der Erzherzoginn zu tanzen?“ Und ſo war es wirklich geweſen. Die Dame war die erſte Gemahlinn des nachherigen Kaiſers Franz, Eliſabeth (Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg), welche das Jahr darauf, den 18. Februar 1790 ſtarb. Müller blieb zeitlebens entzückt von der huldvollen Leutſeligkeit des erhabenen Paares.

Im Parke zu Neuwaldegg

ſpazierend, bleibt ein Knabe hinter ſeinen Aeltern zurück. Ein eigenes Schauſpiel hatte ihn gefeſſelt, der verzweifelte Kampf einer Schlange mit einer Kröte. Keineswegs weidete ſich der Knabe an dieſem Anblick; vielmehr wollte er die Kämpfenden trennen, und die, wenn auch noch ſo abſcheuliche Kröte, welche ſonſt ohne Zweifel verloren war, retten, denn er war den Thieren ſchon damahls faſt mehr zuge-

thun als dem Menſchen. Indem er nun mit ſeinen Spazierſtock auf die Schlange losſchlägt, hört er ſich plötzlich von einer Baßſtimme mit den Worten angefahren: „Was thuſt Du da? Was geht das Dich an.“ Der Junge ängſtlich ſieht ſich um, und erblickt einen hagern ſehr alten Mann mit zornigem Geſicht. Der Mann hatte einen kleinen dreyeckigen Hut auf dem Kopfe, einen langen Zopf, eine enge ſchmale weiße Halsbinde, rückwärts mit einer ſilbernen Schnalle befeſtigt; er trug eine lange ſchwarze Weſte mit Schößen, einen dunkelgrauen Frack ohne Kragen; das Beinkleid war von demſelben Tuche; ſteife glänzend gewichste Reiterſtiefel bis über die Knie reichend, lange Manſchetten, derbe gelblederne Handſchuhe und ein langes, dickes ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopf. Dieſe Geſtalt ſtand ſteif, aufrecht und war höchſt impoſant. Der Knabe wollte entfliehen; allein der alte Herr ließ es nicht zu, zeigte mit ſeinem Stock auf die noch immer kämpfenden Thiere, und ſprach zu dem Jungen: „Das verſtehſt Du noch nicht, das hat Alles ſein Gutes; Krieg muß ſeyn, und jetzt geh' Deiner Wege.“ Der Knabe, froh los zu kommen, lief davon. Bey den Aeltern angelangt, erzählte er ihnen ſein Abenteuer. Die legten eben kein Gewicht darauf. Nach beendigtem Spaziergange am Gartenthore ſteht derſelbe alte Herr, mit einem Gärtner im Geſpräche. Als des Knaben Vater ihn erſieht, zieht er ſchnell den Hut, macht ein außerordentlich tiefes Compliment, nähert ſich dem Greiſe, und ſagt ehrerbiethig „Eure Excellenz, ich bitte tauſend Mahl um Verzeihung, wenn mein Söhnlein ſich ungebührlich benommen hat.“ Der alte Herr erwiederte freundlich: „Hat gar nichts zu ſagen;

er verſteht noch nichts von Kriegsſachen. Der Gärtner ſoll ihm ein Beyspiel geben. — * Es war der Feldmarſchall Laſcy, ein paar Jahre vor ſeinem Tode. Seine Geſtalt und Tracht, auch ſeine Haltung, und zum Theil auch ſeine Benehmungsweiſe hatten viele Aehnlichkeit mit dem nun längſt verſtorbenen Major Eger (Egger), nur daß dieſer einen runden Hut mit einer erſtaunlich breiten Krämpe trug. Der Major, obſchon bereits ſehr alt und penſionirt, war vom Erzherzog Carl ſehr wohl gelitten und geachtet. Er arbeitete in der Bibliothek des Kriegs-Archivs, auch im Archive ſelbſt. Er hatte viele Eigenheiten, wohnte vor der Linie, ließ ſich ſelbſt durch die allerſchlechteſte Witterung nicht abhalten, täglich in die Stadt zu kommen, beſuchte gern die Buchhandlungen; er war ſehr erfahren und einſichtsvoll, recht heiter und freundlich, lebte äußerſt frugal und ſparſam. Er war ſehr uneigennützig, höchſt rechtſchaffen und durchaus ehrenwerth. Gar manche vornehme Militärs und ſonſtige Notabilitäten bewarben ſich um die Freundſchaft des Majors Eger. In einem gewiſſen zweybändigen Buche kommt vor, Eger habe im Kriegs-Archiv mancherley den Herzog von Friedland betreffende Papiere dergeſtalt placirt, daß Perſonen wie Förſter auf ſelbe aufmerkſam gemacht würden.

Wien und Prag, und Prag und Wien.

(Novelliſtiſch.)

Auf dem Laurentius-Berge befanden ſich eines Morgens zwey Männer.

Der Eine derſelben war ſehr vornehm gekleidet, dabey aber höchſt nachläſſig. Sein Antlitz war edel aber kalt; nur zuweilen gab eine dunklere Färbung ſeines hellblauen Auges die Erregung ſeiner Gefühle kund. Ruhig, mit verſchränkten Armen ſtand er neben ſeinem jüngern Begleiter.

Dieſer ſaß auf einem alten zerbröckelten Gemäuer. Auf den Knien hatte er ein ungewöhnlich breites, verhältnißmäßig aber ſehr niederes Zeichenbret liegen. Der Mann mochte an 30 Jahre zählen. Seine Geſtalt war eher klein zu nennen. Sein Geſicht war länglich aber faſt viereckig, von ſtarken Backenknochen; der Mund war ein gewöhnlicher, ein kleiner Schnurr- und ein eben ſolcher Zwickelbart zierten ihn; die Naſe war lang und derb; das große dunkle Auge mit dünnen Brauen war ſtarr aber dennoch voll Ausdruck; auf der hohen Stirne hing das dichte dunkle Haar wie in Strähnen faſt bis zu den Augen herab; es umſchloß auch beyde Seiten des Hauptes und den ganzen Nacken. Der Anzug dieſes Mannes war einfach und etwas abgetragen.

Sprachlos weilten beyde Männer eine geraume Zeit hindurch; ihre Blicke aber hafteten mit Theilnahme auf der alten ehrwürdigen Königſtadt Prag.

Sie waren ſo eben erſt angelangt auf ihrem Standpuncte. Der jüngere ordnete ſein Zeichnengeräthe, und

ſchien mit ſeiner Arbeit beginnen zu wollen. Da erhob er den Blick zu ſeinem Geſellſchafter; ein lauter Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt, und er ſagte: Gnädiger Herr, glaubet mir, das Geſchäft wird mir ſauer. Sehet dort meines unglücklichen Vaters Haus. Was hatte ich verbrochen, daß ich ſein Sohn bin. Konnten wir denn ausweichen, uns dem Pfalzgrafen Friedrich zu unterwerfen? Schuldloſe Opfer ſind wir; ſchuldlos Verbannte. Alle dieſe grauenvollen Erinnerungen tauchen jetzt in mir auf. Aber Ihr ſeyd mein Wohlthäter, mein zweyter Vater; Euch verdanke ich Alles. Vergönnt, daß ich mich nur erſt ein wenig ſammle.

Der alſo Angeredete entgegnete mit mildem freundſchaftlichen Tone: Möget Euch nicht grämen, mein werther Freund! So Euch das Geſchäft ſchmerzlich iſt, unterlaſſet es; ich begnüge mich gerne mit der früheren kleinen Zeichnung, mit der Ihr ſo zartfühlend mich überraſcht habt. Verſchiebt die Arbeit, oder gebt ſie ganz auf; ich verzichte auf ſie, ſo theuer ſie mir ſonſt wäre. Laſſet ab.

Der Edelmuth dieſer Geſinnung erhob die Seele des jungen Mannes. Siegreich hatte er ſeine kleinmüthige Stimmung beherrſcht. Es iſt vorüber, gnädiger Herr, ſagte er zu ſeinem Beſchützer; es war eine fromme Wallung. Erlaubet, daß ich die Zeichnung beginne; ſie iſt mir jetzt ſelbſt Bedürfniß geworden, denn mit Eurer Vergunſt gedenke ich ſie dann durch den Grabſtichel zu vervielfältigen, um meinen andern edlen Unterſtützer, den nicht minder berühmten Merian in Nürnberg ein kleines Merkmahl der Erkenntlichkeit darzubiethen.

Da habt Ihr meinen eigenen Plan errathen, ſprach

der Lord mit sichtbarem Wohlgefallen; es freut mich, daß wir auch in dieser Sache übereinstimmend fühlen und denken; und so gehet denn rüstig an's Werk, indeß ich meine levantischen Reiseberichte lese und prüfe.

Der geistreiche Künstler arbeitete jetzt rührig an seinem Bilde, und der gelehrte Alterthumsforscher durchkas mit steigendem Antheil mehrere handschriftliche Hefte.

So vergingen zwey volle Stunden, ohne daß der Eine sich um das Thun des Andern auch nur im Mindesten bekümmert hätte, so ernst und gesammelt war Jeder in seine eigene Angelegenheit vertieft.

Da erhob sich plötzlich der Zeichner und hielt seinem Gönner das vollendete Abbild entgegen. Entzückt umarmte dieser den freudigen Künstler, und wollte ihm eben die vollste Zufriedenheit zu erkennen geben, als ein Eilbothe aus Wien heran stürmte. Die Nachricht war der Art, daß der Lord mit seinem Schützling, augenblicklich aufbruch. Sie betraf drohende Verhältnisse am Hofe seines Herrn König Carls I.

Lord Arundel war englischer Gesandter am Wiener-Hofe. Arundels Marmora, Marmora Oxoniensia (die Parische Chronik) sind jedem Geschicht- und Alterthumskenner bekannt und werth.

Der Künstler aber war der ewig berühmte Hollar, dessen englische Grabschrift auf einem eigenen Denkmahle in der Margarethenkirche zu London, deutsch also lautet: „Wenzel Hollar, ein böhmischer Edelmann, gebohren in Prag und einer der berühmtesten Künstler, der durch seinen unermüdeten Fleiß viele Werke, die ihn der Nachwelt empfehlen, hinterlassen hat. Dazu wurde er am er-

sten von seinem edlen Gönner aufgemuntert, dann von Kennern dieser Kunst geliebt und geschätzt. Nachdem er viele Länder durchreiset, wurde er hier begraben. Er lebte zu London und starb in dieser Pfarre den 28. März 1677 im 70. Jahre seines Alters."

Wohl mit dem vollgültigsten Rechte, großer Hollar, ist Dein Vaterland stolz auf Dich; ist es jeder Oesterreicher; ist es die Welt; nicht die europäische nur, auch der Welttheil, welcher America heißt, wo Du die Kunst eingeführt. Unvergänglich, großer Böhme, wird Dein Andenken blühen und glorreich seyn.

Hollars Prospect in seiner Vaterstadt prangt in Merians Topographie von Böhmen. Dieses ellenlange Blatt fehlt bey gar manchem Exemplare.

Mit einem andern großen großen Mann eines verbrüderten Nachbarlandes theilte Hollar ein contrastirendes Geschick. Hollar war eine zeitlang gemeiner Soldat und zwar bey dem Regimente Winchester; Sonnenfels der Mährer war eine zeitlang gemeiner Soldat bey dem Regimente Deutschmeister. Mit America, das ihn gleichfalls bewundert, war auch Sonnenfels befreundet. Die philosophische Gesellschaft zu Philadelphia sendete ihm das Diplom als Mitglied.

Möchte diese flüchtige Freske der Anstoß seyn zu einem vollen Lebensgemählde des großen Mannes, sey es eine strenge Biographie, sey es eine freyere Novelle. Nicht wohl kann es einen geeigneteren, dankbareren Stoff geben zur Verherrlichung des geistes- und kunstmächtigen Böhmenlandes beyzutragen.

Die Geopferte.

(Thatſache.)

Und mit dem Begehr: „Laß Thereſen Deine Clara ſein!“ verhauchte das treffliche Weib die ſchöne Seele. Rudolph, troſtlos, hatte zugeſagt. Drey blühende Zeugen glückſeliger Ehe waren dem Witwer geblieben. Ihnen die Mutter, der ausgebreiteten Wirthſchaft ein Auge, ſich ſelbſt eine Freundinn zu geben, legte er Thereſens Herz an das ſeine.

Das jetzt ſeiner würdige Weib war Jahre lang ſchlichte Dienerinn ſeines Hauſes. Durch Verſtand und Sitte, Ordnung und Fleiß, Anhänglichkeit und Treue, war Thereſen die Liebe und Achtung ihrer Herrſchaft geworden. Beſonders war die Herrinn der aufopfernden Pflegerinn dreyer Kinder zugethan. Clara konnte mit Gewißheit vorausſehen, durch Thereſe als Gattinn, Mutter und Hausfrau würdig erſetzt zu werden. Und ſie ward es.

Fünf Jahre hatte Rudolph mit Thereſen in zufriedenſter Ehe verlebt. Da erfüllte ihn die Ausſicht, auch ſeine zweyte Gattinn als Mutter zu begrüßen, mit Entzücken. Allein mit unbeſchreiblichem Schmerz ſah er das vielgeliebte Weib an den Pforten des Todes, eben da ſie im Begriffe war, die Welt mit einem neuen Bürger zu beſchenken. Das Geſchäft der Wöchnerinn zu erleichtern, verordnete der Arzt die Einreibung einer Salbe auf dem Rücken; aber wie erſtaunte er, als ſie dieß mit Ernſt und Entſchiedenheit ablehnte. Die Gefahr wuchs,

das Schickſal von Mutter und Kind hing an einem Augenblicke.

Das einzige Rettungsmittel verſucht man mit Zudringlichkeit anzuwenden, aber die Kranke duldet es nicht. Was Anfangs für übertriebenes Schamgefühl galt, mußte jetzt als offenbarer Eigenſinn erſcheinen. Rudolph ſelbſt wollte jetzt die Stelle des Arztes vertreten; umſonſt, die Kranke duldet es nicht. Sogar weibliche Hände werden mit Feſtigkeit zurückgewieſen. Der bekümmerte Gatte kann ſich dieſen augenſcheinlichen Starrſinn bey einer Perſon nicht erklären, die ſtets das Muſter der Sanftmuth geweſen. Nichts erübrigt, als förmliche Gewalt. Während dieſes Kampfes wird das erſchöpfte Weib ohnmächtig. Man entblößt den Rücken. Mit einem Schrey des Schreckens ſtürzt Rudolph zu Boden. Seine Gattinn iſt — gebrandmarkt.

Unter den Dienerinnen einer vornehmen Dame zu ** befand ſich ein Mädchen, das dem Sohn des Hauſes die glühendſte Neigung einflößte. Die Dame verſuchte lange Zeit vergebens durch Bitten, Vorſtellungen und Drohungen, den Sohn von einer ſo unangemeſſenen Leidenſchaft abzubringen. Sie kannte ſeine Characterfeſtigkeit, und nahm keinen Anſtand, ſich eines niedrigen Mittels zu bedienen. In dem Koffer dieſes Mädchens verſteckte die Dame Silbergeſchirr. Dieß wird vermißt. Man durchſucht das Haus; man findet das Silber, und die Geliebte iſt natürlich die Diebinn. Die Dame hat Einfluß auf das Gericht, und die Strafe des Mädchens iſt das Brandmahl. Das heilt den Sohn, die Schuldloſe, mit der unauslöſchlichen Makel einer Verbrecherinn, flieht die

Gegend dieſer ungeheuren Schmach; ſie findet Dienſt und Freundſchaft in Rudolphs Hauſe.

Die Wöchnerinn genas, ohne zu wiſſen, daß das verhängnißvolle Geheimniß kund geworden. Als ihre Geſundheit wieder befeſtigt war, nahm ihr Gatte einſt Abſchied von ihr, ſtumm, aber in heftigſter Gemüthsbewegung, eine Geſchäftsreiſe anzutreten. In friſch verjüngter Lebensfreudigkeit ſchied ſie von ihm mit der ganzen Fülle ihres liebenden Herzens. Tags darauf langt ein dicker, ſchwarz verſiegelter Brief für ſie an. Thereſe öffnet, lieſt, und ſinkt todt über den Seſſel. — Es war die Scheidungs-Urkunde.

Auf dem anatomiſchen Theater.

(Novelliſtiſch.)

Todte ſind zuweilen nicht todt; Leute, die man für förmlich und gehörig oder gründlich geſtorben halten kann, ſoll oder muß, ſind manchmahl noch Lebendige. Dieſer Fall ereignet ſich im gewöhnlichen Leben und Sterben leider häufig genug, und nicht gar ſo ſelten auch im ungewöhnlichen Leben und Sterben, unter welch Beydem wir Miſſethäter und ſofort Hingerichtete verſtehen. Solche außerordentliche Perſonen ſind zu Zeiten auch in unſrem Wien nach überſtandener Todesſtrafe wieder in eine neue, wiederhohlt zu überſtehende Lebensſtrafe gerathen; ſie waren wieder zu ſich gekommen, und alſo de novo der Möglichkeit ausgeſetzt worden, ebenfalls de

novo, dann gewiß aber zum zweyten und letzten Mahle expedirt zu werden.

Wie ein durch den Strang Executirter im anatomischen Salon der Wiener-Universität sich zum Leben erholt, und durch unmittelbar persönliches Einschreiten des unsterblichen Van Swieten mit kühner Großmuth dem neuen Daseyn erhalten wurde, haben wir im dritten Theile der Wiener-Memoiretten erzählt. Eben auch auf dem anatomischen Theater dieser Hochschule ereignete sich etwa 300 Jahre früher ein eben solcher Fall, nur mit etwas andern Nebenumständen; dieß war Anno 1440. Es war da, wie es heißt, ein Maurer, ein liederlicher nichtsnutziger, frevelhafter Kerl. Der war arger Unthaten in Wiener-Neustadt gut oder eigentlich nicht gut in Gewahrsam gebracht worden. Er brach aus, um in fremde Mauern einzubrechen. In dieser Absicht begab er sich nach Wien, machte sich da vorerst als Straßenräuber ansäßig, verlegte sich dann auf Einbrüche, beging bey dieser Gelegenheit einige Mordthaten, und wurde endlich festgenommen, aber etwas fester als in Neustadt. Bey unläugbaren klar vorliegenden Thatsachen machte man damahls nicht lange Proceß, und so erfolgte die Sentenz, daß Inquisit durch den Strick vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Der Inquisit aber wurde, wie der Leser nun schon weiß, nicht vom Leben zum Tode, sondern vom Leben durch den Halbtodt wieder zum Leben gebracht. Die Hängung ging, wie damahls üblich, auf dem Gipfel des Wienerberges vor sich. Der Körper war bestimmt, auf die Universität gebracht, und da gelehrter Weise secirt zu werden. Der Körper erreichte die erste dieser Bestimmungen; mit der Gelehr-

ſamkeit aber blieb er verſchont, wiewohl er nahe daran war. Der Körper wird alſo mit der gehörigen Vorſicht, ihn ja nicht zu verletzen in den Zergliederungsſaal gebracht, und auf die Tafel gelegt. Man hatte ein wenig eingeheizt; der Hausknecht ſetzte einen Topf Waſſer zum Feuer, nahm Schwamm und Tücher, und die Herrn Doctoren Medicinae et Chirurgiae gingen inzwiſchen auf und ab, rieben ſich die anatomiſchen Hände, beſprachen die Beſchaffenheit des Cadavers, legten ihre Inſtrumente zurecht, und befahlen nun dem Hausknecht, das „Exemplar" abzuwaſchen. Der Hausknecht verrichtet ſein Geſchäft mit aller Solidität; er wäſcht ab und trocknet ab; Alles iſt bereit, und der Proſector ſchreitet ſchon an's Werk.

Das Exemplar jedoch, in Folge der Ofenwärme, des lauen Waſchwaſſers, des Frottirens, alterirt ſich, regt ſich, bewegt ſich, ſpreizt ſich, ſtreckt ſich, dehnt ſich, muckſt ſich, erhebt ſich, ſetzt ſich, ſetzt ſich auf, ſetzt ſich gerade und förmlich auf, macht ſich commod; räuſpert ſich, ſchneuzt ſich, kratzt ſich, reibt ſich, reibt die Augen ſich; wiſcht ſich, wiſcht den Mund ſich; erholt ſich, erholt ſich noch mehr; ermannt ſich, ſchaut um ſich, verwundert ſich, erkennt ſich, kennt ſich aus, bedankt ſich, Anfangs nur mit Kopfnicken; explicirt ſich dann, fängt ordentlich an ſich zu bedanken, hält eine kurze aber imponirende Anrede, winkt dem lebenden Hausknecht, und ſagt mit befehlender Miene: „Freund, geſchwind einen friſchen Trunk von der Kuh im Bret ſpielt*) zu zwey Pfennig." Der Hausknecht iſt

*) Hausſchild „Wo die Kuh im Bret ſpielt;" uraltes großes Frescobild quer über dem Thore; jetzt leider auch weggetilgt, wie ſo viele andere Erinnerungszeichen.

gleich dabey, und eilt mit dem Steinkrug hinüber in's Wirthshaus. Die Herren Doctoren unterdeſſen ſind in der größten Verlegenheit, nicht eben, weil ihnen die gelehrte Unterſuchung entgangen, ſondern weil ſie nicht wußten, was ſie mit dem Exemplar anfangen ſollten. Das Exemplar merkte das, wiewohl ſie ſich auf Lateiniſch beriethen; das Exemplar dachte, wenn ſie nur den guten Einfall hätten, ſich bey der „Kuh im Bret ſpielt" zu berathen; und wie es in dem Fetzen einer alten Handſchrift lautet, hatten ſie wirklich dieſen guten Einfall.

Das Exemplar war ein ſehr wohl conſervirtes. Es ſtieg von der Tafel hinunter, reckte und ſtreckte ſich wieder, beſchaute die Oertlichkeit, beſchaute einen Schubladkaſten, beſchaute die darin liegenden Kleidungsſtücke (waren des Hausknechts), Alles ſehr geſchwind, kleidete ſich an, und ſpazierte mir nichts, dir nichts (laut obigem Fetzen) im Salon herum, und ſtellt ſich hinter eine ſpaniſche Wand. Wie der Hausknecht mit dem Weinkrug zurück kommt, wundert er ſich gar nicht, ſeinen Gaſt nicht bey der Tafel zu ſehen; deſto mehr jedoch iſt er frappirt, als dieſer Gaſt ihn bey der Gurgel packt, ihn mit dem nächſtbeſten anatomiſchen Abwaſchtuch regelmäßig knebelt, mit dem eigenen Galgenſtrick Hände und Füße bindet, und ſanft neben die Tafel hinlegt. Hierauf (Alles laut Manuſcriptfetzen) wird der neu angekleidete Körper ſehr höflich, nimmt den Hut ab, macht ſeine Dankſagung, trinkt den Krug leer, trinkt auf die Geſundheit der Univerſität, trinkt auf die Geſundheit aller Körper, ſo auch auf die des Hausknechtiſchen, ſagt zu guter Letzt: „Ich wünſche wohl zu ſpeiſen, und wohl zu ſchlafen," (denn Abend, et-

was dunkel bereits, war es ſchon), und hat hierauf die Ehre ſich zu empfehlen, laut Fetzen.

Was der Körper weiterhin unternommen, und was dem Exemplar ferner paſſirt, davon ſchweigt der Fetzen. Aber von dem Vorfall ſelbſt berichtet ein Scribent aus dem erſten Drittel des vorigen Jahrhunderts, ein Scribent, der noch glaubwürdiger iſt, als unſer Fetzen, Nachſtehendes: „Man hängte hierſelbſt einen Dieb am Galgen auf, welchen die mediciniſche Facultät, als todter (!) wie man geglaubt (aha!) abnehmen laſſen, und den Körper anatomiren wollte. Allein, als man ihn in Gegenwart vieler der Chirurgiae und Medicinae Verſtändigen, an ein warmes Ort geleget, und bereits nach deſſen Abwaſchung mit lauligtem Waſſer, zur Anatomiae den Anfang machen wollte, erholten ſich nach und nach die Lebensgeiſter, der Tode finge ſich etwas zu regen an, und zu Jedermanns höchſter Erſtaunung, machte er die Augen auf, fing zu reden an, und faſſe endlich von ſich ſelbſten auf.“

Möglich, daß dieſes Maleficanten-Exemplar noch einmahl zur hochnothpeinlichen Erledigung gedieh, wie es dem von Swieten geretteten einige Zeit darauf im Auslande ergangen, und wie es vor ein paar hundert Jahren bey einem zum Rade Verurtheilten in Frankreich der Fall war. Der liegt, auf das Rad geflochten noch etwas lebend. Spät Abends hat da ein Manu vorbey zu fahren, hört das Aechzen, faßt einen ſchnellen Entſchluß, löst den Mörder los, bettet ihn auf ſein Wägelchen, bringt ihn nach Hauſe. Und der Mann iſt ein Wundarzt, und bringt den mehr als Halbtodten wieder völlig zum Leben, und curirt ihn gänzlich. Mittlerweile macht die Juſtiz bekannt, daß

derjenige, welcher den Räuber des Körpers nahmhaft macht, eine Belohnung von ſo und ſo vielen Louisd'or erhalte. Was thut der Körper? Er mit teufliſcher Seele, geht hin, und nennt dem Gericht den ſamaritiſchen Retter, nennt dann auch auf Geheiß ſich ſelbſt. Die Richter ſind erſchüttert von ſolch beyſpielloſer Verworfenheit; ſie treten zuſammen, bereden den unerhörten Fall, und ſind gleich einig. Man zählt dem Unmenſchen das Geld auf, der ſtreicht es ein, und ſchickt ſich an, fortzugehen, aber man befiehlt ihm zu bleiben, und der Oberrichter ſpricht: Die Juſtiz hält Wort. Die zugeſagte Belohnung iſt ausbezahlt. Die Juſtiz hatte den Verbrecher zum Tode durch das Rad verurtheilt. Die Sentenz muß erfüllt ſeyn." Und das Scheuſal wurde zum zweyten Mahle und vollſtändig gerädert. Dem Wundarzt aber ward die Strafe, in einer Geldbuße beſtehend, erlaſſen. O wie Manche ſind zwey Mahl hingerichtet worden, das erſte Mahl ſchlecht, das zweyte Mahl recht, beſonders Frauenzimmer! Lieber Himmel, wer kann dafür.

Der liebe Narr (er war zugleich ein Eſel, denn ſchlecht iſt ſtets zugleich dumm) ſoll ein wohlhabender Gauch geweſen ſeyn, und ſogar „Roß und Wagen" gehabt haben. Früher jedoch, heißt es, war er ordinärer Lakey, ſo hinten aufſtand. Einſt gefragt, auf welche Weiſe er denn vom Bediententritt in den Wagen ſelbſt gelangt ſey, war ſeine bündige Antwort: „Dicht beym Rade vorbey" (Sehr gut geſagt!) Und mag dieß der Urſprung des Witzworts auf ſo manche Parvenus ſeyn. Bewahr' der Himmel uns Alle vor ſolcher Equipagerey?

Neue Manier der Landes- oder Ortsbestimmung.

Wenn man Consumtions-Uebersichten liest, so kann man an Sievers und an Cuvier denken. Das klingt freylich schon wieder etwas gesucht; es ist aber nicht gesucht, denn in der That, es fällt uns eben ein. Sievers, leider schon vergessen, der geistreiche Sievers, der einige Zeit die Wiener-Modezeitung redigirt hatte, der saß eines Abends im Theater, im dritten Stock, sieht da unter sich auf der Brüstung einer Loge im ersten Stock, einen weiblichen Handschuh liegen; betrachtet ihn scharf, und bringt durch Folgerungen heraus, wie die Dame in ihrem leiblichen und moralischen und geistigen Wesen beschaffen sey. Cuvier, der große Cuvier seiner Seits, wenn man ihm ein Stückchen Knochen eines vorsündfluthigen Thieres brachte, der hatte bald weg, von welchem Thier dieser Rest sey, wie groß das Thier gewesen, wo und wie es gelebt, kurz dessen ganzes Ich. Da gibt es ferner nach Kotzebues Worten „ein Gras, welches eine Quelle in der Tiefe anzeigt;“ und in des gelehrtesten der jetzt lebenden Menschen Werken kommt irgendwo vor, es gäbe eine Grasgattung, die sogar auf die besondere Art der Quelle schließen lasse.

Ein solches Humboldt'sches Gras ist uns eine Consumtionsliste, bey welcher das Land oder die Stadt nicht genannt wäre, zugleich eine nicht uninteressante geographisch-statistische Aufgabe, wenn nicht eben eine Art Räthsel. Hier legen wir eine solche Verzehrungsübersicht vor, das Jahr 1845 betreffend, und zwar im Auszuge: „276,100

Eimer Wein und 933,393 Eimer Bier nebſt etwa 68,000 Eimern anderer Getränke aus. Ungeheure Herden fanden 1845 ihr Grab, nähmlich 101,434 Ochſen, Kühe und über 1 Jahr alte Kälber, 120,869 jüngere Kälber, 37,191 Schafe, Widder, Ziegen, Böcke, Hammel, 60,916 Lämmer, Kitzen und Spanferkel, 8,347 Friſchlinge, 76,845 Schweine, 1260 Hirſche, 1212 Wildſchweine, 714 Wildfriſchlinge, Gemſen und Rehe, 128,295 Haſen, 38,861 Faſanen, Auer- und Birkhühner, 434,700 Truthühner, Gänſe, Enten, Kapaunen, 1,685,944 Hühner und Tauben, 61,990 Repp-, Haſel- und Schneehühner, 7,097 Waldtauben, und 15,591 Dutzend Rohrhühner, Duckenten, Moos- und Heideſchnepfen und andere kleine Vögel. Außer dieſen Fleiſchmaßen wurden noch 12,104 Zentner friſches und geräuchertes Fleiſch, Würſte ꝛc., und 69 Zentner ausgehacktes Roth- und Schwarzwild verſteuert. Reis wurden 9,582 Zentner, Mehl 971,754 Zentner, ferner 31,947 Zentner Hülſenfrüchte, Bohnen ꝛc. 203,753 Zentner Brotfrüchte (gegen 2 Millionen Zentner an Rüben, Sauerkraut, Erdäpfeln, Stroh, Viehfutter ꝛc. ungerechnet) konſumirt. Milch wurden faſt 4 Millionen Maß, Eier beinahe 59 Millionen verbraucht. An Fiſchen, Krebſen und Schalthieren über 15,029 Zentner."

Nun alſo, fragen wir, was hat es mit dieſem Compte rendu für eine Bewandtniß? Wie heißt das Land oder die Stadt, das oder welche er angeht? Betrifft er vielleicht ein Herzogthum, ein großes Herzogthum, oder eine Stadt, die natürlich auch nicht klein iſt? Etwa eine norddeutſche Stadt, die rückſichtlich ihrer Population ſtets

mit einem Plus zu coquettiren pflegt, oder eine andere, zu deren Eigenheit es in jeder Hinsicht gehört, stets ein Minus zu beobachten? Im Verlaufe unserer Combinationen verfallen wir auf die Idee, daß, wenn wir ein Land annehmen, es ein sehr naturgesegnetes sey, dann schwebt uns wieder vor, die Uebersicht gelte einer Stadt, die wenigstens 600,000 Einwohner zähle; wir denken wohl zuweilen an die Stadt Wien, aber das hat kaum eine halbe Million Insassen. Am Ende aber stellt sich dennoch heraus, es sey die Consumtionsliste Wien's. Gleich beym ersten Blick schon hat sich ergeben, daß die Einwohner nicht unbemittelt seyn können, da sie gewiß in der beneidenswerthen Lage sind, täglich Fleisch essen zu können, täglich Wein zu genießen und Bier, und so viel Kalbfleisch laut der vielen Kälber über ein Jahr, und der zahlreichen angeblich jüngern. Die Artikel Wein und Bier sind sehr bezeichnend, nähmlich daß weniger Wein und mehr Bier getrunken wird, was sich von selbst erklärt, das heißt, man trinkt doch noch lieber dieses Bier als das leidige Wasser; und die 14 Millionen Maß Milch sind so ziemlich 6 Millionen Maß Milch. Mit den Spanferkeln hat es die Bewandtniß, daß deren eigentlich eben so wenige mehr nach Wien kommen, als, wie schon gesagt, junge Kälber. Mit der Anzahl der Hühner hat es gegen frühere Jahre, so bis gegen 1820 zu, außerordentlich abgenommen; am frappantesten aber ist das geringe Quantum der Fische (was im Preise liegen muß, an der wahrscheinlich monströsen Verwerthung der Fischereyen) im Vergleich mit früheren Jahrhunderten, wo die Bevölkerung kaum ein Drittel so groß gewesen. Fast unglaublich finden wir, was

ein alter Scribent uns darüber aufbewahrt, nämlich: „Da sah man 14 Wägen mit Hausen und derer frischen 450, die bey 900 Zentner gewogen, und nach Bericht des Fischers Dionysii in einem Tage ausgewogen worden. Neben solchen 8 Wägen mit Schayden eines Tags, ingleichen 6 Wägen Brat-Fisch, Hechten und Kärpffen, hernach allerley andere Gattung, als See-Kärpffen, See-Punckel, Garauß, zweinzig Wägen. Item 32 Wägen mit Kärpffen aus Böheim; da fand man Wachsfisch, Zindel, Schielen, Mayling, Barben, Stierl, Förchen, Salmling, Reinanken, Aschen, Praxen, Eschling, Schieden, Aal, Tück, Schiercken, Sprentzling, Huchen, Alten, Schiegerling, Perschtel, Rutten, Neßling, Roteugel, Stretzl, Neunaugen, Stainpays, Kreutterling, Pißgurn, Buldiern, gut Nörfling, Weiß-Fisch, Sichling, Hunds-Fisch, Schnecken, Kreßling, Sängel, Koppen, Grundel, Pfrillen, Lachsferchen, Stier, Häring, Teyffer-Kärpffen, Plateys, Pückling, ganze Wägen und Thunen mit gesalzenen Höchten und Hausen mit ein Wust Stockfisch."

Um diese lieben und so guten Fische ist uns sehr leid, das müssen wir sagen, nähmlich, daß sie gleichsam gar nicht mehr zu unserer Aetzung dienen können, obschon ihre eigene doch wohl so gut als nichts kostet. Und hier haben wir zugleich den Ursprung der Erfindung der Semmelfischchen. Wo also in einer Consumtionsliste die wenigsten Fische vorkommen, das ist die Liste von Wien ꝛc.

Also das Kotzebuesche Indicativgras; das Humboldtsche Indicativgras, und geographisch-statistische Pensa.

Unſer „groſſer Capitän.“

Bey der Notiz über Servetos Buch, dieſes koſtbare Kleinod der Wiener-Hofbibliothek (im dritten Theile meiner Wiener-Memoiretten) hätte ich füglich anführen können, daß ich in Genf jene Stelle mit Schaudern geſehen, auf der die gräßliche Hinrichtung vor ſich gegangen; ferner, daß ich über dieſe ganze Angelegenheit an Ort und Stelle noch manch' anderes Wichtige erfahren, und ſogar die Spur eines dritten Exemplars jenes Buches gefunden. Dieſe Spur in Folge eines freundlichen Empfehlungsſchreibens, mit welcher mich der edle Zſchokke, als ich ihn auf ſeiner Beſitzung nächſt Aarau beſucht, an den greiſen Victor v. Bonſtetten in Genf verſehen hatte. Eine angenehme Begegnung hatte ich an der Gaſttafel zur Wage mit dem Herrn Carl v. Pictet. Dieſer Mann hager und [illegible]ttlich, welcher den Ernſt des Kriegers mit der feinſten Weltbildung vereinigte, ſaß mir gegenüber. Wir [illegible]den, Serveto anlangend von Vienne in der Dauphinée (Vienna Allobrogorum); Pictet ſagt, zu mir gewendet: „Nun ein Wort von Vienne en Autriche; Sie kommen aus dem Oeſterreichiſchen; wie befindet ſich der Erzherzog Carl; Carl der Held par excellence?“ Dieſe Worte ſprach er mit Begeiſterung, hinzu ſetzend, daß er unter die glühendſten Verehrer dieſes großen „Capitäns“ gehöre. Ha, wie freudig war ich überraſcht! Konnte ich doch auch Gott ſey Dank, die genugthuendſte Antwort ertheilen. Alle Anweſenden zeigten dasſelbe Gefühl der Huldigung. Ich brachte einen feurigen Toaſt aus, mit dem feurigen Neufchateler, ein ſchmetterndes: Vive l'Archiduc

Charles! erfolgte und wiederholte ſich. Auf ein Mahl fängt Pictet an, deutſch zu reden, und ſagt: „Ich habe noch ein beſonderes Intereſſe, Sie zu fragen. Ich bin darüber, das gediegene Werk des Erzherzogs: Geſchichte des Feldzugs 1799 in Deutſchland und der Schweiz franzöſiſch zu überſetzen, und ich will darüber dem erhabenen Verfaſſer ſchreiben." Dieſe Worte brachten mich in große Verlegenheit; kaum vor zwey Jahren war in Wien ſelbſt eine deutſche Ausgabe erſchienen. Nur allmählig brachte ich dieß dem Manne bey. Ich erlaubte mir, ihn aufmerkſam zu machen, daß er doch jedenfalls die ſchweizeriſche Parthie überſetzen könne ꝛc., das Geſpräch ging zwar auf andere Gegenſtände über; Pictet kam aber mehrmahls auf unſern Helden zurück. — In Genf, deſſen feiner Umgangston mit Recht verdient, daß man es zuweilen Klein-Paris nennt, erwarb ich ſchöne Autographe von Calvin, Bayle ꝛc. dann ein kleines Stück von dem Zimmer, in welchem Rouſſeau geboren worden. Letzteres und ein Läppchen vom Betthimmel Voltaires das ich mir von Ferney herüber geholt, machte ich bey meiner Rückkunft dem Baron Retzer zum Präſent, der darüber vor Freude faſt außer ſich kam.

Künſtler-Honorar.

Nicht „ſehr ſauber,“ ſondern „genial, köſtlich, himmliſch, unnachahmlich!“ wird Jeder ausrufen, der die Mahlerey der Hofbibliothekskuppel betrachtet oder das Altarblatt der heiligen Eliſabeth in der Carlskirche, oder die Decke der Schönbrunner-Schloßkapelle, vornähmlich aber die Plafondgemählde des großen Saales zu Hetzendorf. Genial, köſtlich, himmliſch, unnachahmlich! Wie heißt das Genie, ſo dieſe herrlichen Werke hervorgebracht? Was war es mit dieſem großmächtigen Meiſter? Wie lebte er, wann, wo, wie verließ er das Zeitliche und ſeine eigene Welt voll großer, kühner, glücklicher Gedanken und Entwürfe? Wo und wie er all' das verließ, beantwortet ſich bang und kläglich. In St. Pölten an einem Tage des Jahres 1757, beerdigte man aus Mitleid gratis einen in Dürftigkeit dahingeſchiedenen Mann, einen Verſchwender, einen Schlemmer, ein liederliches Tuch; und dieſes Tuch war der Mann, der Meiſter, der Kunſtheld, Nahmens Daniel Gran in Ewigkeit. Wohl gar ſehr arg und toll muß er es getrieben haben, da er nicht nur fürſtlich, ſondern königlich; nicht nur königlich, ſondern kaiſerlich gelohnt und bezahlt und überhaupt behandelt worden. Carls VI. grandioſer Sinn bewährte ſich hier ſchlagend und ſtrahlend. Sollte, wollte der gefeyerte Künſtler nach Hetzendorf, oder nach Schönbrunn, die Plafonds zu mahlen, war es ihm genehm, gefällig, hatte er die Laune, ſich dahin zu begeben, ſo ſtand ſchon eine Hofequipage mit vier Pferden bereit, harrte ſeiner, und ſo auch zur Rückfahrt. Worin beſtand ſein tägliches Honorar? Aus nicht

weniger als hundert Speciesducaten. Und nach ſolchem Tagelohne, ärmer, ſchmähliger als ein Taglöhner endigte Daniel Gran. — Täglich hundert Ducaten in jener Zeit! Mehr als heute tauſend!

Architectiſche Ketzereyen.

1.

„Aber — iſt es denn durchaus unerläßlich, daß der Obertheil eines altermorſchen gothiſchen Thurms wieder von Stein ſey?“

Dieſe Frage entſchlüpfte einem Mitgliede der Geſellſchaft.

„Wer weiß?“ wurde entgegnet. Es ließe ſich wohl ein anderes Material wählen?

Ein Dritter ſetzte hinzu: Etwa eine compacte eiſenfeſte Gattung Holz, Lignum sanctum, was weiß ich.

„Warum denn nicht“ bemerkte der, welcher zuerſt gefragt hatte. „Dann gut lackirt, und hinauf damit.“

„Ueber Nacht hinauf damit“ rief ein Vierter aus. „Ein paar Bildhauer oder Drechsler verfertigen das Ding; es koſtet eine Bagatelle, iſt ſchnell fertig; der untere Theil des ohnedieß ſchon kranken Thurms hat blutwenig zu tragen; in einer mondhellen Nacht bringt man die Bauſtücke, zieht ſie zu einem Ganzen geordnet in die Höhe, ſenkt ſie wieder; in das vorbereitete Gefuge des Rumpfs ſchnappen ſie ein, und wenn die Leute des Morgens ausgehen, trauen ſie ihren Augen nicht.“

„Ein Spectakel, ein Spectakel.“

„Und Niemanden liegt daran, ob die Spitze von Stein oder von Holz iſt.“

Gelächter.

„Weil wir eben in der Architectur herum wühlen, ſagte der erſte Frager, ſo iſt noch Etwas da.“

Nähmlich??

„Eine ſehr frequente Gaſſe iſt zu ſchmal *). Es bleibt nichts übrig heißt es, als die eine Häuſerreihe abzutragen. Da iſt nun aber eines von fünf, ſechs Stockwerken, ein charmantes, werthvolles Haus, noch im tüchtigſten Bauſtand, noch in ſeinen „beſten Jahren.“ Jammerſchade wäre es darum.“

Und die ungeheure Summe des Werths, unterbrach den Redenden ein Zweyter; man hat dann nichts dafür als ein Stück Luft.

„Ja, das eben“ erwiederte der Vorige, „dieſes Stück Luft, oder dieſes Stück Raum hat man aber bey dem obwaltenden Zweck nur für den Erdboden ſelbſt nöthig, ſo etwas höher als eine Kutſche. Folglich laſſe man die vier oberen Stockwerke ſtehen.“

Neues Gelächter.

Gelaſſen fuhr der Sprechende fort: „Dieſe obern Stockwerke ſtehn uns nicht im Wege; ſie gehören der Luft an. Die untern, bis zum zweyten Stock, ſchlage man weg; ein paar Säulen pflanzt man hin, den dritten bis letzten zu tragen; es entſteht ein allerliebſter Gang; eine ſchmucke Arkade, unter der man nicht naß wird; die

*) Heidenſchuß.

Wagen draußen ſollen thun, was ſie wollen. Drey Viertheile der Werthesſumme des Hauſes ſind erſpart, und jener obere Raum fährt fort, bewohnt zu ſeyn."

Wiederholtes Gelächter.

Hernach ſagt Einer: „Mein Gott, warum denn nicht? Wir leben in der Zeit der mechaniſchen Wunder. Sollte man die untern Geſchoße nicht ausſparen können durch irgend einen Stütz-Apparat? Nur genial, Freunde; nur genial. Denkt an unſern Pichl! Wie ſinnreich hat er den herrlichen uralten Saal des Landhauſes ausgeſpart in ſeiner neuen Schale. In der Technik iſt heut zu Tage nichts unmöglich."

Neues Gelächter; aber etwas ſchwächer.

Sollte man Einen, dem die Füße abgenommen werden müſſen, deßhalb gleich todt ſchlagen?

2.

Ihr kleinen und doch ſo mächtigen Creaturen, die ihr zu meinen Füßen herum kriecht, vernehmt mich!

500 Jahre lang ſtehe ich da; 500 Jahre lang habe ich kein Wort geredet; geredet nie; gemurmelt ein einziges Mal vor etwa vierthalb Jahrhunderten, als ein ſtarker finſterer Mann, die Hand ausſtreckte*) auf mich und all meine Genoſſen hinwies, und keck geboth: Nicht weiter!

Jetzt aber nach einem halben Jahrtauſend, jetzt laßt mich ſprechen; jetzt iſt es hohe Zeit.

Denn ſehet, dieſes volle halbe Jahrtauſend ſtehe ich da, und habe nichts zu thun. Zur Unthätigkeit bin ich verurtheilt, meiner urſprünglichen Beſtimmung entrückt. Ein Zwerg ſeyn ſoll ich ewig? Nimmermehr!

*) Luther.

Sehet, zu welch' ſchwindelnder Rieſenhöhe mein Zwillingsbruder empor getrieben; er, den allein ihr anſtaunt und bewundert. Aber ſeht auch ſeinen hinfälligen Zuſtand! 400 Jahre lang hat er und unter tauſend Stürmen das Seine redlich gethan; tapfer genug hat er ſeine wolkenſtrebende Höhe behauptet. Aber durch dieſe Zeit und durch dieſe Laſt wurden ſeine Füße ſchwächer und ſchwächer und vergebens mühet Ihr Euch ab, ſeinen gebrechlichen Oberleib zu heilen.

Aber nun, ſehet nun, und höret nun!

Sehet, in welch ungeſchwächter Kraft ich da wurzle; betrachtet meine Tüchtigkeit und vertrauet ihr. Noch unbenützt, noch unberührt ſtehe ich da, dieſes halbe Jahrtauſend wartend, harrend, daß meine Beſtimmung ſich erfülle.

Und nun hört: Nehmt meinem Bruder die Laſt ab, und bürdet ſie mir auf! Hier habt Ihr mein Wort, daß ich ſie Jahrhunderte lang mit Sicherheit tragen werde, ohne alle Gefahr für Euch und für mich.

Bedenkt Euch nicht lange; ſchwankt nicht lange; entſchließt Euch!

Was uns „juſt“ noch abginge,

das iſt: eine Theater-Schule, aber keine ſolche, wie man ſie jetzt auswärts, nahmentlich in Berlin errichtet, oder wie der gediegene Bühnenkünſtler Joh. Heinrich Friedrich Müller († 1815) bey uns ſelbſt eine gegründet, und zwar 1779, im Kärntnerthor-Theater nämlich, eine förmliche „theatraliſche Plantage, Pflanzſchule ꝛc.“: nein, nein ſagen wir! Die Theater-Schule, oder wie wir geſagt, das was uns „juſt“ noch abginge, wäre eine Theater-Schule für die liebe Jugend, für die zarte Jugend, denn wie alle Welt behauptet, und alle Welt einſieht und wie es ſich bey aller Welt thatſächlich herausſtellt und bewahrheitet, iſt das Theater die Schule der Sittlichkeit, oder mit Ziegler zu reden, die Freundinn der Moral, die Dienerinn der Geſetze. All' dieſen Rückſichten thäte man einen guten Dienſt, wenn man Comödien-Schulen errichtete für die Rangen, und wie gern wären dieſe dabey! In kurzer Zeit würden ſie die Räuber prächtig aufführen, Cabale und Liebe, die beyden Klingsberg, den Rehbock und dergleichen, und würden ſich heranbilden für den Dienſt „im heiligen Tempel der Kunſt Thaliens“ und dann auch überall auf Reiſen Lohn und Beyfall ernten in Fülle. Es iſt unbegreiflich, warum noch keine Comödien-Schule für Kinder exiſtirt; nicht deßhalb, weil man ſchon eine Menge eigene Theater-Stücke für Kinder beſitzt, iſt es unbegreiflich, ſondern weil es ſchon ſo viele muſicaliſche Unterricht-Anſtalten eben auch für die liebe Jugend gibt, und man ſchon lange auch Kinder-Ballete hat. Sind nun Schauſpiel und Muſik zwey der Hauptſtützen der öffent-

lichen Wohlfahrt und Sicherheit (was ſchon daraus hervorgeht, weil ſie am Beſten bezahlt, am Glänzendſten gewürdigt werden), ſo ſehen wir nicht ein, warum Andere nicht einſehen ſollten, daß eine Theater-Schule für Kinder dasjenige wäre „was uns juſt noch abginge.“ In Erwartung einer ſolchen alſo, haben wir die Ehre, zu ſeyn, ergebenſt.

Doctor der Joſephſtadt.

Mit dem reichgewordenen häuſerbeſitzenden Doctor M****i, von dem im fünften Theile der Memoiretten Seite 230, überſchrieben: „M**i der Arzt,“ eine jocöſe Freske ſich befindet, iſt es nicht ſo ganz Schwank allein. Doctor M. war der famoſeſte Vorſtadt-Arzt noch Anfangs dieſes Jahrhunderts. Seine außerordentlich lebhafte Praxis beſchränkte ſich ſo ziemlich auf die Joſephſtadt. Da fand er ſich in den Haushöfen ſchon bey grauem Morgen ein; er rief, oder es hieß: „Der Doctor iſt da“ und augenblicklich waren die Patienten auch da. Wenn es anging, kamen ſie zu ihm herunter. Die gewöhnliche Taxe für eine ſolche Ordination war 10 Kreuzer. Recht gern und recht häufig curirte der menſchenfreundliche uneigennützige Mann auch gratis. Unermüdlich war er bey Tag und Nacht ohne Unterſchied der Jahreszeit oder Witterung. Den ganzen Tag dieſe Touren zu machen war ihm ſelbſt Bedürfniß; es gehörte zu ſeiner Diät, er wohnte in ſeinem eigenen Hauſe auf dem Kohlmarkt, woſelbſt die

Kunſthandlung Artaria, im erſten Stock. Er hatte da eine beſtimmte Ordinations-Stunde. Bey Tiſche hielt er ſich nicht lange auf, gleich wieder zu ſeinen zahlreichen Patienten eilend.

Doctor M. mag ein ziemlich hohes Alter erreicht haben. Jedenfalls in die 70 hinein. Er ſah aber noch friſch und geſund aus. Er war blond, hatte volle runde rothe Wangen, ein kugelförmiges Geſicht, und hielt den Kopf vorgebogen und nach der Seite, weßhalb der ziemlich lange Zopf ſtets ſchief ſtand.' Sein volles Haar war gepudert; er war immer ſorgfältig friſirt, mit Toupé und langen dichten Seitenlocken. Er war von ziemlich hoher Statur, ſtark und proportionirt gebaut, war fleiſchig und hatte tüchtige ſchöne Waden. Den Kopf hatte er meiſt unbedeckt; gegen die Sonne und leichten Regen ſchützte er ihn mit dem Chapeau bas; ein Parapluie trug er faſt immer bey ſich. In ſpätern Jahren bediente er ſich eines großen dreyeckigen Hutes, den er auch häufig aufſetzte. In der ſchönen Jahreszeit trug er einen Frack von leichtem Stoff, zuweilen von ſilbergrauer Seide. Die Weſte lang und mit Untertäſchchen war gewöhnlich von leichter Seide mit Farbenſtickerey. Das weiße Halstuch rückwärts mit einer ziemlich großen ſilbernen Schnalle, lag ſehr enge an. Das aus feinen Spitzen beſtehende Jabot war auffallend breit und lang. Das weite kurze Beinkleid war von ſchwarzer, die Strümpfe waren von weißer Seide; auf den derben Schuhen trug er große dicke ſilberne Schnallen. Zwey lange goldene Uhrketten hingen bis zur Mitte der Schenkel hinab; auf dem kleinen Fin-

ger der rechten Hand blitzte ein werthvoller Solitär-Ring. Im Winter trug er einen Ueberrock.

Des Doctors Gang war immer ziemlich rasch; seine Art zu sprechen ruhig, wortkarg und höchst populär. Er war auch Doctor der Philosophie, ein Titel, den er, und zwar Latein, seinen Unterschriften treulich beyzusetzen pflegte. Er war sehr anspruchlos und dienstfertig.

Seine Tochter, eine stattliche Blondine, ward die Gattinn eines Herrn B**i, welcher Handlungsgesellschafter war. Sie leben zu Wien und machen ein vornehmes Haus.

Vom alten Passauerhofe.

Auch du, uralter Passauerhof, tausendjähriger, tausendjähriges Monument noch aus der Wiegenzeit fabianischen Christenthums: auch du, wo bist du? Fort bist du, fort, mit sammt deiner Wurzel, mit all deinen Spuren, wie so viele andere Höfe, die da wohl ihren Nahmen noch tragen, aber keine Höfe mehr sind oder haben, eine wahre bittre Ironie auf den Wortbegriff selbst.

Nicht gar viele Leute, altehrwürdiger Passauerhof erinnern sich noch deiner, wie du nähmlich aussahest unten, von innen und oben auf dem Hügel dicht an Maria am Gestade. Von unten auf dem Salzgries imponirte zuerst das gewaltige breitflügelige Hofthor in der morschen Mauer, das wohl noch viel früheren Jahrhunderten mag angehört haben. Ein paar Klafter von hier strömte damahls die Donau. Da war es sehr bequem, zu Schiff von Pas-

ſau herunter anzukommen, auszuſteigen, hinein zu ſchlüpfen in den Paſſauerhof, und von da hinauf zugleich in der innern Stadt ſich zu befinden, ohne daß ſonſt Jemand Etwas davon wußte; ſo auch denn fort und wieder zurück, allein oder nicht. Beym Eintritt durch dieſes Thor, zur Rechten, präſentirte ſich recht mahleriſch auf ſeiner Anhöhe das geiſtliche Wohnhaus ein kleines Schloß aus neuerer Zeit.

Der Hofraum ſelbſt, früher ohne Zweifel wohl ein förmlicher Meyerhof, both in ſeinen letzten Jahrzehenden einen wunderlichen Anblick dar. Zur Linken, die ganze Länge des Hofes hinauf, und von da rechts fortlaufend bis an das hohe Wandgebäude zog ſich eine Reihe morſcher moosbewachſener ſchmutziger Hütten und Scheunen, bewohnt von einer Colonie polniſcher Juden, Truthühner und Gänſe mäſtend, theils für ſich ſelbſt, theils zum Handel. Dieſe eine Hälfte des Hofes war ſo gut als ausſchließliches Territorium der Judenſchaft. Hier im Freyen trieben dieſe Familien ihre häuslichen und Schachergeſchäfte. Mitten in dem Kehricht, den Miſthaufen, der Jauche, den Pfützen und dem Unrath mancherley Art, trieb ſich dieſes Volk, wie nomadiſch umher; hier ſah man Gruppen von Rangen, Herden von Truthühnern, Gänſen und Enten, die Weiber hantirend in wirthſchaftlichen Dingen; die Männer, wenn ſie nicht auswärts dem Schacher nachzugehen, meiſt müßig, unaufhörlich aber Tabak rauchen. In dem Hauſe oben beſtand eine Juden-Traiteurie, hier wurden auch ihre religiöſen Feſte en gros gefeyert.

Rechts, nahe am Hofthor, war ein ebenerdiger Vorſprung, der zu dem Caffehhaus gehörte, das auf den Salz-

gries hinaus ging; nebenan eine sehr geräumige Schmiede mit weit vorspringender Holzdachung. Dieser Hufschmied hatte großen Zuspruch, besonders wurden da solche Pferde hingebracht, die sich nicht wollten beschlagen lassen; der sogenannte Nothstall war häufig besetzt, zum Ergetzen der spectakelliebenden Jugend, die sich in diesem Hofe den ganzen lieben Tag herum trieb. Der Bodenraum bis zu dem Wohngebäude an der Höhe war großentheils mit alten und neuen Wägen, an denen der Schmied zu arbeiten hatte, und mit Geräthe seines Handwerks bedeckt.

Es sah in diesem Passauerhofe aus, wie in einem Dorfe, das hart an dem herrschaftlichen Schlosse liegt.

Betreten wir jetzt dieses, denn eine offene breite imposante Marmortreppe ist einladend genug. Durch das Portal derselben steigen wir hinauf, zwey Stockwerke hoch. Im zweyten wird es dunkel, denn die einst so grandiösen Räumlichkeiten sind in kleinere abgetheilt, durch Breterwände auch von Außen geschieden, um als Wohn-Localitäten für männiglich zu dienen. Ganz oben angelangt, befinden wir uns auf der Straße, von wo aus sich das hier nur einstöckige Gebäude sehr unscheinbar ausnimmt. Das Portal ist klein, links und rechts an demselben eine befestigte hölzerne Bank, ewig besetzt von polnischen Juden, die ewig Tabak rauchten, und hier ihre Frachtgüter auf- oder abluden. Die abscheulichste Unreinlichkeit herrschte auch hier; schon von ferne mußte man sich die Nase verhüllen, wenn man nicht selbst ein polnischer Jude war.

Ungefähr so sah der Passauerhof aus, nicht gar lange nach seinem hellstrahlenden Glanz- und der gewaltigen Macht der Hochpriesterschaft Passaus, die hier den Sitz

ihrer Gerichtsbarkeit Jahrhunderte lang aufgeſchlagen gehabt. Bekanntlich gehörte St. Stephan zum paſſauiſchen Sprengel; bekanntlich auch hörte im May 1785 das Alles gänzlich auf ꝛc.

„Wiener-Früchtels" Tagebuch und Briefwechſel.

1) Tagebuch.

Herrlein.

Sonntag. Heute war mein Geburtstag. Das iſt mir recht fatal. Gerade an einem Sonntag, wo ich ja ohnehin Vacanz hätte. Es ſcheint mir überhaupt, daß ich ein curioſes Schickſal habe. Ich muß mich alſo tröſten bis zum nächſten Jahr; da wird der Geburtstag doch an einem Wochentag fallen, wenn's wahr iſt.

Heute habe ich nicht gar viel davon gehabt. Ein paar neue Stiefelchen als Angebinde vom Papa; nun das iſt der bekannte Kniff; denn meine alten waren ohnehin ſchon zerriſſen; neue hätte ich bekommen müſſen, und ſo ſoll das Ding ausſehen wie ein Geburtstags-Präſent. Dieſe Feinheiten kennen wir ſehr gut. Ich habe dieſe neuen Stiefel auch gar nicht angezogen; man ſoll es nur merken. Ich glaube auch, er hat es gemerkt, weil er ſo ſpaſſig gelächelt hat. Beſſer hat ſich die Mama aufgeführt; überhaupt dieſe Perſon hat mich viel lieber, und ſteckt mir allerhand zu. Die Krapfen, welche ſie für mich gebacken hat, waren deliciös; ich verſchlang zwölf. Der

Papa wollte, ich ſoll keine mehr eſſen; ich würde mir den Magen verderben. Aber die Mama verſteht das beſſer; die kennt meinen Magen. Kaum war der neidiſche Papa in's Caffehhaus fort, ſo erhielt ich noch ſechs Stück brennheiß mit doppelter Füllung, und extra drey Gläſel zuckerſüßen Vaniglie-Roſoglio, daß mir ordentlich heiß wurde wie die Krapfen ſelbſt. Ich wurde recht luſtig darauf, und befand mich kreuzwohl.

Deſto fader hat ſich unſer langweiliger Hauslehrer aufgeführt. Bringt mir der Menſch einen lebzeltenen Reiter, eingewickelt in einen großen Mandelbogen, das heißt Kupferſtich mit meinem Nahmenspatron, dem Georg. So ein Ding koſtet zwey Kreuzer. Zum Glück hat mir der Hungerleider die erſte Claſſe verſprochen, gewiß aber nur der Mama zu Liebe, bey der er ſich einſchmeicheln will. O wir durchſchauen derley Pfiffigkeiten ſchon.

Die Köchinn hat ſich am beſten aufgeführt; das Menſch iſt brav. Wie die Mama im beſten Jauſenſchläfchen iſt, ſagt ſie, das brave Menſch: Kommen Sie mit, liebes Georgerl; wir gehen mit meinem Amanten aus. Der Amant, ein ſehr hübſcher Kanonier iſt gleich gekommen; wir gingen in den Prater. Der Amant hat mit Plutzerbier und Salami tractirt, meine Leibſpeiſe: der Salami-Mann mußte noch acht Loth hergeben, bloß für mich; und zwey kleine Plützerl trank ich ganz allein. Dann führte uns der liebe Menſch in das Ringelſpiel; zwey Mahl bin ich gefahren, und drey Mahl geritten, auf meinem gewöhnlichen Schimmel. Es drückte mich ein wenig der Bauch, aber gewiß nicht von den Krapfen. Da ſagte der liebe Menſch, und auch ſie, die Kathi: Im Methhäu-

ſel wird Ihnen ſchon beſſer werden. Beyde hatten vollkommen Recht; Im ſüßen Löchel-Keller wurde ich wieder ganz aufgeräumt, und kam luſtig nach Hauſe, gerade wie es Zeit war zum Feueranmachen, wo ich immer dabey bin; denn mir gefällt das Gezündel.

Das Stubenmädel erzählte, die Mama habe es von der Kathi ſehr gelobt, daß ſie mich ſpazieren geführt; ſie ſoll einen Zwanziger in die Küchenrechnung bringen. Die Mama war in's Theater gegangen, und der Herr Lehrer war ſo höflich, ſie zu begleiten. Der Papa befand ſich wie gewöhnlich im Bierhauſe beym Taroktappen.

Meine heutige Aufſchreibung fällt ſo lange aus, weil ich nicht einſchlafen kann. Ich weiß nicht, was das iſt; es iſt des Teufels. Der Magen drückt mich ſo, obwohl ich noch drey Gläſel Roſoglio von der Kathi bekommen habe; es iſt verflucht das, und es iſt mir ſo heiß. Ich kann auch gar nicht mehr ſchreiben.

Nein, was man ſchon als Kind Alles ausſtehen muß!

Montag. Heute früh hatte ich abſcheuliches Kopfweh. Es würde mich nur ein Wort bey der Mama gekoſtet haben, ſo hätte ich nicht in die Schule zu gehen gebraucht. Aber da ich an meinen Cameraden Blaſſel dachte, der mein Banknachbar iſt, wurde mir gleich etwas beſſer. Seine Aeltern ſind Mandoletti-Krämer, und nach jedem Sonntag bringt er Paſtetchen und Bretzel mit für mich, weil wir Tauſchgeſchäfte machen. Ich täuſchle mit ihm ſehr vortheilhaft; ich gebe ihm bleyerne Soldaten, deren wir im Gewölbe des Papa genug haben. Der Commis, welcher der Amant des Stubenmädels iſt, bringt

mir ſo viel ich will. Hingegen bin ich ſtill, wenn er durch mein Schlafkämmerchen ſchleicht, und ſeiner Schönen ſehr höflich eine gute Nacht wünſcht. Der Herr Lehrer ſagt immer, man ſolle dienſtfertig und verſchwiegen ſeyn.

Für eine kleine Schachtel verpaßter Huſaren habe ich heute fünf Paſtetlein bekommen, mit „Ribiſeln" gefüllt, die mir ſchon das Liebſte ſind. Hernach vier Pariſerſtangeln. Dieſe vier Stücke vertauſchte ich dem kleinen buckligen Urafferl, deſſen Mutter eine Oebſtlerin iſt. Ich bekam dafür fünfzehn Zwetſchken und ſechs Ducatenbirnen.

Ich bin froh, daß ich Mittags die dumme Suppe und das lächerliche Zugemüſe nicht zu eſſen brauche.

Mit dem illuminirten Bilderbuch, welches mir der rothhaarige Apotom geliehen hat, habe ich mich dieſen Abend recht gut unterhalten. Ich fand, daß die Beſchreibung nicht ausführlich genug ſey: da hat mir aber das Stubenmädel ausgeholfen, und Alles gut erklärt.

Dienſtag. Ich hatte mir gleich gedacht, das Buch muß ich haben; jetzt um ſo mehr, da der neidiſche Papa es mir weggenommen. Aber die Mama hat es mir wieder zugeſteckt; fremdes Eigenthum ſagte ſie, darf man nicht zurück behalten. Ich fand das ſehr ſolid gedacht; überhaupt die Grundſätze der Mama muß ich ſchätzen; es iſt meine Pflicht als gehorſames Kind, obwohl ich kein Kind mehr bin, denn das ginge mir noch ab.

Der rothhaarige Apotom kann nicht recht deutſch, und ich machte ihm heute ſein Penſum, was mir der Herr Lehrer auf Anſuchen der gütigen Mama corrigirt, oder wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ſelbſt gemacht hat. Ich muß

ſagen, das Penſum iſt gut ausgefallen; ich bin damit zufrieden. Dieſer dürre Jodocus Karnatzky iſt nicht ſo dumm; morgen bekomme ich von ihm „mit Vorzug," ich merke es ſchon.

Mittwoch. Das ſchöne Buch, die Welt in Bildern iſt jetzt mein Eigenthum. Aber noch viele Blätter ſind unilluminirt. Ich will ſie ſelbſt illuminiren. Die Mama muß mir Farben kaufen. Es muß ſeyn. Die Geſichter werde ich gut machen; man miſcht carmin und weiß, das gibt fleiſchfarb; den Prater werde ich gut machen, man nimmt himmelblau und gelb, das gibt grün und ſo weiter. Ja, der Georgerl iſt ein gutes Köpfel, ſagt die Mama immer.

Das wäre Alles gut. Was mir aber heute paſſirt iſt, das iſt der Welt ungleich. Ich nehme meinen Lehrzettel, ohne ihn anzuſehen, und gebe ihn dem Papa, des Vorzugs war ich ſicher. Der Papa aber ſchneidet Geſichter, nimmt mir vom Teller weg die letzte Speiſe, das gebackene Lämmerne, das ich ſo gern eſſe, und fängt an zu räſonniren, was ich nicht leiden kann; er weiß es. Was war es? Stelle man ſich vor den falſchen Jodocus Karnatzky! Gibt der mir die zweyte Claſſe. Die Mama wurde blaß vor Aerger: ſie behauptet, es müſſe ein Irrthum ſeyn. Ich machte den Geſcheidten; ich ſagte kein Wort, ſtand auf und ging hinaus. Mögen es die Zwey mit einander ausmachen. Aber Karnatzky, warte!

Ich nahm mein Mützel und ging aus.

Seh' ich da die Anſchlagzettel mit dem engliſchen Reiter. Mein Plan war fertig. Längſt ſchon hätte ich die engliſche Reiterey gern geſehen. Ich ſpaziere zum

Stadtthor hinaus. Um fünf Uhr fängt es an; es war ſchon hohe Zeit. Ich laufe was ich kann. Es iſt ein groſſes Gedräng an der Caſſe, und ich ſuche mir einen alten Herrn aus. Den bitte ich, er möchte mich für ein paar Minuten für ſein Söhnlein ausgeben, damit ich umſonſt mit hinein komme. Der alte Herr lacht; ich hänge mich an ihn, und ducke mich, und ſo habe ich die Reiterey gratis geſehen.

Ich beſchloß von nun an wöchentlich zwey Mal die engliſche Reiterey zu beſuchen. Ein alter Herr, oder eine alte Here, das iſt mir gleichviel.

Iſt das eine Schönheit, eine Pracht! heißt nicht umſonſt engliſch! Reichlich war ich entſchädigt für die paar Biſſen gebackenes Lämmernes. Beſonders die Madame... wie heißt ſie denn? So eine Göttinn habe ich noch in meinem Leben nicht geſehen; da muß ſich die Mama verkriechen, die gewiß ein ſauberes Stückel iſt. In meinem Bilderbuch kommt keine ſo ſchöne Göttinn vor. Wenn ich einmahl groß werde; eine ſolche Göttinn muß ich haben.

Es iſt wahr, ich muß Geſchmack haben; ich muß ſchon Etwas verſtehen, denn die zwey jungen Herren vor mir, von denen eine Frau ſagte, ſie ſeyen Recenſenten, verſicherten mehrmahls, die Reiter-Madame beſitze Grazie. Aha, die Grazien! Ich merke ſchon.

Wie die Reiterey aus war, ſuchte ich den Apotom und den Urafferl auf, um mit ihnen Etwas zu verabreden.

Als ich wieder zu Hauſe war, brachte mir der Herr Lehrer auf einem Teller das gebackene Lämmerne, und war ſehr höflich und freundlich. O hätte er nur gewußt!

Donnerſtag. Alle Donnerſtag ſpeiste der Karnatzky bey uns, und heute war der rächende Tag.

Ich hatte den Apotom und den Urasserl aufgefordert, ſo viele Fliegen zuſammen zu fangen, als möglich, und mir in Skarnitzeln zuzuſtellen. Wie wir uns zu Tiſche ſetzen, und die Suppe kommt, und der Karnatzky ſeine Serviette vom Teller aufnimmt, erhebt ſich aus dem tiefen Teller eine Wolke; 10000 Fliegen ſtürmen ihm in's Geſicht, ſummen ſchrecklich und hüllen ihn ganz ein, ſo daß der Menſch ohnmächtig wurde. Die Mama, die Köchinn, ich, wir glauben, wir müſſen uns zu Tode lachen. Der Papa fährt auf, reißt die Fenſter auf, ergreift die Fliegenklatſche mit der einen, den Fliegenwedel mit der andern Hand; aber — ſtatt auf die Fliegen, fährt er auf mich los. Ich machte aber einen Satz, wie geſtern der Bajazzo, und entwiſchte glücklich. Das Eſſen wurde mir auf mein Zimmer gebracht. Darinnen aber lachten ſie die ganze Tiſchzeit über aus vollem Halſe, und da ich unterſchied, daß der Karnatzky auch lache, ſo ging ich wieder hinein, und mir waren Alle recht luſtig.

Einerſeits aber verdroß mich das. Ich nahm mir vor, dem Karnatzky gelegentlich eine Anzahl Glacismäuſe in das Schnupftuch zu practiciren, und der Tante in den Ridikül, weil ſie mir nie Etwas mitbringt.

Sonſt hat ſich heute nichts zugetragen. Aber dieſes Tagebuchhalten wird mir allmählig läſtig. Die Woche halte ich es noch aus; dann geht es an's Illuminiren und auf die Comödie will ich mich verlegen à la Reiterey.

Freytag. Heute ging ich wieder in die engliſche Reiterey. Die Madame aber hat nicht geſpielt: ſie hat

ſich neulich den Fuß überſtaucht. Wenn ihr nur nichts geſchehen iſt; es wäre mir ſehr leid. Ich erkundigte mich bey dem Nummero um ihr Befinden, und der Eſel lachte dazu. Sehe man einmahl ſolch einen Lümmel an, der gar kein Gefühl hat für eine Göttinn.

Nach der Reiterey begab ich mich in das Schattenſpiel; da hätte ich aber durchaus zahlen ſollen. Mit ſtillſchweigender Verachtung kehrte ich um, da ſich nähmlich kein vernünftiger Menſch fand, der mich einſchwärzen wollte. Ich hatte aber ſchon meinen Plan, mir Entréegeld zu verſchaffen. Das wird morgen ſeyn.

Samſtag. Vor unſren Fenſtern war täglich ein Werkelweib; eine Menge Leute ſtanden herum und hörten umſonſt zu, auch elegante Frauen mit ihren Kindern. Hierauf hatte ich meine Speculation gebaut. Ich ließ mir von der Kathi einen ſchönen Deſſertteller geben, verſteckte ihn in meine Jacke, und ging hinunter. Leute waren ſehr viele zugegen, und das Weib drehte darauf los, und ließ es darauf ankommen, ob irgend Jemand einen Kreuzer auf den Werkelkaſten lege oder nicht. Da kann man ſehen, wie es ſolchem Volk an Induſtrie fehlt. Ich ſchlich mich hinter ſie, hätſchelte die Alte, und that ſehr familiär mit ihr. Dann zog ich meinen Teller hervor, näherte mich den ſchönſten Frauen, küßte ihnen die Hand, und hielt meinen Teller hin. Da gab es Geld, auch mehrere Silbergröſchel. Dieſe Letztern und von dem Kupfer die Hälfte ſchob ich ein; das Uebrige gab ich der halbblinden Alten, die ſehr überraſcht war, und ſich tauſendmahl bedankte. Einige Leute mögen das Ding durchſchaut haben; aber Alle lachten und klatſchten, und vom zweyten Stock

hörte ich ſchallend herunter lachen; das war die Mama, die hatte zugeſchaut.

Noch heute ging ich in das Schattenſpiel und in die Comödie, und das auf meine eigene Fauſt.

Iſt das ein Leben, wenn man eine gute Mama hat! Morgen muß ich erfahren, wie es der reitenden Göttinn geht.

Dämlein.

Wie ich höre, will der kleine George jeden Abend aufſchreiben, was ihm den Tag über paſſirt iſt. Dieſer Gedanke hat meinen Beyfall; ich will es auch ſo machen. Aber wenn ich bedenke, daß mir, einem kleinen Frauenzimmer, eigentlich gar nichts paſſirt, den ganzen lieben Tag hindurch, ſo werde ich wohl faſt gar nichts zu notiren haben. Zum Beyſpiel heute.

Mittwoch. Nun alſo, da war große Wäſche. Aber freylich, da hätte ich, nach dem Willen des Papa zuſehen ſollen, um das Ding mit der Zeit zu lernen, da es mir ſehr wichtig ſey, ſagt dieſer Papa. Aber pfuy pfuy, das ginge mir ab! Dieſe ſchmutzigen, ſchmierigen übel riechenden Sachen, deren Anblick ſchon an allerley Abſcheulichkeiten und Gemeinheiten erinnert! Dann das Geplätſcher und Geſudel und alle andern mit dem Waſchen verbundenen Verrichtungen! Ah, es ekelt mir, wenn ich nur daran denke. Wie würde es da mit meinen zarten feinen Händchen ausſehen. Nein, nein, das verſteht die Mama beſſer. Schon der Dunſt, beſonders des Bügelns, verdirbt meinen ätheriſchen Teint, wie die Mama ſagt. Fi donc, das ſind Geſchäfte für die ordinäre

Mägde, kaum für ein Stubenmädchen. Heute alſo, war große Wäſche, und ich hatte das Vergnügen, nicht dabey zu ſeyn. Schon Etwas, wenn auch noch keine rechte Begebenheit, wie die Bonne ſagt, kein Evenement. O Evenement, wie hübſcher klingt das gegen das deutſche Wort. Vivent les évenements.

Donnerſtag. Madame Gascogne unpäßlich! Ey das iſt ſehr traurig! Mit wem werde ich heute franzöſiſch parliren können? Mit Niemanden, denn die Mama hat es nicht gelernt, dieſe pauvre personne hat keine Erziehung genoſſen. Miserable creature ça! Ich habe mir vorgenommen, auch der ſonſt ſo gutmüthigen und ziemlich erträglichen Mama Unterricht zu ertheilen, wie nur mein eigener Curſus zu Ende iſt. Ich ſetze aber voraus, daß ſie ſich dieſer Aufopferung würdig mache durch ein discretes Benehmen gegen mich. Gleich heute iſt Gelegenheit dazu. Es iſt großes Gekoche, da wir jeden Donnerſtag Gäſte haben; und da verlangt der Papa in ſeiner wahrhaft ignoblen bourgeoisie, ich ſoll in die Küche, und mir von Dieſem und Jenem vorläufigen Unterricht ertheilen laſſen. Ha, ha! Ich; Unterricht von einer Magd: Unterricht in der Küche. Eine Mehlſuppe bereiten ſoll ich lernen, Zugemüſe dünſten, und Acht haben wie das Rindfleiſch ſiedet. Nun dieſe Grillen ſehe ich Ihnen nach, lieber Papa; und die Mama iſt ſo freundlich, mich zu dispenſiren. Schon der Anblick des Küchenrauchs iſt mir tödtlich. Ah, mon teint célèste. Kleine aber geiſtreiche Euphroſine, du biſt kein Nickel mehr.

Geſchwind zu der angefangenen Stickerey, die der Papa ſo gutmüthig iſt, für meine eigene zu halten. Heute

mache ich das ſchöne rothe Herz aus; vielleicht auch den Pfeil, der es durchbohrt; dann den intereſſanten Amor mit dem Bogen. Ich muß nur die Madame Gascogne fragen, was all dieſe petites choses allegoriques bedeuten; es ſteckt Etwas dahinter.

So handelte und dachte ich heute, ohne daß Etwas vorgefallen wäre. Es iſt aber auch nicht vorgefallen, daß man den petit seigneur den Georgel mitgebracht hätte; und das verdrießt mich, weil ich heute die neue Robe à la Reine angehabt habe, die mich ſo idealiſch kleidet. „Quel costume, quel ange" rief die Tante aus, während der Papa aus ſeiner ſilbernen Greißlerdoſe eine Priſe nahm. Welche Contraſte in Menſchen und Bildungsgraden!

Freytag. Heute gab es das, was es vernünftiger Weiſe alle Tage geben ſollte: Ballanzug, Muſik, Tanz, Gefrornes und Zuckerwerk; und Euphroſinchen, ich, das himmliſche Euphroſinchen als Sängerinn. Stürmiſcher Applaus. Der Lehrer der Geographie hinaus, ſolche proſaiſche Leute werden nicht zugelaſſen: Va-t'-en mit deinen Gähnen erregenden Land- und Waſſerkarten.

Ach, mein idealiſches Herz iſt noch zu voll von dieſen köſtlichen Elemens d'une bonne société. Die Mama ſchwamm in Wonne und der Papa ſchwamm in ſeinem ſauren Oeſterreicher und verſchnupfte zwey Loth Galizier. Wie roh in ſolcher Geſellſchaft! Nun freylich, der petit bon homme gibt das Geld zu dieſem thé dansant her; jedoch er ſcheint ſeit einiger Zeit zu knickern, und das iſt häßlich; Mama muß ihm dieſe Unart abgewöhnen.

Samſtag. Heute nichts, gar nichts. Regenwetter,

alſo keine Promenade; kein neues Stück, alſo kein Theater. Nachſchrift. Madame Gascogne war da, aber nur auf einen Sprung, uns das Pariſer-Briefpapier zu zeigen, das ſie eben erhalten hat. Das iſt freylich etwas Anderes als unſer deutſches. Welche geiſtreichen Arabesken, wie fein und glatt, wie wohlriechend. Im deutſchen Bärenlande gibt es gar keine ſolchen Odeurs. Auf ſolchem Papier werde ich einſt an Georgel ſchreiben. Was ſage ich „einſt?“ Das kann man nur von Dingen der fernen Zukunft ſagen.

Sonntag. Der gelobte Tag des Janhagels. Und juſt heute ziehe ich mein ordinärſtes Kleid an, um mich zu diſtinguiren. Nur nicht auf das Land Mama, nur nicht unter dieſes Sonntagsvolk. Mein Wille geſchah. Nur der Papa ging zu Fuß vor die Linie, und ſetzte ſich zu einem Krügel Heurigen. Wir entre nous ließen uns den Champagner munden und fuhren in das Luſthaus, verſteht ſich ohne auszuſteigen. Madame Gascogne mit, Monſieur Georgel mit: ah!

Montag. Ich war unwohl! Euphroſine hatte migraine, den ganzen Vormittag. Madame Gascogne las mir aus den Mystères de Paris vor. Ein pikantes Ding dieſe fleur de Marie.

Nach dem Caffeh erholte ich mich ein wenig. Der Singmeiſter konnte bleiben. Ich ſang ſuperb. Der Tanzmeiſter konnte bleiben; ich tanzte ſuperb. Der langweilige Erdbeſchreiber erhielt ſeine Marke ohne eintreten zu dürfen. Der Buchhändler ſchickte die neue Nummer des Pariſer Modejournals; Mama breitete die Bilder vor mir aus; ich wählte das dunkelblaue Sammtkleid à l'Amazone.

Die Gascogne flog damit zum Maître-tailleur. So erholte ich mich allmählig.

Dienstag. Heute war Rébus-Tag. Wir unterhielten uns göttlich. Saphir kam und machte ein langes Gesicht dazu; allein er hatte auch ein langes Gedicht auf mich gemacht, und so hob sich das auf. Ich nahm es aber nicht an, bevor er mir nicht versprochen, es im Humoristen abzudrucken. Saphir ist aimable, und wenn er wieder Bilder gibt, so liefert er mein Porträt, ohne jedoch meinen Nahmen darunter zu setzen. Es wird blos heißen: „Bildniß des anmuthigsten und geistreichsten jungen Frauenzimmers der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien.“ Die Leute sollen sich dann die Köpfe zerbrechen, und ich werde recherchirt. Diese Idee nenne ich sublim. O Saphir ist galant; ein echter Caractère du salon.

Es hat mich sehr angegriffen, alle Abende diese Sachen niederzuschreiben. Ich muß mich schonen. Ich werde eine Zeitlang pausiren.

Nachschrift. Ich habe mich geirrt. Die Robe im Journal war nicht dunkelblau, wie ich vermeinte bey dem Kerzenlicht. Der Maître de costume hat es gleich erkannt; violettschwarz ist es. Madame Gascogne kam noch spät athemlos mit der Nachricht. Ich umarmte die Zartfühlende gerührt, und blieb bey der Wahl der Farbe. Du hast Character, Kind, sagte die Mama und weinte vor Freuden.

Aber „Kind, Kind;“ ich will nichts wissen von Kind. Mit diesen Worten entließ ich die Mama, und jetzt werde ich sanft entschlummern, und violettschwarze Träume wer-

den Euphroſinen ſanft umgaukeln. Ihr Andern Alle ſchlafet wohl auf Euren bürgerlichen Pölſtern. Adieu!

2) Des Dämleins und des Herrleins Correſpondenz.

Des Dämleins Zuſchrift.

Mon cher George!

Ich bitte Sie; ſtelle Dir vor; das iſt doch mehr als arg, verſichere ich Sie; ich weiß gar nicht, wo ich anfangen ſoll, ſage ich Dir. Was iſt mit meinem Tagebuch geſchehen? Mein Lieber, Du wirſt Euphroſinens Tagebuch nicht zu leſen bekommen.

Ich habe mich ſtets enthalten, in dem Schreibtiſche der Mama herumzuwühlen, ihre Briefe und Papiere zu leſen; nicht als ob ich nicht neugierig wäre, aber aus Grundſätzen. Auch um den Secretär des Papa habe ich mich nie bekümmert. Was aber geſchieht mir? Welch ein Frevel, welch eine Vermeſſenheit, quel horreur!? Alſo leſen Sie, lies Freund meines Herzens, für den das roth geſtickte Herz mit dem ſchönen Pfeil beſtimmt iſt. O unſer zartes Verhältniß! Wie muß Deine Euphroſine leiden!

Alſo ich will mein Tagebuch hervor nehmen, und es iſt nicht da. Daß Mama ſich erlaubt habe, es mir zu rauben, hätte ich mir gar nicht vorgeſtellt; ich war der Meinung, die Gascogne habe ſich unterſtanden. Aber richtig, die Mama.

Sie können ſich, Du kannſt Dir denken, was es für einen Auftritt gab. Ich ſetzte dieſe Mama zur Rede; ich erklärte ihr, daß ſie ſich das bey einem Fratzen heraus nehmen könne, aber nicht bey mir; daß ich compromittirt ſey, daß ich mich „affrontirlich“ befinde, daß ſie

kein Recht dazu habe, meine Privatgeheimniſſe zu erforſchen, daß ich Satisfaction verlange.

Fliege, fliege hierher, theurer George, damit wir Maßregeln verabreden, denn ſolche Eigenmächtigkeiten dulde ich nicht.

Des Herrleins Antwort.

Ich lechze nach Rache, nach doppelter Rache. Erſtens mußt Du gerächt werden, mein ſüßes Kind, Theuerſte, Geliebteſte; dann ich. Denn wiſſe, man iſt hinter meine kleinen unſchuldigen Tauſchgeſchäfte gekommen, und will mir Hausarreſt geben. Das ginge mir ab. Rache alſo, blutige Doppelrache.

Morgen, um neun Uhr, ſtatt in die Schule, eile ich in Deine roſigen Arme. Ich werde zeigen, daß ich meiner und Deiner würdig bin. Obwohl ich erſt neun Jahre alt bin, werde ich beweiſen, daß ich ein deutſcher Mann ſey, Euphroſinens angehender Gatte.

Lebe wohl deutſches Mädchen und erwarte mich an Deinem franzöſiſchen Buſen.

Adieu petite aimable figure!

Des Dämleins Antwort.

Ja, ich erwarte Dich mit franzöſiſchen Armen und mit franzöſiſchem Munde! Komm heran!

Für jetzt nur Dieß: Die Frevel häufen ſich. Ich hatte vor, übermorgen einen kleinen Ausflug auf der Eiſenbahn zu machen, ſo wie man ſagt, auf eigene Fauſt und incognito. Die Gascogne hatte ich dazu engagirt; eine robe de voyage hatte ich ſchon beſtellt. Alles war

in beſter Ordnung. Da wühlte man wieder in meinem Secretär, und findet die Bahnbillets.

Nicht genug. Auch die Mystères de Paris hat man die Stirne gehabt mir zu unterſagen.

Sehr wohl.

Das Herrlein den zweyten Tag darauf.

Foudre! Unſere verabredeten Maßregeln unterliegen der Gewalt.

Was ſoll Dein kleiner Gatte gegen zwey Grenadiere ausrichten?

Es iſt nicht Feigheit; glaube mir, denn ich bin ein Löwe.

Nur dieſe Zeilen kann ich Dir, und auch das nur verſtohlen ſchreiben.

Morgen um dieſe Stunde iſt Dein George Zögling der Cadettenſchule.

Dein George flammt vor Grimm; ſein ganzes Weſen iſt in Aufruhr, ſein Geiſt bäumt ſich. Welche „Zuſtände.“

Euphroſine wird ihren Beſchützer aufſuchen.

Ich erwarte Dich.

Das Dämlein den zweyten Tag darauf.

Diable! Dich aufſuchen? Ich bin ſelbſt eine Gefangene.

Vernehme denn, wiſſe, ſchaudere. Noch dieſen Abend ſchleppt man die Roſige in die Penſionsanſtalt der Madame, nicht Madame, eines Weibsbildes, welches den dummen ordinären Nahmen Hauſenſteiner hat, Du weißt, ſechs Stunden von hier.

Dort in einer Zelle mit Gittern wird deine Taube girren.

Laß uns Helden ſeyn, Freund, dem Schickſal trotzen, die Gewaltthätigkeit verachten, und höher ſeyn im Geiſte als alle dieſe Menſchen.

Seyen wir in unſerem erhabenen Selbſtgefühle und in ſtolzer Reſignation des claſſiſchen Alterthums würdig.

Ich baue auf Dich; Du bauſt auf mich; wir bauen auf einander.

Lebe wohl!

Nachſchrift! Noch einmahl: Lebe wohl!

Postscriptum. Ja wohl leben und bauen: das wollen, das werden wir!

Der Graf Marſigli,

unter anderm Verfaſſer des berühmten großen Werks über die Donau aus ſechs ungeheuren Folianten mit unzähligen Kupfern beſtehend, gehört mit zu den Notabilitäten der Geſchichte Oeſterreichs und Wiens. Einige Zeit vor der Belagerung 1683 kam er nach Wien, und trug dem Kaiſer ſeine Dienſte an. Dieſe wurden um ſo bereitwilliger angenommen, als der Graf das Militärweſen der Türken aus Selbſtanſicht kannte, und ein äußerſt unterrichteter, ja gelehrter Ingenieur war. Er gerieth in türkiſche Gefangenſchaft, ward das Jahr darauf befreyt, zum Oberſten ernannt, und zwey Mahl nach Rom geſendet, die Erfolge der chriſtlichen Waffen zu melden. Hierauf ward er bey

Erb-Landen, und Ihr. Kayſerl. Majeſt. Hof-Lagers, und aller Orten. wo ſich Selbe befinden, auf ewig verwieſen. Und zwar des Verbrechens halber." Jetzt alſo ſind wir bey dem „Verbrechen," und das iſt Folgendes: Unſer Anton, vermuthlich ein ſehr leichtſinniger Menſch, bekam von Jemanden, wahrſcheinlich von einer verlaſſenen Amantinn gegen Geld und gute Worte Commiſſion, einem gewiſſen Herrn einen Schnitt in's Geſicht zu machen, und ihn auf ſolche Weiſe „zu zeichnen." Unſer Anton übernimmt dieſe Commiſſion und ſetzt ſie in's Werk. Als nähmlich der betreffende Herr des Abends zwiſchen acht und neun Uhr nach Hauſe geht, hat ihm unſer Zeichenmeiſter an dem Hausthor bereits „vorgepäſſet" und ihm einen dreyfach „verpitſchirten fingirten" Brief behändigt. Während nun der Empfänger dieſe dreyfache Verpitſchirung öffnet, verſetzt ihm der zeichenmeiſteriſche Commiſſionär mit dem bereit gehaltenen Inſtrumentlein einen herzhaften und ausgiebigen Schnitt vom linken Ohr herunter, aber nicht weiter als bis an den Mund. Vielleicht hat die Amantinn ausdrücklich bedungen, den Mund zu verſchonen, denn man kann doch nicht wiſſen, ob nicht etwa doch noch eine Ausſöhnung erfolgt, und da iſt die Integrität des Mundes keine gleichgültige Sache. Ueberhaupt aber, was dieſe Liebhaberey, die Leute „zu zeichnen" betrifft, ſo fand ſie in früherer Zeit häufig Statt, und wir finden es ſehr vernünftig, daß man davon abgekommen, denn ſolche Zeichnungen ſind nicht zu repariren. Es muß doch ſehr ärgerlich geweſen ſeyn, ſo, als ordentliche Parthey, ſchon zwiſchen acht und neun Uhr nach Hauſe gehen zu wollen, und beym Thor, mit oder

ohne verpitſchirten Brief, ſolch einen Schnitt in's Geſicht oder ſonſt wohin zu erhalten.

Die andere dieſer niedlichen Executionen, welche den 9. Auguſt auf dem gemauerten, ordentlichen „Hochgericht," gleich nächſt der Holzgeſtätte gegen die Roßau zu, vor ſich ging, wo wie De Luca irgend ſagt; „die Brandmarkung, das Hängen, Rädern und die Kopfabhauung vorgenommen werden" betrifft ein verheirathetes Weib, Maria Anna, 51 Jahre alt, von „Labach" in Krain gebürtig. Dieſe Perſon wurde, wie derſelbe Scribent und ſchätzbare Augenzeuge ſich ausdrücket „mit einem ganzen Schilling abgefertiget, und nach Hinterlaſſung einer geſchwornen Urphed des gantzen Oeſterreichs auf ewig verwieſen." Selbige Maria Anna hat ſich aber zu Schulden kommen laſſen: „um willen dieſelbe an denen Siebenzehnern, Siebenern die Reiffel hinweg gefeilet (aha!), folgends das hiervon zuſammen geſchmolzene Silber hin und wieder verkauffet, mithin durch dieſe ihre bey dritthalb Jahre lang getriebene Geldverringerung und Betrügerey dem Publico einen ſehr namhaft und großen Schaden verurſachet." Ueber dieſe Kipperinn und Wipperinn war Anfangs die Schärfe des Schwerts verhängt worden, man ſah aber ein, daß ſolche Strafe wohl ein wenig gar zu ſcharf ſeyn möge, und ſo ließ man es bey dem obbemeldeten „gantzen Schilling" bewenden; „das ganze Oeſterreich" aber verlor die Delinquentinn dabey, und auf ewig. Das iſt freylich kein Spaß, und dieſe Maria Anna hat ein ſchlechtes Geſchäft gemacht.

Was nun die dritte rigoroſere Expedition betrifft, ſo geſchah ſolche neun Jahre früher, den 3. Februar 1722

an dem „unter der Raubs-Rotte beruffenen und eingekommenen Antoni Franz N.“ Wien war damahls der Schauplatz einer weitverzweigten Bande von Dieben, Räubern und Mordgesindel, die sich auch auf das flache Land ausdehnte und die frechsten und gräßlichsten Frevel beging; besonders fielen häufig Einbrüche vor. Bey diesen Letzteren machte sich ein junger Kerl, nähmlich unser Antoni Franz N. durch seine außerordentliche Kühnheit, Gewandtheit, Schlauheit und List furchtbar; er war so flink und geschmeidig, daß es unmöglich schien, ihn zu erwischen; mehrere Mahle hatte man ihn schon beym Kopf, oft schon war er zur Haft gebracht: immer jedoch entkam er wieder, und zwar durch ein gewisses „luftiges Wesen.“ Wie ein Aal entschlüpfte er; Antoni war ein äußerst schmächtiger, dünner und „schier unsichtbarer“ Mensch; ein fürtrefflicher Gymnastiker, Aequilibrist, ein ganzer Turner; springen konnte er wie ein Floh. Vom ersten Stock schwang er sich in den dritten, vom vierten in den ersten; vom zweyten hinauf auf das Dach, hinein in den Rauchfang; bey einem andern Rauchfang in des Nachbars Hause wieder heraus; er schwang sich wie eine Gemse von den Fenstern oder Dächern aus, über die Gassen weg, auf die gegenüber befindlichen Häuser; sprang durch die Glastafeln den Leuten in die Fenster und saß so plötzlich neben ihnen bey Tisch bey einem Löffel Suppe. So elastisch auch waren seine Gliedmassen, daß es ihm nichts machte, wenn er überfahren wurde, was ihm mehrmals begegnete, da er, verfolgt, sich unter die vorbeyfahrenden Wagen retirirte, und so meist entkam. Manchmahl warf er sich nur so ganz flach an das hintere Rad, lag da

ganz feſt an, und ließ ſich gefahrlos auf ſelbem umdrehen, bis er plötzlich vom Rade ab, unter den Wagen kroch und auf der andern Seite fort entſprang und auf und davon. Er ſoll vormahls Seiltänzer geweſen ſeyn; jedenfalls war er es der That nach, jetzt noch, und man nannte ihn auch allgemein den „Luftſpringer.“ Dieſe Sachen nun wären alle recht ſchön; aber der Antoni-Kerl hatte es mit Schnipfereyen, Einbrüchen, und ſogar mit Kirchenräuberey gar zu arg getrieben; ſogar einer Maſſacrirung ſoll er ſich ſchuldig gemacht haben; und da er nun eines Tages, wie es oben lautet „eingekommen“ (eingebracht worden), als war es in der Ordnung, ihn feſter zu packen, denn früher, was denn auch nicht ſchwer hielt, da er ſich bey einem allzu herzhaften Kreisſprung von einem Kirchthurm hinein in ein oberes Rundfenſterchen, ein Beinchen gebrochen. In Gemäßheit des geſchöpften Urthels, ſollte er vor der Finalexecution unter Weges einige Mahle mit einer glühenden Zange gezwickt werden, und den erſten Zwick gleich an der Schranne beym Einſteigen in den „hohen Wagen“ beygebracht erhalten; es wurde ihm aber dieß mildiglichſt erlaſſen, und die glühende Zange nur gezeigt, nur ſo vorgehalten, zum Zeichen, daß er ſie billig wohl auch verdient hätte; um ihm durch dieſe Dispens einigen Muth, einige friſche Aufrichtung einzuflößen, deren er bey dem bevorſtehenden Hauptactus wohl bedurfte. Ja, noch eine Linderung ließ man ihm, da er aufrichtige Reue bewieſen, und ſich ſonſt durch Nahmhaftmachung ſeiner gefährlichſten Collegen und ihrer Schlupfwinkel Verdienſte erworben, angedeihen. Die Strafe, lebendig verbrannt zu werden, wurde nähmlich in die Strafe

todt verbrannt zu werden verwandelt. Der Weg ging nun auf die Gänsweide, woſelbſt die Scheiterhaufen-Executionen vorgenommen zu werden pflegten. Hier wurde der Luftſpringer plötzlich geköpft; ſein Körper ward dann auf dem Holzſtoß verbrannt, und die Aſche wurde vom Henker und ſeinen Knechten in die nahe Donau geſtreut, auf daß gar nichts übrig bleibe von dem argen Frevler, als das Andenken der Hinrichtung ſelbſt, zum warnenden Exempel. Des Antoni-Luftſpringer letztes Benehmen ſoll ſehr auferbaulich geweſen ſeyn, was wir vom Herzen wünſchen; ziemlich lange Zeit auch fielen in Wien keine ſolchen Gräuel vor, denn die Meiſter der Bande waren ebenfalls „eingekommen."

Zwey Hymnen.

Es gibt einen Wiener-Dichter, den man auswärts zu den Claſſikern zu zählen und zu ſtellen pflegt, der aber bey uns ſelbſt ſo gut als in allen belletriſtiſchen Bibliotheken fehlt, ja, den man faſt gar nicht kennt, der beynahe gar nie genannt wird, und von deſſen Lebensumſtänden man auch nur ſehr wenig weiß. Das iſt Carl Emil Freyherr van der Lühe. Seine beyden Hymnen an Flora und Ceres machten gleich Anfangs, wie ſie in dem Jahrgang 1809 des bey Cotta verlegten Taſchenbuchs für Natur- und Gartenfreunde erſchienen, großes Aufſehen; man pries ſie als Muſter beſchreibender Poeſie. (Wenn wir nicht irren, hat der Buchdrucker Degen ſchon früher einen ſtereotypi-

schen Versuch mit ihnen gemacht, wohl 1797?) 1803 gab sie Degen in einer Prachtauflage in Quart heraus mit zwey Porträten nach Kiningers Zeichnung von John, und zugleich in einer wohlfeilen Handausgabe; 1824 erschienen sie mit einem neuen Titel als Mörschners Verlag. Lühe war aus einer alten holsteinischen Familie 1751 geboren, 1788 nach Wien gekommen, da zur catholischen Religion übergetreten, und angestellt worden. Als Beamter bey der Staatsgüter-Administration legte er zu Kaiser-Ebersdorf eine große Baumschule (zu 1400 Stämmen) an. Er suchte überhaupt die bey uns so sehr vernachlässigte Obstbaumzucht zu beleben, und es dahin zu bringen, daß die Landleute Obstbäume pflanzen, zu welchem Zwecke er Samen unentgeltlich vertheilte, so wie schriftliche Unterweisung zum Obstbau. Seine Bemühungen blieben aber größtentheils fruchtlos. Mehreren seiner autographischen Briefe zu Folge erfuhr sein Wirken mancherley Störungen, Mißdeutungen und Unfälle. Lühe starb 1801 den 9. März als niederösterreichischer Regierungsrath. Seinen werthvollen Hymnen wäre wohl zu wünschen, daß man sie in irgend ein ästhetisches Taschenbuch mit aufnähme, um sie bekannter zu machen, und der verdienten Würdigung näher zu bringen. Von Lühes Hymnen gibt es ein Exemplar auf Pergament.

---

*) Auch ein Herr Joris lieferte damahls in dieses Taschenbuch interessante Texte; er war bey der Porzellan-Fabrik angestellt, ein Mann von Geschmack und literarischer Bildung. Wer erinnert sich noch seiner?

Wiener-Marine.

Die Freunde warfen noch einen Blick auf das Haus der Elendbaſtey, in welchem jener gewiſſe Zahlheim zuletzt gewohnt, der ſo gräßlich hingerichtet worden. Kettengeraſſel erklang. Was iſt das? fragte betroffen der Eine, ein Fremder. Das Stabsſtockhaus! Geſchwind vorüber, war die Antwort.

Dem Eingang dieſes kleinen grauen Gebäudes, das gegen das Stadthor zu, eine noch unheimlichere Nachbarſchaft hat, gegenüber, oben an der Barriere der Baſtey, blieb man ſtehen, zur Linken die Caſerne. Den Fremden intereſſirte der Anblick des Neuthors; ſeine Blicke hafteten links desſelben auf den Baulichkeiten, die da von dem untern Arſenal ſichtbar ſind. Was mögen das für zwey Schwibbogen ſeyn? fragte er; ſie nehmen ſich ſeltſam aus! Das waren, wurde ihm entgegnet, Schiffwerfte, und zwar Kriegsſchiffwerfte. Der Fragende ſchien überraſcht: ſein Begleiter ſprach fort: Seit dem erſten Drittel des 16. Jahrhunderts bis zur Zeit Joſephs II. war jener ganze Raum am Neuthore der Hafen für Streitſchiffe, die auch dort gebaut wurden, Fahrzeuge, wohl bewaffnet, deren man in jener Zeit, beſonders gegen die Türken gar ſehr bedurfte. Der nahe Donaucanal mündete hier ein, und zudem pflegte der ganze Stadtgraben ringsum mit Waſſer gefüllt zu ſeyn, daher denn Abtheilungen dieſes nautiſchen Zeughauſes auch bey den Auguſtinern ſich befanden.

Das intereſſirt mich, unterbrach der Fremde den Sprechenden; ich bitte noch um einige Nachrichten, wenn Ihnen

deren bekannt. Jener antwortete: für den Augenblick nur noch einiges Wenige; dann werde ich Ihnen ein Buch nennen, welches vor Kurzem erschienen; und in welchem wir Alle zum ersten Mahle genaue höchst merkwürdige Kenntniß von diesem „Arsional" erhalten. Die Armada hier war gewöhnlich ziemlich bedeutend, aus Galeoten, Brigantinen, vielen Nassauer- und andern Schiffen bestehend. Hier lagen auch die Fahrzeuge für die österreichischen Gesandten nach der Pforte; 1665 bestand das Geschwader der Grafen Leslie aus 36 Schiffen, mit roth und weißen Wimpeln. Ein eigenes Schiff mit geistlichen Vätern, nähmlich mit Jesuiten folgte gewöhnlich mit, sowohl zur Betreuung des Seelenheils der Mannschaft, als zum Behufe von religiosen Missionen selbst nach Ostindien und China. Jene Jesuitenschiffe zeichneten sich durch eine weiß und blaue Flagge aus. Dieses Arsenal nun und diesen Hafen fand man aus leicht zu erachtenden Gründen in neuerer Zeit nicht mehr nöthig, und Kaiser Joseph ließ den Raum zur Errichtung der Verpflegsbäckerey zweckmäßiger benützen. Unter Max I., vielleicht schon unter seinem Vater bestand das nautische Arsenal außerhalb der Stadtmauer, und zwar auf der Stelle jenes Gebäudes dort drüben, welches das Kaiserbad ist.

Wie konnten aber, bemerkte der Fremde, hier innerhalb dieses Raumes die großen Kriegsschiffe Platz finden, die unter Carl VI. gebaut wurden, und deren die meisten zu 36 auch zu 40 Kanonen waren? Der Gefragte gab den Bescheid: Diese Fahrzeuge wurden auch nicht hier sondern oberhalb des Tabors am Fahnenstangwasser

gebaut, und Sie finden darüber in Fuhrmanns Alt- und Neu-Wien, zweyter Band, Nachweiſung.

Aber das andere Buch von welchem Sie geſprochen, ſagte der Fremde, ich bitte! Das iſt, ward ihm zur Antwort, der fünfte Band von Schlagers Wiener-Skizzen, ein ſehr verdienſtvolles Werk, das Ihnen nicht unbekannt ſeyn wird. Ein jüngerer Mann, voll gründlichen Wiſſens, vielſeitig und voll Darſtellungstalent, Nahmens Feil, ſoll Mitarbeiter ſeyn.

Der Fremde ſagte, indem man aufbrach: Zwey hochachtbare redliche Forſcher, gelehrte Männer, bey uns draußen nicht minder gewürdigt; auch Letztern kenne und ſchätze ich aus ſeinen trefflichen Arbeiten im Schmidl'ſchen Literaturblatt.

Seltſame Statue.

Wenn man ſich an die Ecke der Mohrenapotheke ſtellt, da ſieht man die Figur am beßten. Man ſchaut ſchräg hinüber auf die andere Seite der Tuchlauben, auf das dem Schrannengebäude gegenüber ſtehende Eckhaus, in welchem die Zuckerbäckerey paradirt, und richtet ſeine Blicke auf das zweyte Stockwerk; da gewahrt man in die Ecke ſelbſt geklemmt ein Standbild von Stein, halb Mannshoch. Es iſt ein curioſes Mannsbild in ſeltſamer Tracht, Jahrhunderte alt, das unterſcheidet man wohl. Wer aber iſt

dieſe Mannsgeſtalt? Oder wen ſoll ſie vorſtellen in dieſem Anzug, der ſo ſehr der altungariſchen Kleidungsweiſe ähnlich iſt? Was ſagt denn, wenn nichts rein Hiſtoriſches da iſt, die Tradition dazu, die doch ſtets auf thatſächlicher Grundlage beruht? Gewiß ein Ungarsmann ſelbſt und ohne Zweifel ein vornehmer, oder ſehr vornehmer? Ja, freylich ein ſehr vornehmer, und zwar kein anderer als der große König Mathias Hunyady Corvin, der der Inhaber dieſer ganzen guten Stadt Wien geweſen. Bevor aber dieſes der Fall, bei ſeiner zweyten Belagerung all dieſer Häuſer, 1485, ſtand er ſelbſt eines Tages vor dem Stubenthore, ſeine geiſtreichen Blicke herum ſchweifen laſſend auf den hohen Häuſern und Thürmen, und nachſinnend über das, was ſeine in der Stadt weilenden Freunde und Anhänger ihm von der Lage und Stimmnng der Einwohner gekundſchaftet haben. Da durchblitzt ihn ein genialer Einfall, der aber zugleich ein wenig keck iſt, das heißt, gefahrvoll, und den übrigens jedes Kind weiß; daß er ſich nähmlich als Wagner vermummte, tändelnd und trillernd ein Rad vor ſich herrollte und auf dieſe Weiſe durch das Stubenthor unangefochten in die Stadt gelangte. Hier nun hielt er, wenn auch flüchtige, doch ſcharfe und genügende Rückſprache mit den Perſonen ſeiner Parthey zuerſt ein wenig in der Wollzeile, dann ein wenig in der Spelunke bey den drey Raben, Willens nun den Gaſthof ſeines Stelldichein aus früherer Zeit, den „Matſchakerhof,“ zu beſuchen. Wie männiglich bekannt. Auf dem Wege dahin aber begegnen ihm andere Freunde, die ihm Wichtiges zu eröffnen haben; man kommt von der Richtung ab, geräth zu Anfang der

Tuchlauben; wenige Schritte von da, wo jetzt das Standbild, wird der König von einigen österreichischen Hauptleuten und Rathsherren, die eben vom Magistrat herüber gekommen, erkannt. Aber nicht entgeht ihm diese Gefahr, er entgeht ihr selber, denn schnell gibt er den Seinigen einen Wink, daß sie unter sich selbst, und mit den Hauptleuten und Rathsherren eine tüchtige Schlägerey anzetteln, einen tumultuarischen Auftritt, dadurch alle Aufmerksamkeit von ihm, dem Wagnergesellen abzulenken. Und der, sein Rad wieder vor sich her treibend enteilt und entkommt glücklich durch die schmale Gasse fort wieder zum Stubenthor hinaus, wildes Geschrey, ihn zu verfolgen, aufzuhalten, zu fangen, hinter sich vernehmend. Zum Andenken dieses Vorfalls nun, der entronnenen Gefahr, stifteten seine Freunde, nachdem er den 1. Juny seinen Einzug gehalten, jenes Standbild.

Die Tradition aber ist vielzungig. Eine andere meint, die Figur zeige den König in seiner Verkleidung als Wagnergesell. Nun, für einen solchen wäre das eine sehr pompöse Vermummung! Wieder eine andere dieser Zungen sagt: „Aber seht Ihr denn nicht, die huckende Gestalt hat ja das Gesicht eingebunden, hüllt unten die Hände in den Mantel und sucht sich zu wärmen über dem deutlichen Kohlenbecken zu ihren Füßen.“ Alles das ist ja das augenscheinlichste Sinnbild des Winters und „zum Winter“ hieß es hier seit undenklichen Zeiten und heißt es noch, daher denn der bekannte Nahme des „Winterbierhauses.“ Was kann nun aber wieder eine andere Zunge dazu sagen? Folgendes etwa: „Wißt Ihr was? es ist der König und der Winter zugleich, nach dem naiven Hu-

mor früherer Zeit, von welchem wir heut zu Tage keinen rechten Begriff mehr haben; der König und der Winter, und der Winter und der König; im Winter iſt es ja, daß er dort das Abenteuer hatte (Anfangs 1485)!" Kurzum, Urkundliches ſcheint gar nicht da zu ſeyn. Was ſoll man alſo machen? Corvin und Winter in Einer Figur!?

Wäre es übrigens gelungen, ſich des vermeſſenen Selbſtkundſchafters zu bemächtigen: was hätte man mit ihm gemacht? Schwerlich würde man ihn, wie 1456, nach der Ermordung des böſen Ulrich von Cilly, auf das Schloß Gutenſtein in Gewahrſam geſetzt haben, wohin er, mit Ketten beladen gebracht worden war, auf einem Wagen, feſt geſchmiedet.

Aber nicht bloß vor dem Stubenthore war Corvin damahls gelagert, das verſteht ſich von ſelbſt; er hatte dieß koſtbare Wien ſo ziemlich umſchloſſen, und es war ſein Hauptquartier eines Tages in Währing. Dieſer Umſtand gibt uns Gelegenheit, Etwas von der Schreibung dieſes Ortes zu ſagen. Wie man nähmlich ſeit einiger Zeit Gratz ſchreibt ſtatt Grätz, ſo ſollte man wohl auch Waring, oder wenigſtens Wahring ſchreiben anſtatt Währing. Damahls ſprach und ſchrieb man Waring; auch Mathias Corvinus ſprach und ſchrieb Waring. Davon exiſtirt im Preßburger-Archive noch der Beweis. Dieſer beſteht in der Urkunde eines Erlaſſes aus Währing, in welcher es lautet wie folgt: Datum in castris exercitus nostri penes wiennam in villa Waring, Sabb. prox. ante fest. purificationis virg. Mariae, Anno Domini etc. LXXX quinto. Weiskern in ſeiner über-

aus werthvollen Topographie, Band 2, Seite 267 (gegen das Jahr 1770 zu) schreibt allerdings auch nicht Waring, aber auch nicht Währing, sondern Wäring.

Der Hofschauspieler Joseph Lange.

Dieses Künstlers Leben biethet manche Memorabilien dar, die noch nicht aufgefaßt worden. Einige mögen hier stehen.

Als 1771 sein Bruder, ein sehr geschickter Schauspieler starb, war er untröstlich und erkrankte. Der große Sonnenfels nahm sich seiner an, nahm ihn in seine eigene Wohnung auf, ertheilte ihm Unterricht, unterstützte ihn auf jegliche Weise. Zwey Jahre später hieß es, Lange gehöre zu den Widersachern des gegen Vorurtheile so unerschrocken aufgetretenen Gelehrten; Sonnenfels zog sich zurück; aber die Sache klärte sich bald auf, und er verwendete sich um so zärtlicher für seinen treuen Schützling.

Gleich Anfangs hätten wir die wirkliche Merkwürdigkeit anführen sollen, das Lange der älteste Bruder von nicht weniger als dreyßig Geschwistern war, unter denen nur zwey Schwestern.

1789 befand er sich in Hamburg. Man gab da Kotzebue's Menschenhaß und Reue, und er machte des Verfassers Bekanntschaft. Er bath Herrn v. Kotzebue ihm das Stück für die Wiener-Hofbühne zu überlassen. Dieser ging darauf ein, aber nur unter der Bedingung, daß er

dieſes ſo unerhört dankbare Drama der Hofbühne gratis verehren dürfe. Das iſt in der That ein merkwürdiger Zug. Lange übergab das Stück, und man kann denken, welch reiche Ernte es dem Hoftheater brachte.

Der unſterbliche Mozart war Langes Schwager. Lange will an ihm bemerkt haben, daß er während der Zeit, als er mit einem bedeutenden Tonſtück beſchäftigt war, ſich im Umgang unbegreiflich verwirrt zeigte, und die ſeltſamſten, faſt albernſten Späſſe machte. Lange nannte das poſſirliche Selbſtironie.

Als die unvergeßliche Adamberger (die beyläufig geſagt, auch von Hormayr dergeſtalt gefeyert wurde, daß er ſie, mit Bildniß in ſeinen öſterreichiſchen Plutarch aufnahm) von der Bühne zurück trat (1804, 22. Febr.) ſchrieb Kotzebue ein kleines Abſchiedsſtück. Selbes wurde aber nicht gegeben, weil die Künſtlerinn nicht mehr vermochte, die Bühne zu betreten. In Bezug auf letztern Umſtand veranlaßte Lange, daß Heinrich von Collin eine andere Piece dichtete. Lange trug dann auch einen von Collin gedichteten Epilog vor, der ſich, ſieben Strophen lang, wohl in ſeinen Werken mit abgedruckt befinden wird. Er beginnt mit den Worten:

Als Adamberger hier zum letzten Mahle
Der Unſchuld Reiz in ihrer Gurli zeigte ꝛc.

Collin ſchrieb auch eine ſeelenvolle Charakteriſtik dieſer Künſtlerinn für den Theater-Almanach 1805.

Lange ſchwärmte für Tieck, und dieſer wußte des genialen Mannes Eigenſchaften recht wohl zu würdigen. Eines Tages findet ſich Lange in ſeiner Wohnung durch einen Beſuch Tiecks ehrend überraſcht; Collin war mit.

Collin erſuchte Lange, eine Scene aus St. Albin, eine aus dem Medon des Codrus und endlich die Turnierſcene aus der Agnes Bernauer darzuſtellen, im Zimmer ſogleich, und im Nachtkleide, wie Lange eben war. Dieſer willfahrte mit der größten Bereitwilligkeit, und Tieck war äußerſt zufrieden.

Friedrich Schlegel gehörte unter Lange's wärmſte Verehrer.

Als Betty Rooſe († 24. Oct. 1808) beſtattet wurde, wandelten den rüſtigen Lange mehrmahls Ohnmachten an. Der Trauerzug ward von mehr als hundert Wagen begleitet; Tauſende zu Fuß ſtrömten nach.

Unter die vorzüglicheren Gemälde Lange's gehört das Altarblatt die Verkündigung Mariens zu Nicolsburg; es entſtand durch die Verwendung ſeines freundſchaftlichen Gönners Sonnenfels.

Von dieſem monumentalen Manne ſprach Lange noch in ſeinen letzten Jahren, die er in Zurückgezogenheit am herrlichen Gmundnerſee zubrachte, nie anders als mit ſichtbar aufrichtigſter dankbarſter Begeiſterung und hoher Bewunderung. Der dieſe Zeilen ſchreibt, zählt die wenigen Stunden, die er dort zugebracht, zu den ſchönſten ſeines Lebens. Lange's abſeitiges Wohnhaus am See war wohl ein Buonretiro aber kein Sansſouci.

Josephs II. hohe Meinung vom Theaterwesen.

Der Kaiser liebte es, gegen die Schauspieler großmüthig zu seyn, denn auch Er hegte die Meinung, das Theater könne eine Bildungs-Anstalt für die Nation seyn!

Als das Lustspiel: „Der Fähnrich" den 30. Sept. 1782 zum dritten Mahle und bey überfülltem Hause gegeben wurde, ließ der Kaiser, noch ehe das Stück zu Ende war, den Freyherrn von Kienmayer, der an der Spitze der Direction stand, in seine Loge bescheiden, und sagte ihm: Lange und unsre Adamberger spielen heute vortrefflich; lassen Sie Beyden meine Zufriedenheit wissen, und schenken Sie ihnen in meinem Nahmen den ganzen Betrag der heutigen Einnahme.

1785 wurde der berühmte Sopransänger Ludwig Marchesi von der Kaiserinn Catharina nach Petersburg berufen. Als Marchesi seine Reise durch Wien nahm, wünschte der Kaiser ihn zu hören. Der Künstler trat auf, ward von der Direction entschädigt und erhielt von Joseph einen kostbaren Brillantring. Die ganze Summe der Einnahme aber wurde unter die bey der Oper (Giulio Sabino) beschäftigten Sänger und Sängerinnen und das Orchesterpersonale vertheilt.

Der verdienstvolle unvergeßliche Hofschauspieler Joh. Heinrich Friedr. Müller († 1815) war geraume Zeit mit einer theatralischen Pflanzschule beschäftigt; Idee und Auftrag dazu waren von Joseph II. ausgegangen. 1777 ließ der Graf Rosenberg Müllern zu sich rufen, und erklärte ihm, der Kaiser habe bey Parhamer im Waisenhause Kna-

den und Mädchen bemerkt, die Talent zur Schaubühne hätten, und er habe vor, eine Bildungs-Anſtalt für Schauſpieler gründen zu laſſen, nach dem Muſter des Mannheimer-Inſtituts, welches ihm Müller geſchildert hatte. Der Graf verlangte ſofort, Müller ſolle dem Kaiſer einen Plan entwerfen. Man kann denken, mit welchem Eifer und mit welch tüchtigem Berufe er ſich dieſem Auftrage unterzog. Den 4. März des genannten Jahres fand ſich Müller im Controlorgange ein, dem Kaiſer den Plan zu überreichen. Der Monarch war ſehr angenehm überraſcht, und blätterte ungeachtet der vielen Supplicanten ſogleich in dem Manuſcripte. „Ich habe," ſagte er, „heute viel zu thun; ich werde den Plan leſen und mit Roſenberg darüber ſprechen." Als Müller ſich zu entfernen, ſchon an der Thüre war, rief ihn der Kaiſer zurück. „Noch Eins," ſagte er, „machen Sie Roſenberg bey Gelegenheit den Vorſchlag zu einer Theaterbibliothek. Nicht an mich, an ihn ſelbſt; nur ein pro Memoria. Ich möchte doch hören, was er mir darüber ſagen wird." Letztere Worte ſprach der Kaiſer lächelnd.

Als Ort der theatraliſchen Pflanzſchule hatte Müller Schönbrunn oder Lachſenburg vorgeſchlagen; der Kaiſer aber beſtand auf Wien; ſie kam jedoch nicht zu Stande, obwohl Jedermann ſchon von ihr (man beliebte ſie allgemein „Pepinière" zu nennen) ſchwärmte. Endlich hatte der wackere Müller den Muth, ſelbſt eine zu gründen, das heißt auf ſeine eigene Koſten. Dieß war 1779. Er fand aber ſo viele Hinderniſſe, daß er die Sache nach ein paar Jahren wieder aufgab.

Ernſtere, wichtigere Angelegenheiten mochten den Kai-

ſer abgehalten haben, ſich für dieſe Pepinière thätiger zu intereſſiren; doch ließ er Dichtern und Schauſpielern ſtets ſeinen thatſächlichen Schutz angedeihen, und beſtimmte z. B. nach Leſſings Vorſchlag, daß der Dichter, deſſen Stück auf dem Hoftheater mit Beyfall aufgenommen worden, den vollen Betrag der dritten Einnahme zu beziehen habe. Die Gründung einer Galerie der Schauſpielerbildniſſe iſt bekanntlich auch von Joſeph.

Alboiſe in Schönbrunn.

1809 war in Schönbrunn im großen Schloßhofe faſt täglich Parade. War dieſe vorüber, ſo pflegte Napoleon diejenigen Soldaten zu empfangen, welche Etwas vorzubringen hatten, und zwar gewöhnlich in dieſem Hofe ſelbſt, wo ſie am Fuße der Haupttreppe auf dieſen Augenblick harrten.

Eines Tages tritt mit einem gewiſſen barſchen Weſen ein Grenadier der alten Garde auf den Kaiſer zu. Der Mann war über die Gebühr groß, dabey aber robuſt und voll Ebenmaß; über ſein ganz verwittertes Geſicht lief der Quere nach eine derbe Schmarre. Er war noch Einer von der Conſulargarde her, war mit in Egypten und Italien und hatte das Kreuz.

Ah, mein tapferer Freund, was haſt Du? redete ihn der Kaiſer an, indem er ihn auf die Schulter klopfte.

Sire, antwortete der Gardiſt; ein großes Unglück iſt mir begegnet.

„Ein ſogenanntes Unrecht, nicht wahr? Und Du ſuchſt Genugthuung?“

Das iſt es dießmahl nicht, Sire. Aber meiner alten Mutter iſt ihre Hütte abgebrannt. Sie hat nichts mehr als die Augen, es zu beweinen.

„Ah ſo! Sie wird auf mich zählen. Ich werde an den Kriegsminiſter ſchreiben. Biſt Du damit zufrieden.“

Nein, Sire, nein!

„Donner, Du biſt ſchwierig. Was willſt Du denn, daß ich thue? Eine Anweiſung an den Zahlmeiſter der Garde?“

Das iſt es durchaus nicht. Es iſt nicht der Fall, daß ich Ihre Unterſchrift unleſerlich finde, Sire; aber die Zeit, welche der Schatzmeiſter und ſeine ganze Kanzley brauchen, das Ding einzuregiſtriren, zu ſtämpeln, zu bekritzeln! Unterdeß geht das Mütterlein darauf. Ich bin da, von Euch Geld aus der Hand in die Hand zu erhalten. Damit Ihr aber nicht glaubt, ich wollte Euch aufziehen, wie es die Federhüte und goldgeſtickten Stiefel thun, ſo iſt hier das Büchelchen meiner Decoration; und die Anleihe wird Euch theilweiſe abbezahlt.

„Behalte Dein Büchelchen, Alter; bey vieljährigen Bekanntſchaften, wie die unſrige, bedarf es deſſen nicht; das Wort allein iſt hinreichend. Da, hier iſt eine Rolle für das Mütterlein; Du wirſt mir das Capital zurück zahlen, wenn Du Obriſter ſeyn wirſt.“

Die Rolle enthielt 1000 Franken.

Der Grenadier war in hohem Grade betroffen. Er ſträubte ſich lange und ernſt; endlich aber mußte er nachgeben. Gut ſagte er; es ſey, ich nehme die Rolle, aber

nur unter der Bedingung, daß Euch die Sache nicht genire, Sire!

Allons, nimm, ſagte der Kaiſer, etwas ungeduldig.

Dank, Dank, Sire, entgegnete der Soldat; aber Ihr werdet ſo gut ſeyn, meinem Obriſten zu ſagen, daß er mich von nun an Corporal nenne. Nicht aus Ehrgeiz, Donner, ich ſage es Euch, ſondern nur aus dem Grunde, daß der Zeitpunct der Rückzahlung etwas beſchleunigt werde.

Tags darauf erhielt der Soldat die Abzeichen des Corporals.

Dieſer Mann hieß Alboiſe. Wegen ſeiner Unumwundenheit, Derbheit und ſeines brummbäriſchen Weſens war er bey der ganzen Armee bekannt; er hieß allenthalben nur der Murrkopf. Niemand wagte es, dem Kaiſer ſolche Dinge zu ſagen, wie er. Doch war er der Allertapferſten Einer, und ſonſt ein Mann von Geiſt und pikanten Antworten.

Hier einige Proben.

In der Nacht vor der Schlacht von Auſterlitz durchzog Napoleon das Lager, um zu ſehen, welchen Eindruck ſeine Proclamation bey den Truppen hervorgebracht habe. Alboiſe murmelte ihm von der Seite zu, doch deutlich genug: Ah, Du verlangſt Ruhm. Gut, ſey nur ruhig; morgen früh wirſt Du zugedeckt werden mit dieſem Ruhm. Nur ein wenig Geduld, Du wirſt ſchön zugedeckt werden.

Eines Tages, als Napoleon mit dem Kaiſer Alexander ausgeht, bemerkt Letzterer den Gardiſten mit ſeiner furchtbaren Schramme. Was halten Sie, mein Bruder, fragt Napoleon, von Soldaten, die ſolche Wunden über-

leben? Alexander ſagt hierauf: Und Sie, mein Bruder, was denken Sie von Soldaten, die ſolche Wunden ſchlagen. — Alboiſe, präſentirend, murmelt vernehmlich vor ſich hin: „Sie ſind todt, dieſe.“ Erhaben genug!

Abenteuer auf dem Apolloſaale.

Wer hätte den feenhaften Apolloſaal nicht beſuchen wollen? Ein paar Freunde machten wir uns mit dem ehemaligen Buchhändler H—g dahin auf.

Mit Mühe finden wir ein Plätzchen in der Nähe des Billards; wir ſetzen uns und beſtellen ein Souper. Wie wir ſo ein Stündchen ſitzen, ohne während dieſer Zeit das zu thun, was man Soupiren nennt, da wir noch immer nichts hatten bekommen können, gewahren wir dem Billard gegenüber einen einzelnen Mann punſchirend, der uns bekannt vorkommt. Vor Allem leuchtete und ſtrahlte ſeine atlaſſene himmelblaue Weſte, die den ganzen Oberleib einhüllte, und kaum Platz ließ für ein ſchmales Zwirnjabot. Das Halstuch bis über das Kinn hinauf, war von pomeranzenfarbner Seide und bildete am Kehlkopf eine ungeheure Schleife. Das enganliegende Beinkleid war von grünlichem Wolltricot; an den Knöcheln war es mit ſchmalen ſchwarzen Sammtbändchen umwickelt. Die Strümpfe von bläulicher Seide; die Schuhe über dem Riſt mit ſchmalen Riemen mit ſehr kleinen Stahlſchnallen in der Art befeſtigt, daß die Schnalle abwärts gegen die Sohle zu ſitzen kam. Der lange weite Frack mit ho-

hem, freyaufliegendem blutrothem Kragen war von dunkelblauem Tuch mit sehr kleinen Perlenmutterknöpfchen besetzt, wie das auch bey der Weste der Fall. Eine Uhrkette oder Uhrschnur war nicht sichtbar. Das Gesicht des Mannes war heiter und luststrahlend, stark geröthet, faunenhaft lächelnd, voll Muthwill und Satyre, besonders der Mund. Der Eigenthümer all dieser schönen Sachen war augenscheinlich im besten Mannesalter; äußerst beweglich, auf dem Sessel herumrutschend und mannigfach gesticulirend. In der einen Hand hielt er ein Glas Punsch, in der andern einen Stecher, durch den er den Billardspielenden zuschaute.

Ich stand auf und trat näher, um zu sehen, ob ich mich nicht geirrt; richtig; es war Perinet. Uns erkennend, winkt er uns zu; wir machen uns auf zu ihm hinüber, und in diesem Augenblick erheben sich zwey ihm gegenüber sitzende Frauenzimmer, die zum Tanz gebethen waren. „Gleich setzt Euch da zu mir," rief Perinet aus, das Glas schwingend; „die zwey Mädel sind meine Halbniecen." Wir nahmen also Platz. Jetzt erst bemerkte ich, daß Perinet dicht zur Seite sein und unser Freund Gewey sitze, den Kopf zurück gebogen, schlafend und laut schnarchend. „Diese zweyte Ladung," lispelt der ewig Lustige, mit dem Augenglas auf eine erschöpfte Bowle weisend, „hat ihm den Rest gegeben. Ah, wo sind die Zeiten!" Aber die Zeiten waren doch noch da, denn plötzlich erhob sich der Schläfer, stand aufrecht da, und rief mit Donnerstimme: „Kellner, geschwind noch einen Topf voll." Alle lachten und gratulirten wir; aber Gewey setzte sich, brachte sich schnell in solide Positur, nahm ein paar Prise

Tabak aus ſeiner großen Porzellandoſe, die ein Geſchenk des Barons Retzer war, und ſprach halb lachend, halb ernſt zu ſeinem Nachbar: „Es iſt freylich ſchon ziemlich lange her, Bruder, daß wir auf dem Neuſtift beym Faſan, und dann im Taubſtummen-Inſtitut Comödie geſpielt haben, gratis dem lieben Publicum, das uns dann ebenfalls gratis mit Punſch bewirthete. Aber ich ſpüre noch keinen Unterſchied, Bruder; ich ſtellte mich nur ſchlafend, weil ich befürchtete, du werdeſt Scandal machen wie geſtern bey der großen Tabakpfeife. Führſt Du Dich aber geſcheidt auf, ſo wach' ich und trink ich; verſtanden!" Da erhob Perinet das ſchon leere Glas, und verſelte, wie es ſein Gebrauch, aus dem Stegreif daher:

Gewacht und Punſch getrunken
Nicht unter'n Tiſch geſunken
So macht's der tapfre Mann;
Und erſt nach vier, fünf Bowlen
Mög' ihn der Kuckuck holen
Fängt er zu wackeln an.

Der edle Sänger fing aber jetzt ſelber zu wackeln an, und ſehr ſtark. Zum Glück kam eben der Kellner heran und hielt ihn aufrecht, aber zum Unglück brachte derſelbe Kellner die dritte Bowle von doppelter Größe; Perinet hatte ihm das wohlbekannte Zeichen gegeben, die Portion zu dupliren. Meine eigene Geſellſchaft that nun alles Mögliche, die Gefahr von den zwey lieben Freunden abzuwenden; wir tranken viel und raſch, aus redlichem Eifer für das Wohlbefinden unſrer Wirthe; allein es war dennoch vergebens, Perinet wenigſtens ſollte in dieſer Nacht einen paar recht fatalen Abenteuern zur Beute

werden; einem Dutzend vielleicht, wollte ich ſagen. Von Dreyen mußten wir leider ſelbſt Zeugen ſeyn; dann flüchteten wir in eine ferne Gegend dieſes unermeßlichen Etabliſſements.

Sein erſtes Abenteuer war, daß er ſich mit aller Gewalt aufwarf, Billard zu ſpielen. Beym erſten Stoß verſchwand die Queue unter dem Tuch des Billards; er hatte ein Loch in das Tuch geſtoßen, ſo groß und ſo heftig, daß er die ganze Queue hinein ſchob, wie in ein Futteral. Der zweyte romantiſche Auftritt war, daß er ſo lange bey dem lebendigen Waſſerfall herumtaumelte, bis er mitten hineinſtürzte, niederfiel und im Baſſin herumplätſcherte zu großer Unterhaltung der Zuſchauer. Unbekannte Freunde zogen ihn ſchnell heraus, brachten ihn in die Garderobe, trockneten und reſtaurirten das Coſtüm ſo gut es in der Eile anging, und in der nächſten Viertelſtunde erſchien der Held wieder voll Durſt, und — voll Tanzluſt. Er liebte die Menuette und pflegte ſie ſonſt mit Grazie zu tanzen; aber heute ſollte ſie ihm ſein drittes Abenteuer bereiten. Er engagirt eine ſeiner Halbniecen; das ſchneeweiß gekleidete Mädchen ſträubt ſich; allein ſie muß. Kaum aber hat der Tanz begonnen, ſo verliert der Held das Gleichgewicht, ſtürzt und ſchlägt ſich einen Zahn ein. Wüthend darüber ſteigt er wieder empor, packt ſeine Dame und tanzt mitten durch die Menuette-Gruppe einen raſenden Langaus. Plötzlich hat das ſchneeweiße Gewand ſeiner Tänzerinn vom Buſen bis hinunter zu des Kleides Saum, die ganze Länge des Körpers hinab einen ſchnurgeraden fingerbreiten blutrothen Streifen; die Wirkung des ausgeſchlagenen Zahnes des wüthenden Tänzers.

Dieß ſehend, ergriffen wir die Flucht; helfen hätten wir nicht können, und der Dienſtfertigen waren genug da.

Ein fremder Gönner hatte Alles bezahlt und möglichſt ausgeglichen. Gewey hatte die letztern Avanturen unangefochten verſchlafen. Als er erwachte, befand er ſich in ſeinem Bette; neben ihm auf dem Sopha ſchnarchend der Rolandſche Genoſſe.

Späterhin freylich lachten wir Alle darüber; und jetzt iſt das nur noch bey ſehr Wenigen der Fall. Die blutige Halbnichte aber geht noch um.

Des Wolfgangi Schmälzelii luminoſe Fata: Ehrentag; Kettelſchmaus, dann auch neuer Freundſchaft-Schematismus *)

(Schwank.)

Der poetiſche Schotten-Schulmeiſter Wolfgang Schmälzel konnte den Tag nicht erwarten, an welchem die geliebte Thecla Wallakratſch ſein ehelig Gemahel werden ſolle; und der poetiſche Schotten-Schulmeiſter Wolfgang Schmälzel erwartete den Tag, an welchem die geliebte Thecla Wallakratſch ſein ehelig Gemahel werden ſolle.

Dieſer Tag war heute. Die Trauung ging im Schottenkirchel ſelber vor ſich, welches ſich damahls an der

*) Gilt hier die Anmerkung wie bey Schmälzel's Schülern im 1. Theile der Localfresken S. 104.

Stelle befand, wo gegenwärtig der ſogenannte Schubladkaſten ſteht. Die Ceremonie zog ſich Etwas in die Länge; faſt ſchon war Mittagzeit. Man trachtete aufzubrechen nach dem Lazenhof, woſelbſt das Hochzeitmahl ſtatt finden ſollte, deſſen Beſtreitung der Doctor Lazius, Schmälzels Gönner und Freund auf ſich genommen.

Vor der Pforte harrten fünf ſtattlich aufgezäumte Rößlein, welche der Erzherzog Maximilian, abſonderlicher Beſchützer Schmälzels, an deſſen Comödien er ſich im Kloſter ſelbſt ſinniglich geweidet, aus der Stallburg hergeliehen hatte. Die Thecla beſtieg, aber etwas zaghaft den Zelter; der war ein kleines ſemmelfarbiges frommes Rößlein; der Ehemann ſprang beherzt auf einen kräftigen Rappen. Die Kranzeljungfer, eine gewiſſe Cordula Hugelgupferinn, ein adelig Dirndel aus dem Geſchlechte Derer von Gugelhupf, kletterte zimperlich auf das dritte Röſſel; der eine Beyſtand, ein Pfaidler, Nahmens Pfnauſinger ſchwang ſich muthig auf das vierte, ſo ein Schecke war, und der Stadt-Ingenieur Hirſchvogel war mit einem einzigen Satz auf einem feurigen Hengſt. Hirſchvogel in voller ſoldatiſcher Parade, eröffnete den Zug. Die übrigen Leute „der Freundſchaft," die gewiſſe bandwurmige Sippſchaft folgte hinterdrein zu Fuß; Dero werthe Bekanntſchaft werden wir die Ehre haben, bey der Tafel zu machen.

Der Anzug der jungen Eheleute, war in Gemäßheit der jüngſt wiederholt ergangenen Kleiderordnung ſehr ſimpel. Das Kleid der Frau Schulmeiſterinn beſtand aus himmelblauem Harraß, am Halſe mit Künigelwammen ausgeſchlagen; der Halskragen war aus einfachen wieneriſchen

Zwirnſpitzen; das volle blonde Haar hatte keine andere Zier als ſich ſelbſt, und ein paar dünne lauchgräne Sammtbändchen. Schmälzels Gewand, auch das Mäntelchen war von ſchwarzem Walkraſch; das Barett von Sammt; unter der Halskrauſe funkelte das güldin Kettlein mit der kleinen Goldmünze, ſo er von kaiſerlicher Majeſtät für die comödiſche Vorſtellung des verlornen Sohnes als Gnadengeſchenk erhalten hatte.

Als der Zug bey dem Thurmthore des Lazhofes angekommen war, ſtand da ſchon der Haushofmeiſter des Doctors, in voller Parade, die Gäſte zu bewillkommen und zu empfangen. Es war aber dieſer große hagere Recke mit einem gewaltigen Schnurrbart, ein gebohrner Szegediner Nahmens Teremtiſche, der dem Doctor während ſeiner Feldſchererey im Ungarlande das Leben gerettet.

An der Thüre des Speiſeſaales, ſo ein großes ebenerdiges Kellergewölbe war, ſtanden als Ehrenwache zwey Hellebardierer von dem Commando des Hirſchvogel. Dieſe hatten die ganze Zeit über vollauf zu thun, die vielen hungrigen und neugierigen Juden abzuhalten, die in jenem Hofe ſchon damahls in großer Anzahl geniſtet.

Teremtiſche gab mit einer kleinen Haustrompete das Zeichen, daß die Gäſte ſich ſetzen möchten, was aber erſt nach einem langen und lauten Tiſchgebeth geſchah. Und ſo begann nun ohne Verzug die Mahlzeit.

Wir können uns füglich enthalten, die vielerley Speiſen und Getränke zu nennen, aus welchen dieſes Hochzeitmahl beſtand, weil wir annoch die Berechnung (Raittung) beſitzen, die Tags darauf dem Doctor Lazius vor-

gelegt wurde, der übrigens den Tischwein aus seinem eigenen Keller dazu spendirte. Und ist diese Raittung diejenige welche hier folget:

	Pf.	ß.	D.
Erstlich khaufft zeehen Raiger ain vmb sechs Patzen	4	—	—
vmb allerlay visch vünd anudern von den hiegen vund anudern vischern erkhaufft ausgeben	24	4	22
Item um ain khalb vund zway Lämper ausgeben	2	1	10
Item vmb zwaintzig phunt Rindfleisch	—	4	—
Vmb allerlay Gwüertz ausgeben	6	2	24
Item khaufft sechs Gensz aine pr 2 ß 4 d	1	4	24
Item khaufft 52 Hienner ains pr 18 d	3	7	6
vmb ain Achtl schmalz	—	6	12
Item vmb zwelf Achtrin essig	—	6	12
Vmb Semmel	1	—	—
Vmb Speekh	—	—	20
Vmb Ayr	—	1	10
Item Peterstill vund andere Kreiter	—	1	10
vmb zway Achtl semmel mel	—	2	—
Item vmb Parmesen Khaß	—	3	6
vmb Rotten vnd weißen Wein	6	2	22
vmb Allerobs (Obst) zu der Weirln Tortten vnd auftisch	—,	4,	24
Item vmb schiffl	—,	1,	10
vmb Rockhensprot	—,	—,	24
dem Khuchel Pueben vnnd Prattern so In der khuchl abwaschen geholffen vmb zway khueffl Saltz	—,	1,	3
Item vmb Gapre vnnd Oline	—,	1,	16
vmb Erdtper	—,	2,	4

	Pf.	ß.	D.
vmb zwey Stibich thell vnd hinaus zu tragen	—	2	4
Item vmb Species Pentallis	—	—	24
Item vmb ammurekhen	—	—	12
vmb vögl	—	5	18
vmb ain väſl weiß Pier	2	4	20
vmb Pamerantſchen	—	6	—
vmb Lemone	—	1	18

Mehrere der hier angeführten Beſtandtheile der Tafel waren jedoch auf mannigfache Weiſe zubereitet, nähmlich von dem Laibkoche des Doctors, einem gewiſſen Fautreditan, der ein Franzöſel war, von dem Doctor, welcher einen feinen Tiſch gar ſehr liebte, eigens aus Lutetia verſchrieben. Derſelbe Fautreditan präparirte auch gar künſtlich unterſchiedliche Liquores und Eſſenzen, deren, wie auch allerley Confituren, Eingeſottenes und Gefrorenes gegen das Ende der Mahlzeit aufgetragen wurden.

Während dieſes Schmauſens, Sauſens und Brauſens alſo haben wir die beſte Gelegenheit, wenigſtens die Nahmen und den Stand der fürnehmſten Gäſte kennen zu lernen. Von dieſen müſſen wir zuerſt die vier Mutterſchweſtern der jungen Ehefrau nennen. Sie hießen Urſula Gottfeidinn, Eva Urafferinn, Helena Zoberl, und Anna Trentzerinn. Eine jede war Wittib, eine aber wieder Braut, verſprochen dem Teremtiſche; die Trentzerinn aber hatte eine heimliche Liebſchaft mit dem Fautreditan. Alle vier hatten ſie ihre Männer bey der türkiſchen Belagerung 1529 verloren. Einer war ein Grießler, der zweyte ein Gerätheltrager, der dritte ein Bethenmacher oder Roſenkränzer, der vierte ein Schröter oder Faßzieher. Die Wittib

dieſes vierten, die beſagte Trentzerinn, war, wie ihr Mann ein Saufaus; ſie ſoff aber nichts Anderes, als Meth. Den ganzen Tag ſaß ſie im Methkeller beym ſüßen Löchel, dahero denn auch das galante Franzöſel die Aufmerkſamkeit gehabt, ihr heute mehrere Krüge feinſten Methes, ſeines eigenen Gebarues vorzuſetzen. Die Uraſſerinn hatte ein Bärtel, auch einen kleinen Backenbart; die Zoberl hatte drey Ohren und zwey Kröpfe; ſie ſpielte ſehr gut die Maultrommel. Die andern drey waren in Sinn und Weſen ordinäre Menſcher, welche ihr Schwager Kralawatſch (denn ſo hieß er eigentlich) des ſteinernen Kleeblattes Leutgeb, in der Küche nur ſo duldete, wo ſie ſich von Abwaſchweiberey ernährten.

Wittiber waren zwey zugegen, Verwandte des Schmälzel; beyde unbedeutende Gäuche: Der Stubenhocker und der Alraunler. Einer war ein Altreiß, der Andere ein ſchwindſüchtiger Bänkelſänger. Der hatte eine ſilberne Ferſe, da ihm die natürliche auf der Löwelſchanze von einem Janitſchar wurz war weggeſäbelt worden. Er war der Abſchreiber des Schmälzel.

Die andern Gäſte waren ſämmtlich verheirathet und mit ihren Geſponſinnen da. Der Macraſentinger war der famoſeſte; er fluchte unaufhörlich und war ein Stänkerer. Er war ein Bader in der Stubenlucken, dort hatte er ſeine Baderey. Der Kerl war auch ein Narr. Auf der Straße packte er die Leute an, und ſchlug ihnen mit Gewalt dort und da eine Ader; wollten ſie kein Unglück haben, ſo mußten ſie ruhig herhalten. Die gewiſſe zinnerne Spritze trug er immer bey ſich. Der Kerl machte auch Verſe, dem Schmälzel zum Troß. Seine Sinngedichte bey der heuti-

gen Tafel aber bestanden darinn, daß er das zinnerne Instrument heimlich unter dem Tischtuch mit Wein füllte, und der Trentzerinn, so wie der Urasserinn in aller Geschwindigkeit in die Larven spritzte. Den zwey Menschern machten diese witzigen Einfälle große Unterhaltung; es war ihnen eine Ehre. Die Baderinn plauschte indeß mit ihrem Nachbar, der ein Sporer war und Rapunzlinger hieß, ein hübscher junger Mensch, der eine Gugarellische zur Frau hatte, welche hinwieder mit dem Wuscherlhofer plauschte, einem Binder, der eine Flunkenscheckerlische zur Frau hatte, welche hinwieder mit dem Haddimschon plauschte, einem Schwertfeger, der eine Dachtel zur Frau hatte, der Haddimschon, und dessen erste Frau eine geborne Reschponzwester gewesen dahier.

Es war auch ein Türkel zugegen, ein Wälscher und ein Pommerer. Ersterer, Harumbaschel mit Nahmen, war bey der Belagerung gefangen worden, blieb zurück, ließ sich taufen, machte einen Sprachlehrer und legte in Erdberg einen Küchengarten an, wo er türkischen Weizen baute, der ihm viel Geld eintrug, Mit dem Wälschen, Muscazoni, der ein Parmesaner war, hatte er Freundschaft, und der hatte mit dem Pommerer, so Keißescherl geheißen, eine gemeinschaftliche Fleischselcherey im Schiltgäßlein. Neben dem Keißescherl saß der Winddaradi, welcher einen Grünzeugkram in der Katerluken hatte, wie sein Weib einen Spitzenkram in der Vilzerstraße. Dieser Gäuche Frauen waren Doppelzwillinge, und nicht zu unterscheiden von wegen dero schwarzer Haut, indem sie geborne Mohrinnen aus der Chumpflucken waren, aber sehr reich, eheleibliche Töchter eines Goldschmieds und Wechslers, so

aus Abyſſinia geweſen, und deſſen Nahme überdeutſcht Luſiglauder.

Alſo kann man ſehen, was das für eine rare Sippſchaft war. Waren auch ſammentlich überaus luſtig und lebendig; machten dann auch Muſika, und gab es Tanz die Kreuz und Quer; ließen auch alle Jüdlach herein; ward Alles Bruderſchaft und Schweſterſchaft; kam das Franzöſel der Foutrediton dazu und der Szegediner der Teremtiſche mit dem hellen Trompetel, blies dazu der Macraſentinger der Bader ſeine Spritze, und vermerkte kein Menſch, daß unterdeß die Neuverlobten heimlich entwichen.

Und iſt dieſes die wahrhaftige Hiſtoria des Schmälzelſchen Hochzeitſchmauſes dahier. Und kommen wir ſofort zu dem Kettelſchmaus und dem Schematismo.

Das Jahr 1553 nähmlich, war für den Schotten-Schulmeiſter Schmälzel von drey merkwürdigen Ereigniſſen begleitet.

Das erſte war der Verluſt ſeiner lieben Ehewirthinn Thecla. Lange ſchon hatte ſie gekränkelt aus Verdruß mit den ungezogenen Schuljungen, und da ihr die Aufſicht über das immer vollgepfropfte Kotterl obgelegen. Ihr Geſpons hielt es, ihrer Meinuug nach, allzuſehr mit ſeinem, hart am Schottenthor gelegenen Weingärten, deren er von Jahr zu Jahr an ſich gekauft. Thecla härmete ſich ſehr hinunter, bekam Launen und mit Wolfgango häufige Händel, ſo daß ſie, um ſich zu zerſtreuen und zu erheitern häufig ihren Ohm, den Lebzelter im ſüßen Löchel beſuchte, ſich in deſſen blühender Wirthſchaft erfreute und gerne mithalf, die zahlreichen Gäſte zu bedienen. Zu Pfingſten

aber in dem genannten Jahr, da waren es der Thecla letzte Pfingſten. Dieſe miſerable Perſon wollte von dem Gezelt mit einer Schürze voll Schiffeln ſchnell hinunter in den Methkeller, glitt aber in der Mitte der Stiege aus, und ſtürzte Kopfüber hinab gerade in eine große offene Methkufe, in ſelber, wenn auch ſüß, doch elendiglich umkommend.

Das zweyte Erlebniß iſt, daß er Bürger gemeiner Stadt wurde. Er hatte ſich durch den Ertrag ſeiner Weingärten ein kleines Haus erworben, denn das Weingeſchäft ging erſtaunlich, wie er in ſeinem Lobſpruch auf Wien ſelbſt erzählt, dergeſtalt, daß oft Tauſende von Weinleſern zum Schottenthor hinaus zogen, täglich 1500 Pferde und 300 Wagen und über 40000 Eimer Landwein ausgeführt wurden. Früher ging das freylich nicht ſo lebhaft, da Ferdinand unterſagt hatte, daß die Wiener-Handwerker Weingärten beſäßen. Schmälzel war ein wohlhabender Mann geworden, was er ſich, als er vor ſo und ſo viel Jahren von Leipzig her, wo er ſeine erſte Bildung genoſſen, auf gut Glück über Stockerau dem Stephansthurm zugeſchritten, freylich nicht hatte träumen laſſen.

Die dritte Begebenheit war eine glänzende. Sein großes Carmen: „Ein Lobſpruch auf Wien ꝛc.," welches er fünf Jahre zuvor in die Welt hatte ausgehen laſſen, fand allenthalben rauſchenden Beyfall, im Volke ſowohl als unter Gelehrten. Viele ſchmeichelhafte Zuſchriften erhielt er, auch Geſchenke an Naturalien, Kleidungsſtoffen, Hausrath und Büchern, unter Letzteren ein Exemplar des Theuerdank. Von weiblichen Händen kam auch gar Manches, ſo daß der ſtattliche Wittiber ſchier in Verſuchung

gerieth, aufzuhören, einer zu seyn. Indeß schwebte ihm stets ein alter flegelhafter Reimspruch vor, dessen Inhalt dieser ist: Wer ein zweytes Mahl heirathet, der ist nicht werth, daß ihm sein erstes Weib gestorben.

Gehen wir jetzt von diesem Capitel ab, und kommen auf die besagte glänzende Angelegenheit. Von der gelehrten Donaugesellschaft, die schon durch Kaiser Marens Tod die gefährlichste Erschütterung erlitten, waren nur einige wenige Mitglieder mehr übrig, und die edle Anstalt fing an, sich der Auflösung zu nähern, obschon in dem Hause eines der frühern Vorsteher, des berühmten Cuspinianus, zum weißen Rössel in der Singerstraße von Zeit zu Zeit noch Sitzungen gehalten wurden. In einer derselben wurde darauf angetragen, dem Schulmeister Schmälzel von wegen seiner Verdienste um die edle Poeterey, die goldene Gesellschafts-Medaille mit dem Kettlein zu verleihen. Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und der Bedachte eingeladen, sich den vierten Tag darauf in dem besagten akademischen Gebäude einzufinden. Die erfreuliche Bothschaft ward dem Glücklichen noch am nähmlichen Tage; sie fand ihn in einem seiner dreyzehn Weingärten in einer Laube mit viel jubelnden Gesellen und Gesellinnen, so dem Wittiber erst neulich, wie oben berührt, gar Allerhand gespendet als Gratulation.

Anberaumten Tages nun, ziemlich nüchtern, bestieg Wolfgangus sein semmelfarbenes Rössel, und begab sich, gefolgt von seinem Famulus Rzeschk, dem geliebten guten Köpfel, gravitätisch in gehaltenem Schritt nach der Singerstraße. Unzählig Volk umgab die Reiter, darunter sehr

viel sippschaftliches, von welchem weiter unten die Rede seyn wird. Am Hausthore des weißen Rössels verließ Schmälzel sein semmelbraunes, und folgte zwey alten Doctoren, so seiner schon geharrt, in den Saal der Akademie der Wissenschaften, der hinten im Hofe aus einer ziemlich geräumigen Stube bestand.

Ach dieser Saal war ein Abbild des nunmehrigen Zustands der noch kürzlich so berühmten gelehrten Donaugesellschaft! Nur fünf bis sechs alte Herren waren noch vorhanden, ziemlich unbedeutende Liebhaber der Wissenschaften, deren Nahmen man selbst damahls kaum kannte. Es waren eigentlich nur verwitterte, herunter gekommene Schulmeister, die das Ding noch ein wenig zusammen zu halten suchten, gewärtig, daß sich ein tüchtiger Geist von Ruf an die Spitze stelle, den morschen, schon in Fäulniß übergegangenen Körper wieder zu beleben. Vergebens jedoch. Als der Gefeyerte eintrat, erklang ein matter Trompetenstoß. Der Mann, welcher den Vorsitz führte, war Jacob Nagel, Präceptor vom heiligen Geistspital, der erst kurz zuvor mit den Schotten als mit den Grundherrn verhandelt hatte „wegen irer zwey hewser hie ze Wien, genannt im Khiell, gegen den haws über, da der haydt scheust" Dieser Nagel stand auf und überreichte dem Schmälzel auf einem verschossenen Sammtpolster die Ehrenmünze mit dem Kettel; hing ihm selbiges um, und hielt eine Art Anrede in lateinischer Sprache. Die andern Mitglieder setzten dann zu deutsch hinzu, daß sie den ruhmeswerthen Poeten gern nach der Sitte zu Zeiten des großen Celtis mit dem Lorber krönen möchten; allein sie getraueten sich doch nicht recht.

und ihm verſprachen, ſich zu bekeh-
Jahr lang frey hielte in der Schule
ſo er ihnen als ein guter Mann
e aber, im Lazenhof, von den vielen
wurden ſie ſtark abgebläuet.
Rzſchtkwna, war das Jahr zuvor mit
ilian II. von deſſen Reiſen mit nach
der beßte Führer und intimſte Freund
er erſte lebendige in dieſer Stadt zu
eyt worden, wie bewußt an dem al-
er Rzſchtkwna war hoch angeſehen,
mit ſilbernem Halsband. Der Gauch
ßtig ſtudirt, aber nichts gelernt, als
der Elephanten, daher er auch Groß-
an den rothen Stiefeln lange Ring-
er mit dem Elephanten nicht erſt ei-
ein verſtochen, konnte er mit gar
er hatte ſein ganzes Spaniſch ver-
Leuten der Schmälzel'ſchen Bekannt-
Rzſchtkwna kein Menſch als der Fa-
die redeten ſich ſo leicht mit einan-
ende war. Rzſchtkwna ſpielte auf der
nit der Trutſchelhoſingerinn ſuperb.
Känze, die mit dem Prinzen mit in's
ıd zu des Schmälzel und ſeines Ge-
hörten, fand ein gewiſſer Ipecacuanha
pagedl, beyde geborne Mexicaner. Sie
e Profeſſion der Leutgeberey erlernen,
eßhalb an den Großleutgeb Schmäl-
ı gelbes Metall zeigten ſie vor; durf-

Schmälzel verhielt ſich bey dem ganzen Actus äußerſt unterwürfig, und dankte zuletzt mit einem kleinen Sprüchel aus ſeinem Wiener-Lobgeſang, welches er kläglich mit Stegreiffloskeln durchſpickte, die auf die Nahmen der fünf alten Herren paßten. Selbe waren darüber ſo entzückt, daß ſie ſich ſo weit vergaßen, in die Hände zu klatſchen, und den Declamator aufforderten, noch Einiges aus ſeinem großen Lobreim zu recitiren, wenn es ſein Gedächtniß erlaube. Das hieß Schmälzeln bey der ſchwachen Seite packen. Er trug wirklich noch einige Stellen vor; unter Andern auch die folgende, welche gewiß eine der gelungenſten ſeines langen Carmen iſt:

„Wie Kayſer Maximilian
Ein treffentliche redt het than:
Er hat ein landt mit gulden bergen,
Die ſtraß daſelbſt gantz ſylbern wer,
Auch ſprach er oft, o Oſterreich,
Wo mag man finden dein geleich?
Kein landt mir nie paß gfallen hat
Du haſt den namen mit der that.
Der peſt Saffran in aller weldt
Wechſt neben traid, wein, auff dem veldt —
Zu gmain jaren ein vberfluß,
Wers' ſiecht, es pillig loben muß,
Obgleich ſchier zum andernmal,
Verwüſt das landt iſt vberall.
Wie mancher fremder, armer knecht,
Wart hier in er und gut geſetzt?
Wer ſich zu Wienn nit neren kann,
Iſt überall ein verdorbner Mann. —
Ein kreutzer laid muß man hie pachen
Daß jeder khriegsman deß tet lachen,
Daheime mieſt er waſſer trinken,

Hie kann den wein er knollet ſchlinken. — —
Alles, was wollt' vonnöthen ſein.
Von Fleiſch, Traid, Schmalz, Käs, Fiſch und Wein,
Was aller Ding ein Nothdurft gnueg,
Ein achtring man um vier auftrſig.
Der Schmälzel kein beſſer ſchmalzgrueb fandt,
Ich lob dies ort für alle landt!
Hier ſeind vil ſinger, ſaitenſpiel,
Allerley Geſellſchaft, freuden viel;
Mehr muſikos vnd inſtrument
Findt man gewiß an keinem endt— — —
An das lugeck kam ich ongfähr,
Da traten Kaufleut hin vnd her,
All nacion in ir claidung
Da wird gehört manch ſprach vnd zung,
Ich dacht, ich wer gen Babel khumen,
Wo alle ſprach ein Anfang gnumen,
Hebräiſch, griechiſch vnd lateiniſch
Deutſch, franzöſch, türkiſch, ſpaniſch,
Böheimiſch, windiſch, italianiſch,
Hungeriſch, guet niederländiſch,
Natürlich ſyriſch vnd chrabatiſch,
Raiziſch, polniſch vnd chaldäiſch— — —
Vnd wie ich beſicht die ſtat mit fleiß,
Meint ich, ich wer im paradeiß,
Wie gewaltig höf vnd häwſer ich fandt,
Wie kaum in ainen andern landt,
An Hewſern außen vnd innen gmäl
Als wärens eitel fürſtenſäl,
Mit thürmen, feſten gibelmaurn
Für feint vnd fewer wol fürtaurn.
Die Ziegeldach ganz ſchön mit Zinnen
Schier päß erbaut in der Erdt innen
Als oberhalb, das glaub Du mir,
Nit gemacht auf Glanz und Augenzier.

Die ganze Stadt iſt gar durchgraben,
So weit und tiefe Keller haben
Voll angeſteckt mit kühlen Wein,
Mochten gar nit beſſer ſein."

Als der Vortragende das letzte Wort ausgeſprochen, ſchlug es bey St. Stephan zwölf Uhr. Inſtinctmäßig fuhren die fünf Schatten von den wurmſtichigen Bänken auf, denn es war die Mittagszeit. Auch Schmälzel war mit dieſem Zeichen einverſtanden, denn er gedachte des blinkenden Bechers an des Doctor Lazii Tafel, wohin er, wie das Feſt vorüber, mit all ſeinen Verwandten und Bekannten zu einem illuſtrirten Schmaus geladen war.

Dieſes ganze Volk (bald hätten wir geſagt: Geſindel) lauerte auch ſchon begierig im Hofraum und am Hausthore; gab ſeine Ungeduld, ſeinen bürgerlichen Hunger und Durſt durch allerhand ſubtile Merkmahle zu erkennen, durch Räuſpern und Huſten, durch Klopfen an die erblindeten Fenſterſcheiben und Gepolter mit den Knütteln. Nun aber, da der Gott ſey Dank erledigte Held der Feyer, heraus trat, empfing ihn gemeinſames brüllendes Lebehoch; man ſetzte ihn auf das Semmelrößlein, ergriff ſelbes am Zügel und lief im Trabe über den Stephans-Freydhof nach dem Lazenhof.

Die Gaſterey war ſo glänzend und reichlich, wie an Schmälzels Ehrentag. Wir brauchen alſo den werthen Leſern alle dieſe werthen Speiſen nicht aufzuwärmen; der Trunk war auch der nähmliche, die Späße, die Jüdeleyen und verſchiedenen Exceſſe ungefähr dieſelben. Die verehrten Gäſte jenes Hochzeitſchmauſes waren ſämmtlich wieder zugegen, obſchon einige krank und ſehr krank; ſie

hatten aber den edelherzigen Grundſatz, daß man ſich für ſeine Freunde opfern müſſe. Den ganzen Janhagel alſo brauchen wir nicht weiter zu nennen, wohl aber erheiſcht es die hiſtoriſche Treue, jene Perſonen nahmentlich anzuführen, deren Bekanntſchaft Wolfgangus ſeit jenem Ehrentage gemacht hatte. Wir haben das, und gerade nur bey dieſem Wiener Hans Sachs, weil wir ihn gar ſo lieb halten, wie die Leſer erſehen, immer beobachtet, ſo ſchwierig es uns auch geworden, alle dieſe Nahmen und Eigenſchaften aus den verſchiedenen Grund- und Denkbüchern, dann Chroniken, aus allen möglichen Archiven zu ermitteln; allein, auch wir haben das Princip, uns für unſere Freunde, die Leſer zu opfern. Daher denn beſchließen wir dieſe Hiſtorie wieder mit einem Catalog von allerhand, mitunter curioſen Leuten. Daß ſo viel Racaille darunter iſt, dafür können wir nicht; es iſt unſeres Helden eigene Schuld, weil er ſeit einiger Zeit, da es ihm gut ging, ein wenig ausgeartet, und ein gar naſſer Bruder geworden war, nebſt Manchem, was daran hängt.

Folget nunmehro das Regiſter ſeiner neuen Bruder- und Schweſterſchaft:

Der Krauſäutler; eine Hopfenſtange, mit Leinwand von alten Kaufmannsbüchern überhängt, war ein Haftelmacher aus der Wallfiſchſtraße.

Der Wadebaſchel, zugenannt Hinz, war der Badewaſchel vom Neubad in der Naglerlucken, zugleich bürgerlicher Frauenhäusler daſelbſt. Dieſe Blutwurſt ſtand ſich gut, becherte aber noch viel beſſer; wälzte ſich täglich in des Schmälzelii Weingärten, ſoff auf das Kerbholz, zahlte niemahls, erzählte aber ſeinem Gönner die abſonderlich-

ſten grauenhafteſten Neuigkeiten von ſeinem bürgerlichen Gewerb, daß dem Weibsvolk die Haare zu Berg ſtanden und Alles lachte.

Die Trutſchelhofingerinn; eines Faßbinders dreyzehntes Töchterl, ein reinlich Dirnlein, zigeuneriſcher Race, tanzte auf dem Seil, war etwas vagabundiſch; lagerte für ſich neben dem A B C, dem Branntweinhäuſel, in einem Kellerl bey einem Rettigweib. Schmälzel war nahe daran, ſie an Kindesſtatt anzunehmen; der Nickel wollte aber erſt noch ein Jährchen frey ſeyn. Sonſt war ſie ehrſam. Sie ſpielte zugleich die Rolle einer weiſen Frau.

Die Hanna Pfennigfurerinn war ihre gute Freundinn. War das ein vierſchrötig Weibsſtück, ſo gern mit den Rumorknechten borte. Ihr Anzug war vornehm; ſie war Barbierinn, hielt aber keine Badeſtube, ſondern eine Menge Singvögel in ihrem Laden, in der Katerlucken Nr. 71, gleich neben der Mörung. Ein boshaftes neidiſches Gerücht murmelte, die Pfennigfurerinn werfe ihre barbierten Kunden da hinunter, wenn ſie ihnen den Hals abgeſchnitten, und die Kleider ausgezogen, welch' Letztere man bey ihrer Freundinn, Nahmens Ganymederinn, ſo eine Tandlerinn, will hängen geſehen haben. War eitle Verläumdung dahier.

Der junge Bougrediton, mit dem hatte ſie Umgang; war ſchon der Ehrentag beſtimmt. Der Bub war ein Grünzeugbauer und hatte ſein Loſament in der Froſchau. Sein Stiefbruder hieß Fanſperkel und trug die Poſten hin und her.

Der Acheleimes und der Narreſchkatten waren zwey junge Mauſchel aus der Synagoge, ſo zu Schmälzel in

die Schule ſchlichen, und ihm verſprachen, ſich zu bekehren, wenn er ſie ein Jahr lang frey hielte in der Schule und im Weingarten, ſo er ihnen als ein guter Mann auch gewährte. Heute aber, im Lazenhof, von den vielen andern Judenleuten wurden ſie ſtark abgebläuet.

Der Hiſpanier Rzſchtkwna, war das Jahr zuvor mit dem Prinzen Maximilian II. von deſſen Reiſen mit nach Wien gekommen, als der beßte Führer und intimſte Freund des Elephanten, ſo der erſte lebendige in dieſer Stadt zu ſehen, auch abconterfeyt worden, wie bewußt an dem alten Grabenhauſe. Der Rzſchtkwna war hoch angeſehen, als Mohr gekleidet, mit ſilbernem Halsband. Der Gauch hatte zu Alcala prächtig ſtudirt, aber nichts gelernt, als die Erziehungskunſt der Elephanten, daher er auch Großſtallmeiſter hieß, und an den rothen Stiefeln lange Ringſporen trug. Wenn er mit dem Elephanten nicht erſt einige Maß Branntwein verſtochen, konnte er mit gar Niemanden reden, er hatte ſein ganzes Spaniſch verlernt. Unter allen Leuten der Schmälzel'ſchen Bekanntſchaft verſtand den Rzſchtkwna kein Menſch als der Famulus, der Rzeſchk; die redeten ſich ſo leicht mit einander, daß es eine Freude war. Rzſchtkwna ſpielte auf der Cither und tanzte mit der Trutſchelhofingerinn ſuperb.

Zwey andere Känze, die mit dem Prinzen mit in's Land gekommen, und zu des Schmälzel und ſeines Gelichters Brüdern gehörten, fand ein gewiſſer Ipecacuanha und ein gewiſſer Napagedl, beyde geborne Mexicaner. Sie wollten zu Wien die Profeſſion der Leutgeberey erlernen, und wendeten ſich deßhalb an den Großleutgeb Schmälzel. Einige Klumpen gelbes Metall zeigten ſie vor; durf-

ten ſelbe aber nicht angänzen, von wegen dero heydniſcher Religion, außer zu Hauſe: aber verpfänden thäten ſie es, und zwar bey der Duſelhoferinn, deren Mann als Kamehltreiber mitgekommen war.

Der Pitſchendurſt, der war ſo ungeſchlacht, daß man ihn zu nichts brauchen konnte, als zum Bäcker-Wippen. Er war wohlbeſtellter bürgerlicher „Bäckenſchupfer," hatte auch viel zu thun, häuſelte auch dieſerhalb in der Roßau, wo das beliebte Schupfen vor ſich ging, wöchentlich ſo 6—10 Mahl. Der Pitſchendurſt hatte immer, wenn er amtirte ſo viele Maßcemente oder Pitſchen Wein neben ſich ſtehen, als wie vielmahl der Verurtheilte untergetaucht werden mußte. Wie der im Waſſer war, gluckte ſein Wohlthäter eine Pitſche aus auf die Geſundheit des Waſſerbäcken. Dieſe Höflichkeit erwarb dem theilnehmenden Manne viele Freunde im Volk.

Wir vermögen kaum mehr zu ſagen, was für unzählige Bagage noch zugegen war bey dieſem Kettelſchmaus. Viele obſcure Leute waren darunter; die Archive, die Gedenkbücher verlaſſen uns faſt; nur einige Adreſſen finden wir für den Augenblick; vielleicht ſpäter noch Etwas. Es waren Unholde, Kartenaufſchlagerinnen, Heren, ſo ein wenig von Waſenmeiſtern, von wandernden Quackſalbern und Fiedlern, von halbgehenkten Studenten und rückengezeichneten Wegelagerern; es waren Teufelsbanner und Alraunen, koboldähnliche Bänkelſänger, alte Rumorer aus der Zeit der Ribaldos; von der Belagerung anno 29 zurück gebliebene Türkeln, die auf eigene Fauſt Münzen machten gar künſtlich; davon gejagte Steinmetzen, zerlumpte Tag- und Nacht-Comödianten, dann allerhand mit

Gebreſten Befallene, auch Hauſiervolk mit verdächtigen Waaren, Pülverlein und Säftlein für abſonderliche Krankheitsfälle; endlich Zigeuner und andere Hin- und Herträger fremder Lande in obſcuren Gewerben. Wie geſagt, dero Nahmen finden wir nicht; nur wo ſie ihren Wohnaufenthalt gehabt; ſo denn z. B. an der Millſtatt; in der Chumpflucken; in dem Cholgäßle; in der Hirſchpennt; bey den langen Gwantlauben; in dem Teuffelsgraben; im Mollgaezlein; im Raubergäſſel; auf dem grünen Anger; am Silberpüchel; hinter der Stubenlucken; in der Treuck vor dem Werderthor. Viele aber niſteten bey der Pfennigfurerinn, die unter der Mörung einige beſondere Verſchlüffe angelegt hatte, wo mit allerley Waaren und allerley lebendigen und nicht lebendigen Leuten unterſchiedlicher Verkehr, auch gar manch erkleckliches Gewerb getrieben wurde.

Iſt es nicht traurig, daß ein fürtrefflicher, hochanſehnlicher Mann wie Meiſter Schmälzel, ſo gut als gekrönter Poet in allen deutſchen Gauen berühmt, mit ſolchem Gelichter ſich befaßte? Freylich iſt es traurig; aber was wollte er machen? Es waren lauter Kunden und Gäſte ſeiner Weingärten. Wie er das Zeichen des Heurigen ausſteckte, war Alles ſchon überfüllt, Tag und Nacht und blechte bar.

Von ſolchen Leuten aber, die nicht ſo ganz dieſer Jauche angehören, finden wir noch ein Paar, wollen ſie auch nicht vorenthalten. Und ſind ſelbige dieſe:

Ein gewiſſer Polenta, deſſen Vater ein aus Waradin entſprungener Garkoch; der Eſel hatte durch ſeine raffinirten Patzereyen faſt die ganze Bevölkerung vergif-

tet. Er, nähmlich dieſer Herr Vater flohe, machte ſich in einer Schlucht beym Kahlenbergerdörfel als Eremit anſäßig, ging bald darauf, nachdem er ſeine Küchen-Recepte der jungen Polenta, ſo er mit deren Bruder mit ſich in die Schlucht genommen, eingehändigt, auf daß ſie, die Polenta, als rechtſchaffene Köchinn wo einſtehe, und er der junge Polenta als redlicher Garkoch auf ſeine eigene Fauſt, denn mitſammen gut, thaten die Beyden nimmer. Alſo geſchah es, daß die rechtſchaffene eingeſtandene Köchinn gar bald wieder ausſtehen mußte, und viel ausſtehen im Narrenkotterl auf dem hohen Markt, und dann per Schub nach Warasdin, wo ſie in einem Gefecht umkam, oder durch ihr eigenes Gekoch, das iſt noch nicht ausgemacht. Er aber, der junge Polenta, hatte ſich und die 200 Krapfen, in deren ſiedende Pfanne er ausglitſchte ſo beſchädigt, auch das Haus, ſo in Flammen aufging, daß er nicht mehr zu kennen, und bey Schmälzel ſo als Unterläufel geduldet ward, aus purem Mitleid dahier.

Ferner der Wuk Dannenhero, gehörte gleichſam nicht unter die gemeinen Leute, da er Hofbogenſchütz war. Bey einem Reiherbeizen in Lachſenburg aber, ſchoß der Schöps aus Kurzſichtigkeit alle die ſchönen koſtſpieligen Edelfalken todt, ward in Gnaden entlaſſen, und unter die Rumorknechte gemeiner Stadt verſetzt. Dannenhero behauptete immer ſein Anſehen; und man wich ihm nicht aus. Zwey verheirathete Töchter hatte er. Die eine ſchickte viele Taſchenveitel heimlich nach der Türkey, aus denen man dort die Damascenerklingen fabricirte, bey einer künftigen Belagerung die dickhalſigen Wiener beſſer in die Arbeit zu nehmen; die andere verfertigte täglich 300 lebzeltene Schif-

fel, und hieß die Eine Judith Keyreyerinn, die Andere Eva Immaramohl.

Der letzte Schlauch, den wir noch entdeckt, war ein gewisser Doctor Alkermes, ein schäbiger Wurmdoctor dahier. Im Spital anno 29 hatte er 400 Patienten menschenfreundlich durch Opium aus der Welt geschafft, ohne daß Jemand Etwas gemerkt. Bey der Pest anno 41 gingen alle Klosterfrauen bey St. Anna darauf, weil der Alkermes sie curirt hatte, um ihre Laden und Truhen zu plündern. Er verjubelte aber das Geld und Gut in den verschiedenen Badelucken; war ein, was man sagt, grauslicher Kerl, und wurde bey den Schmälzel'schen Leuten nur deßwegen gelitten, weil er ein Pulver besaß, vermöge welchem es unmöglich war, einen Rausch zu erwischen, man mochte so viel getrunken haben, als immer. Uebrigens war Alkermes ein lustiger Vogel; und ist selbiger der Letzte in unsrem heutigen Schematismo dahier.

Die Bewohner der Vorstadt Landstraße,

sollen leben, sollen doppelt leben, weil sie nur halb leben, nach dem Sinne, was die Wiener „leben" nennen. Die Landstraßer leben nur halb, und das gereicht ihnen nicht nur zur Ehre, sondern auch zum Nutzen. Von all den Schlaraffereyen der Wiener in der inneren Stadt, und der Wiener in den andern Vorstädten wissen sie fast nichts. Sie haben keine Musikmach-Anstalten, keine Tanzwirthschaften, keine tumultuarischen Gärten, Soirées und

Reunionen; ſie haben keine Comödie mit alle dem, was ſich daran knüpft; kein Caffehhaustreiben; keine anderweitigen ſpectaculöſen ſinn- und caſſaverwirrenden Debauchen. Sie haben nichts als ihr Bischen Waſſerleben, die Canal-Promenade, den Hafen mit ſeiner niedlichen Marine, das Bischen Waſſer-Glacis und den Waſſergarten, welcher Biergarten heißt. Der Prater iſt ihnen ſchon zu entfernt; er behagt auch nicht mehr, der Schwarzenberg-Garten eben ſo. In Bezug auf rauſchende Luſtbarkeiten, ſinnliche Exceſſe, Geldverſchwendnng und Modethorheiten iſt die glückliche Landſtraße eine Wüſte: ihre Bewohner auf ihrer luftigen geſunden Anhöhe, leben ganz abgeſondert von den Schauplätzen ſinnlichen Treibens, wie auf einer von der Peſt ſtets befreyten Inſel. Ein Theater hatten ſie; und ein Theater haben ſie nach ſo vielen Jahren nicht wieder. Warum? Sie brauchen keines, und mögen wahrſcheinlich gar keines haben. So mächtig iſt die Gewohnheit, und ſo heilbringend ſind die Früchte ſolcher Gewohnheiten, daß die Landſtraßer ſtets geſund ſind an Leib und Seele und Caſſa, daß ſie den Ruf genießen, ein ſolides Publicum zu ſeyn; denn, wenn Jemand ſagt, ein junger Menſch z. B. er wohnt auf der Landſtraße, ſo iſt das ſchon eine halbe Empfehlung, wie des Kaufmanns Conto-Buch ein halber Beweis vor Gericht. Jede der Vorſtädte hat ihren gewiſſen Typus in Sitten und Gewohnheiten; faſt ſogar in Tracht, faſt ſogar in der Geſichtsbildung. Die Landſtraßer haben den Typus der Diſtinction; ſie ſind gewiſſermaſſen die Honoratioren der Vorſtädter, zum Theil das, was in Paris die Bewohner der Faubourg St. Antoine. Ganz homogen iſt denn auch, und gewiß von ſchö-

ner Wechſelwirkung jener reſpectable Militär-Körper, das Gelehrten-Corps der Armee, das Artilleriehaus, dieſe Akademie der Mathematik, voll trefflicher correcter Köpfe, beſonnen, hochachtbar, liebenswürdig, ganz gemacht für den Landſtraßer, dieſe ganz gemacht für Jene. Aber — ſchon ſchleichen die Verſucher heran. Landſtraßer, laßt Euch nicht bethören von Straußereyen und dergleichen; bleibt glückliche zufriedene Puritaner, und weichet aus dem verlockenden Pfuhl, der in Eurer Mitte ſich aufthut. Bewohner der Landſtraße, fortfahren ſollt Ihr, zu leben, und doppelt zu leben, laut oben; denn ſolch Doppelt-Leben heißt eigentlich Leben! Lebet wohl ohne Wohlleben!

Des Generals v. Lindenau Teſtament

läßt einen hellen Blick thun in ſein häusliches Weſen, in ſeinen ſparſamen Sinn, in ſeinen gerechten, menſchenfreundlichen Character. Beſonders den Wienern alſo, die ihn faſt Alle perſönlich gekannt, wird der Inhalt ſeines letzten Willens von Intereſſe ſeyn, und ſo mag ſich denn derſelbe dem biographiſchen Medaillon anſchließen, welches wir im zweyten Theile der Memoiretten geliefert haben. Hier merken wir nur noch an, daß er den Feldmarſchall-Lieutenant von Blum zum Vollſtrecker ſeines Teſtaments gewählt hatte. Dieſes nun lautet wie folgt:

„Mein Teſtament und letzter Wille von mir eigenhändig geſchrieben, unterſchrieben und beſiegelt. — Wien den 15. Auguſt 1816

Carl Friedrich v. Lindenau, Ritter des militäriſchen Marien-Thereſien-Ordens, Inhaber eines ſeinen Namen führenden Infanterie-Regimentes und Feldzeugmeiſter in k. k. öſterreichiſchen Dienſten.

In dieſen hier folgenden Zeilen erkläre und beſtimme ich meine feſte Meinung und wohl überdachte Geſinnung, wie es nach meinem wahrſcheinlich baldigen Tode mit dem Wenigen gehalten und verfügt werden ſoll, was ich etwa alsdann hinterlaſſe und mir übrig geblieben ſeyn mag.

Da ich weder ſo nahe Verwandte, oder irgend Angehörige habe, die auf meinen Nachlaß auch nur den mindeſten Anſpruch machen könnten, ich auch einige wenige unbedeutende Kletnigkeiten ausgenommen, Niemanden etwas ſchuldig bin, ſo lebe ich der Hoffnung, und das mit gegründetem Rechte, daß die Verfügungen und Dispoſitionen dieſes meines Teſtamentes und letzten Willens keinen Einwurf, Widerſpruch, falſcher zweideutiger Auslegung, oder ſonſtiger rabuliſtiſcher Schikane ausgeſetzt ſeyn können, ſondern ordentlicher Weiſe um ſo mehr, da ſolche nur Wohlthätigkeit zum Zwecke haben, in Erfüllung kommen werden.

Meine ſämmtlichen Capitalien betragen 18762 fl. W. W. Sage Achtzehntauſend ſiebenhundert zwey und ſechzig Gulden W. W. Hierüber disponire und ordne alſo:

Dem Erziehungshauſe meines Régiments 4000 fl. W. W. (ſage viertauſend Gulden W. W.)

Dem hieſigen Kloſter der Eliſabethinerinnen 4000 fl. W. W. (ſage viertauſend Gulden W. W.) Dem hieſigen Kloſter der barmherzigen Brüder ebenfalls 4000 fl. W. W. (ſage viertauſend Gulden W. W.)

Den Armen der beyden proteſtantiſchen Gemeinden, der lutheriſchen und der reformirten Gemeinde 4000 fl. W. W. (ſage viertauſend Gulden W. W)

Diese vier Vermächtnisse und Legate betragen zusammen 16000 fl. W. W. (sage sechzehntausend Gulden W. W.)

Es verbleiben also noch von obiger Summe der 18762 fl. W. W. an zweytausend siebenhundert zwey und sechzig Gulden W. W. über welche ich in den folgenden Zeilen disponiren werde.

Da ich meine Pension zusammt der dermaligen Zulage gewöhnlich nur nach Verlauf von zwey Monathen erhebe, überdieß auch immer zu außerordentlichen Ausgaben, als zum Hauszins, zu Kleidungen und dergleichen vorräthiges Geld habe, wird man gemeinhin an zwey bis dreytausend Gulden auch noch mehr in W. W. oder Scheinen, bey mir finden, rechnet man hierzu die Zinsen von den obbenannten Capitalien, nebst der am 1. November fälligen Ordenspension zu vierhundert Gulden, so dürfte es wohl noch mehr, noch an viertausend Gulden betragen, diese Scheine liegen eingerollt in alten Planen und Landkarten vertheilt, in den beyden untersten Fächern der zwey Comoden meines Schlafzimmers.

An barem Gelde besitze ich dermahlen gegen 132 Ducaten (sage einhundert zwey und dreißig Ducaten, worunter einige Louisdor, alles im Golde.) Dieses Geld liegt auch in dem Fache des großen schwarzen Koffers, wo die fürstl. Schwarzenbergischen Obligationen sich befinden, und zwar im rothen Zimmer.

In eben diesem verborgenen Fache habe ich auch einiges Silberzeug verwahrt, zum Theil auch in meinem Fache des Commode meines Schlafzimmers der Thüre gegenüber. Es sind zwölf starke Messer, Löffeln und Gabeln, dann ein großer und zwey kleine Vorleglöffel, und endlich zwölf Kaffehlöffeln Das Gesammte dürfte wohl an dreihundert Gulden Conv. Münze, oder nach gegenwärtigem Cours an achthundert Gulden W. W. werth seyn.

Noch besitze ich einen brillantenen Ring, ein Geschenk des Erzherzogs Johann kais. Hoheit, mit dessen Nahmenszuge, für diesen Ring haben mir hiesige Juweliere als Neukirg und

Wieſer, mehrmahlen 800 fl. Conv. Münze und darüber gebothen, ſo nach jetzigem Courſe gewiß 2200 fl. W. W. (ſage zweytauſend zweyhundert Gulden W. W. beträgt.

Ferner habe ich zwey Paar ſtarke ſilberne Sporen und ein kleines Ordenskreuz im Knopfloche einzuſchieben, dann zwey Lotterie-Looſe auf die Güter Hlubaſch und Pitſchin, ſo alles zuſammen in einem hölzernen Käſtchen befindlich iſt, welches im zweyten Fache der Comode an der Thüre meines Schlafzimmers ſtehet.

Noch befinden ſich in dem großen ſchwarzen Koffer eine wenig getragene Gala-Uniform, eine goldbortirte Weſte, eine faſt neue Gala Generals-Schabrake, eine Oberſten-Schabrake, und in einem Comoden-Fache ein Treſſenhut und andere derley Gegenſtände, zuſammen genommen mögen wohl 300 fl. (ſage Dreyhundert W. W.) werth ſeyn.

Summirt man nun alle vorbemeldten Artikel, ſo dürften ſolche insgeſammt betragen, als erſtlich, die aus der erſten Hauptmaſſe zurückgebliebenen 2762 fl., ferner jene vorerwähnten Gelder, ſo in den beyden unterſten Fächern der zwey Comoden meines Schlafzimmers in Rollen von alten Planen und Zeichnungen eingewickelt ſind, 4000 fl. W. W. Drittens die hundert zwey und dreyßig Ducaten in Gold in dem bereits angezeigten verborgenen Fache des ſchwarzen Koffers zu 1800 fl. W. W. Das in eben dieſem Fache gelegene Silberzeug . . . 800 fl. W. W., den brillantenen Ring Sr. kaiſ. Hoheit des Erzherzogs Johann 2000 fl. W. W.; endlich die zuletzt angezeigten Gegenſtände 300 fl. W. W. die Summe von 11862 fl. W. W. (ſage eilftauſend achthundert zwey und ſechzig fl. W. W.) Ueber dieſe Summe disponire ich alſo:

Erſtens, daß man davon meine Begräbnißkoſten jedoch ſo einfach als möglich beſtreite, denn was nützen hier überflüſſige Verſchwendungen! Zweytens, daß man den Arzt oder die Aerzte, die mich vor meinem Abſterben behandelten, Falls es nicht ſchon durch mich geſchehen wäre, hiervon bezahle.

Eben so sollen auch die etwaigen Kleinigkeiten von Schulden davon abgetragen werden.

Was endlich von dieser Summe der 11862 fl. übrig bleibt, soll zu drey gleichen Theilen den Legaten und Capitalien zugeschlagen werden, so dem Kloster der barmherzigen Brüder, dann den barmherzigen Schwestern oder Elisabethinerinnen, und endlich den Armen der beyden protestantischen Gemeinden, der lutherischen und der reformirten Gemeinde vermacht habe, und zwar jeden viertausend fl. W. W. vorhero.

Nunmehr komme ich auf meine Dienerschaft. Dermalen habe ich nur zwey Diener, der eine derselben heißt Philipp mit dem Vornahmen, er ist Soldat in meinem Regimente, und etwas über zwey Jahre bey mir, ein guter ehrlicher Bursche; der zweyte heißt Jakob ein hiesiger Invalide und treuer Mensch.

Dem ersteren, dem Philipp, den Soldaten meines Regimentes, vermache ich meine goldene Taschenuhr, ferner alle meine Kleidungsstücke, militärische und Civil, an Westen, Röcken, Beinkleidern, Hüten, ꝛc., außer der Gala-Uniform, bordirten Weste und Hut, nebst dem grauen Civilkleide, und einer neuen Regimentsuniform, so mein Sterbekleid seyn soll, auch vermache und legire ich ihm, dem Philipp, alle meine Wäsche, Hemden, Tischzeug, Betten und Matratzen, und die neue Winter-Pekesche.

Dem zweyten Jakob, hinterlasse und vermache ich alle meine Möbeln, sammt und sonders alle drey Soffas, dazu gehörigen Sessel, Stühle und Bettstellen, beyde Spiegel, die zwey Paar silbernen Sporren, alle Stiefeln, Comoden, Tische, Schüsseln, Teller, Gläser, alle Koffers, außer dem großen schwarzen, den Philipp, wenn er völlig ausgelert ist erhält auch alles, was zur Domestikenstube gehört, endlich ein graues Civilkleid, so in einem Koffer liegt, und die alte Winter-Pekesche.

Meine neueste Regiments-Uniform sammt Weste und Beinkleidern mit Hut und guten Stiefeln soll mein Todten-Anzug sein.

Dieſes iſt mein Teſtament und letzter Wille eigenhändig geſchrieben, unterſchrieben und beſiegelt.

Wien den 15. Auguſt 1816.

Carl Friedrich v. Lindenau, Feldzeugmeiſter in k. k. öſterreichiſchen Dienſten, Ritter des militäriſchen Thereſien-Ordens und Inhaber eines ſeinen Nahmen führenden Infanterie-Regimentes.

Nachtrag als Codicill.

Da die Offiziers-Witwe, Frau v. . . . . ſo ein Zimmer meines Quartiers bewohnt, jetzt desſelben verluſtig werden dürfte, ſo verordne ich, daß ihr 100 fl. (ſage hundert Gulden W. W.) ausbezahlt werden, damit dieſelbe einſtweilen ein anderes beziehen könne. Meinem Friſeur, einem bejahrten braven Mann, der in der Riemerſtraße wohnt, ſoll ein ſechsmonathlichen Friſierlohn von 50 fl. (ſage fünfzig Gulden) ausbezahlt werden.

Sollten auf beyde Looſe ſo auf die im October und November auszuſpielenden böhmiſchen Güter Hluboſch und Pitſchin beſitze, und die wie ſchon geſagt, in dem hölzernen Käſtchen, das im zweyten Fache der Commode meines Schlafzimmers an der Thüre befindlich ſind, ein großer Gewinnſt fallen, ſo ſoll ſelber wieder in drey gleiche Theile, den barmherzigen Brüdern, den Eliſabethinerinnen, und beyden Gemeinden der proteſtantiſchen Kirche zufallen.

Die Looſe beyder Nummern ſind 116683 und 64390, ſind es hingegen kleine Gewinnſte, ſo werden ſolche unter meine beyden Bedienten vertheilt.

Einer alten Aufwärterinn der Frau v. . . . die zuweilen meinen Leuten an die Hand gegangen, ſollen 30 fl. W. W. ausbezahlt werden.

In meiner Brieftaſche trage ich gewöhnlich etwas mehr denn hundert Gulden bey mir, des Nachts aber lege ich ſolche

in das oberste Fach der Comode meines Schlafzimmers, der Thüre gerade über, wo auch Kupfergeld ist. In eben derselben Comode, und zwar im zweyten Fache, lege ich Nachts meinen brillantenen Ring.

Endlich muß ich meines Hundes gedenken. Dieser soll dem Jakob, unter dessen Obhut er immer gewesen, zufallen, da der Hund als Pudel zu der leidlichen Art und Figur dieser Race gehört, so wird derselbe bald einen Herrn für ihn finden, indessen sollen ihm bis er diese Gelegenheit trifft, 30 fl. Kostgeld ausbezahlt werden. Da man hier in Wien die Quartiere auf ein halbes Jahr voraus bedingen muß, so habe ich auch das meinige noch nächsten Michaeli bis künftigen Georgi für 700 fl. W. W. gemiethet, worüber ebenfalls, im Falle ich, wie ich vermuthe, früher und vielleicht bald sterben sollte, mit der Witwe und Hausfrau, oder einem andern Miether ein Abfinden getroffen werden müßte.

An Planen, Landkarten, Schriften u. dgl. wird man nichts von Bedeutung bey mir finden, hiervon überzeugt, habe ich schon mehreren solchen Wust früher vertilgt.

Was sich etwa noch an Kleinigkeiten und Sachen vorfinden möchte, als Rasiermesser, Tabakspfeifen, Scheren, Kupfergeld, vielleicht auch noch einige nicht angezeigte Ducaten und etliche Gulden Conv. Geld, im untersten Fache der Comode des Schlafzimmers bey der Thüre, soll zu gleichen Theilen an meine Diener vertheilt werden.

Den Agenten, Herrn von . . ., wohnhaft in der Wollzeil nächst dem Stubenthor zum Executor meines Testamentes bevollmächtiget, und ihm ein diesem gleichlautendes zugestellt.

Wien den 15. August 1816.

Carl Friedrich v. Lindenau Ritter des militärischen Maria-Theresien-Ordens Inhaber eines seinen Nahmen führenden Infanterie-Regimentes und Feldzeugmeister in k. k. österreichischen Diensten.

dem Jordansplatz eine Tafel: „Holzverkauf in verkleinertem Zustande“ was superb ist. Er hauſete ruhig, und kümmerte ſich um nichts. Schon ſeit einiger Zeit hatte man zur Abendzeit eine verdächtige Geſtalt um ſeine Wohnung herum huſchen geſehen; dieſe war gewiß eine Gattung Geiſt. Die Gattung Geiſt wurde von einem der fünfzehn Lümmel ſcharf beobachtet; er hörte zuweilen Gänſegeſchrey. Die andern vierzehn Lümmel paßten ebenfalls auf, und es gelang ihnen, bey dem Schein eines Lichtes in der Hütte des Alten, zu erkennen, daß ſtatt Seiner ein junger Kerl darin ſitze. Ferner gelang ihnen, bey dem nähmlichen Scheine wahrzunehmen, daß der Geiſt eine junge Dirne ſey, die in einem Topf verſchiedenes zubereitetes Eſſen und inſonderheit zwey Flaſchen Wein trug. Das Eſſen wurde ausgekramt; es war ein Schöpsſchlägel in Rahmſauce mit einigen Kapern und mit 10 — 12 Erdäpfeln. Die fünfzehn Lümmel umſtellten das Gebäude; und was ſie ſahen, war dieß: Der junge Kerl und die junge Dirne ſetzten ſich, ſchmauſeten und tranken, discurirten und lachten, waren freundſchaftlich und gähnten hierauf, waren wieder freundſchaftlich und gähnten hierauf wieder. Hernach löſchten ſie das Licht aus und legten ſich ruhig nieder. Die fünfzehn Lümmel aber blieben ruhig ſtehen, die ganze Nacht hindurch, ob ſich nichts ereigne, des hiſtoriſchen Griffels würdig; und da ſich nichts ereignete, war ihnen dieſer Umſtand ſchon merkwürdig genug, und ſie ſchickten ſich an, nach Hauſe zu gehen, um Commiſſion zu geben, daß dieſe Begebenheit aufgezeichnet und ſofort dem Drucke überliefert werde. Es knarrte aber die Thüre, und die zwey Unbekannten traten heraus, und wurden ſo-

gleich als zwey ſehr gute Bekannte freundſchaftlich begrüßt. Der junge Kerl war der Enkel des alten Branntweinmannes, der ungeſehen in einem Winkel ein unſchuldig Räuſchchen ausgeſchlafen; die Dirne war eine der vielerley Mägde, und ſie zeigten den Conſens vor, und es erwies ſich, daß es Neuvermählte ſeyen, ſo eben dero Hochzeit gefeyert.

Und wurde dann dieſes denkwürdige Ereigniß ſogleich der Tradition übergeben, und kam ſofort unter die Leute nicht nur des hiſtoriſchen Dorfes ſelbſt, ſondern unter das Publicum der Marktflecken und Städte und Länder und Welttheile, wie leicht zu erachten, beyfällig verſchlungen in wiederholten Auflagen.

Nächſte Früchte der Dorfgeſchichten.

„Dorfgeſchichten“ haben wir jetzt von allen Seiten, denn — die „Myſterien“ haben ſich erſchöpft. Welch ein Sprung nun von den gräuelvollſten nächtlichen Geheimniſſen der Großſtädte zu den fidelſten täglichen und alltäglichen Oeffentlichkeiten der Kleindörfer?! Welch Extreme! Aber auch mit den Dorfgeſchichten wird es nicht lange währen, denn nur der Kitzel des Gegenſatzes hat ſie erzeugt, und welches Genre wird ihnen folgen? Schwerlich ein anderes als — die Idylle, der Schäferroman, die Hirtengeſchichte. Nichts natürlicher, als dieſe Natürlichkeit. Drey Schritte vor dem Dorfe und die Idylle iſt ſchon da; und die Flurhiſtorien werden auch Leſer finden, gleichwie der abgeſtumpfte Gourmand von Zeit zu Zeit ein Glas

Waſſer trinkt, todtes geſchmackloſes Waſſer, farbloſes Waſſer, der Antitheſe wegen.

Bey dieſen Einfällen fällt uns aber auch ein, ſolch ein Idyllchen zu machen, und gedacht, gethan. Die natürliche Sache nehmen wir natürlich ſehr einfach. Der Schauplatz iſt leicht zu finden; die Perſonen ſind leicht zu finden; die Handlung iſt leicht zu finden.

Der Schauplatz iſt eine der ſanften Anhöhen bey Döbling. Die Perſonen ſind 26 Schafe, 18 Schweine 15 Ochſen. Die Schafe haben zum Cuſtos nähmlich zum vierfüßigen, einen gewiſſen Mylord; der ſchweiniſche Cuſtos heißt Sultel, und Finette iſt der Nahme des coloſſalen Ochſenwächters. Die Schäferinn heißt Adelheid, der Sauhirt, erſt 14 Jahre alt, heißt Hulderich; der Ochſenknecht heißt Oskar. Das ſind die Perſonen.

Die Handlung nun betreffend: was kann da paſſiren? Gar viel eben nicht, aber doch etwas Weniges, um nicht zu gähnen, um nicht einzuſchlafen oder zu verzweifeln. Aber einfach genug Alles, denn beym Erhabenen ſchläft man nicht ein, und der Character des Erhabenen iſt die Einfachheit.

Die 26 Schafe mit dem Mylord weiden auf der Anhöhe dieſer hügeligen Sanftmuth; die Schäferinn Adelheid Weißhappel liegt auf den Stoppeln und lieſt in Sues Arthur. Dreyßig Schritte abwärts ſtehen und liegen die 15 Hörnerträger; Finette ſchnarcht, der Ochſenknecht Oskar Vacirovich ſitzend hat eine Parthie Notenblätter vom Männergeſangsverein auf dem Schooße, und murmelt und brüllt dazu, und gibt mit den Fingern den Tact auf die Knie nach den Tönen eines Claviers, die der Wind aus

dem Dorfe ihm herüber trägt. Am Fuße dieſes idyllgeſegneten Hügels lagern die 18 Säue, und wühlen in dem feuchten Erdreich, dumpf grunzend, denn es iſt ihnen ſo wohl „als wie 10000 Säuen," indeß Hulderich Krammelſterzer dero Aufſeher eine Cigarre ſchmaucht und ſinnend hinaufſtarrt nach der Krone des Hügels, denn Fräulein Adelheid Weißhappel mißfällt ihm nicht. Außerdem die Cigarren wollen nicht brennen, ſchon zwey, drey hat er weggeworfen; Handlung iſt ſonſt keine da; Hulderich alſo beſchließt, etwas Handlung zu machen. Er macht Adelheiden ſein Compliment; er nimmt Platz an ihrer Seite; er declamirt ihr ſeine idylliſche Neigung, und will ſich Etwas erlauben. Adelheid aber hohlt aus und verſetzt ihm eine Ohrfeige, die ſo klatſchend ſchallt, daß Oskar ſeine Notenblätter wegwirft und zu Hülfe eilt. Er iſt Nebenbuhler; aber Adelheid kann auch ihn nicht leiden. Alle Drey ſagen ſich die eclatanteſten Impertinenzen, und es entſteht ein Handgemenge; dabey Geſchrey, Geheul, Gewinſel und männliches Geſluche. Mylord, Sultel und Finette ſehen und hören dieß; ſie erheben ſich bellend; eidbrüchig verlaſſen ſie die anvertraute Herde und leichtſinnig, und mengen ſich in das Gefecht. Das Gefecht wird allgemein, ſo daß die drey Herden aufmerkſam werden und ſtutzen. Die Schafe, die Ochſen, die Schweine ſind in der größten Spannung; einſam und verlaſſen, ſich ſelbſt überlaſſen ſind ſie; was ſollen ſie thun? Ihre Verlegenheit ſteigt; ernſt fragend ſehen ſie einander an; die Zeit iſt ihnen auch ſchon verdammt lang geworden; etwas Zerſtreuung, etwas ſolidere Beſchäftigung iſt ihnen auch nicht unwillkommen; ſie antworteten ſich mit ihren

idylliſchen Zeichen. Inzwiſchen war aber auch ober all dieſen Häuptern ein Gewitter ausgebrochen; es donnert und blitzt und regnet ſchrecklich; die Schlacht aber wird nicht unterbrochen. Die Schweine kommen den Ochſen zwiſchen die Beine; dieſe und jene rücken den Hügel hinan, ſchneiden in ſtrategiſcher Fineſſe den Schafen den Rückweg ab, umzingeln die ganze Gruppe Adelheid Weishappel war ſchon bleſſirt worden; Arthur durch Windſtöße entführt; die Notenblätter Oskars Vacirovich durch Windſtöße entführt; Hulderich Krammelſterzer lag ohnmächtig, Mylord hatte den Sultan erbiſſen; Finette der Coloß trieb ſich wahnſinnig herum unter dem verſchiedenen Vieh. Die Lebhaftigkeit der Handlung ſteigt; das Intereſſe wächst; die Raſerey des Donnerwetters nimmt zu. Sämmtliche fünfzig und einige Perſonen verwickeln und verwirren ſich unter einander, und bilden einen chaotiſchen Knäuel, eine geſtaltloſe Maſſe, einen Teigklumpen; die ganze Flur kennt ſich nicht mehr aus, ein ſchmetternder Donnerſchlag und der Vorhang fällt und die Idylle iſt aus.

Luxus der Untern.

Was iſt das bey Ihnen „ein Hauer?“ fragte mich der Leipziger-Licentiat. Ich will es Ihnen zeigen, ſagte ich; kommen Sie.

Wir gingen in das nächſtbeßte Dorf, in ein Bauernhaus und in den Garten. Hier ſaßen viele Leute und tranken. Ohne ſich um dieſe Leute viel zu kümmern, ſtand in

der Mitte ein Mann, ſehr ſauber, ja fein, ja elegant angezogen; zeitweiſe ſchaute er auf ſeine goldene Uhr. Arm in Arm gingen an ihm zwey Mädchen auf und ab, in ſeidenen Röcken, in geſteiften Reifröcken; das jüngere hatte ein Spitzenhalstuch um und trug eine mouſſelinene Hoſe und goldene Ohrringe. Wir ſetzen uns, und ich rufe den Mann herbey, der endlich kommt. Ich beſtelle ein Glas Wein, und ſage zu meinem Freunde: Sehen Sie, das iſt „ein Hauer," und die zwey Mädchen ſind ſeine Töchter. Ein Hauer aber iſt ein Weinbauer, ein Bauer, der Weingartenbeſitzer iſt, und das Erdreich mit der Haue bearbeitet. „Das iſt nicht möglich," rief der Licentiat; „das ſind keine Bauersleute; dieſe zwey Mädchen ſind Fräulein. Unſere Paſtorstöchter würden ſich ſchämen, unſere Kammerrathstöchter würden ſich ſchämen, ſo feſtmäßig geputzt einher zu gehen; ſie würden erröthen. Aber vermuthlich ſind dieſe Leute ſehr reich?" Keineswegs, entgegnete ich, ſie ſind vielmehr ſehr verſchuldet; aber dieſe Mädchen ihrer Seits würden ſich ebenfalls ſchämen, würden gleichfalls erröthen, wenn ſie ſo ordinär einher gehen ſollten wie die Töchter Ihrer Paſtoren und Kammerräthe." Der Licentiat konnte vor Verwunderung nicht ſprechen.

Bald kam an unſern Tiſch Geſellſchaft. Ein großer ſtarker Mann ſetzte ſich uns gegenüber in vornehmſter Tracht. Das Tuch ſeines ſchwarzen Rockes das allerfeinſte und mit Seide gefüttert; das ſchwarze Gilet von Atlas; eine Goldkette um den Leib, daran eine Cylinderuhr; in dem modernſten Seidehalstuch eine ſuperbe Broche; die Hände in Glacéhandſchuhe gepreßt. Der Mann that ſehr dick, und grüßte uns kaum. Wir nahmen auch keine

Notiz von ihm. Nun langt er eine gestickte Cigarrentasche hervor und raucht; köstlicher Duft! Alsbald nahm ein Mensch in ganz bäurischer Tracht an seiner Seite Platz; ein derber starker Kerl. Ihr Discurs begann. Bey den ersten Worten schon staunte der Licentiat; diese Sprache war ihm unbekannt, und doch war sie deutsch. Ich machte den Dolmetsch. Diese beyden Männer sagten uns, daß sie zuweilen etwas Gerste und etwas Hopfen dazu nähmen, sonst aber Gras und anderes nichtskostendes Gekräutel. Als wir bald darauf fortgingen, sagte ich dem Freunde, was sich da herausgestellt. Es sind, sagte ich, Braunechte. Der Licentiat erschrak beynahe. Der feingekleidete ist schon einige Zeit hier; der andere kommt aus Salzburg; will auch hier „serviren," und in einigen Monathen ist er wo möglich noch eleganter gekleidet, als sein Camerad, dessen Schnupftuch nicht einmahl von Seide ist. Der Licentiat konnte sich vor Erstaunen kaum erholen. Endlich sagte er afficirt: Erlauben Sie Freund, das ist ja reine Tollheit? Wo soll denn das am Ende hinaus! Der elegante Kerl hat in seiner Visage Aehnlichkeit mit meinem Gönner, dem Berliner-Justizrath; aber der Berliner-Justizrath würde es nicht wagen, wenn er auch die Mittel hätte, sich so auffallend kostbar und modisch zu kleiden. Glauben Sie, daß die deutschen Herzoge kostbarer und modischer costumirt sind? Ich, ich glaube es nicht. Der Licentiat war ganz verwirrt. Ich setzte hinzu: Und ich meinerseits, ich glaube auch nicht, daß Ihre Damen draußen eleganter einhergehen als unsere Köchinnen, die selbst an Wochentagen seidene Sonnenschirme tragen.

Somit wandelten wir durch die Gassen des Dorfes.

Durch die offenen Fenster dieſer Bauernhäuſer blähten ſich Meubeln von Nußbaumholz, prangten Broncen, Spieluhren ließen ſich vernehmen; die Wände zeigten ſich mit feinen Arabesken bemahlt. Die Burſche unter dem Hausthor ſchmauchten aus ſilberbeſchlagenen Meerſchaumköpfen. Welch ein Ueberfluß! rief der Licentiat aus. Glauben Sie das nicht, raunte ich ihm zu; der Luxus iſt nicht immer das Kind des Ueberfluſſes; er iſt ſehr häufig auch die Frucht der Noth. Wie ſo? fragte der Freund. Ich entgegnete: Der Ueberfluß mag wohl die Urquelle des Luxus ſeyn. Wenn ſich aber die Zeiten ändern, ſo machen Gewohnheit, Genußſucht, Leichtſinn und Dummheit, einzeln oder alle zuſammen, daß die Leute nicht ablaſſen von ihrem Pomp und ihrer Schwelgerey; falſchverſtandener Ehrgeiz kommt auch dazu, und ſie forciren den Aufwand, mitunter auch aus „Deſperation“ inmitten der allerbedrängteſten Lagen. Und nun wiſſen Sie Freund, was ein Hauer iſt, und zugleich, was ein Brauer iſt. Wann und wo werden Sie heute ihren Thee ohne Sahne zum Abendbrot ſchlürfen?

Kleinere Wiener-Miscellen.

Angelo Solyman, dieſer ſchwarze Prinz, von welchem unter dieſem Titel im erſten Bande der Memoiretten, Seite 146 eine Scene auf der Burgbaſtey geſchildert wird, war nach ſeinem Tode nie auf einen Elephanten oder auf ein Kamehl im Naturalien-Cabinett zur

Schau geſetzt worden, wie es irgendwo heißt. Aus dem Muſeum ſelbſt auch iſt er entfernt worden, und ſteht jetzt in einer abgeſonderten Kammer des vierten Stocks, nichts weniger als zu Jedermanns Betrachtung; neben ihm ein anderer Mohr mit einer Lanze, noch in der Stellung, wie er früher auf einem Kamehl geſeſſen, und ein Mohrenkind, ſitzend. Angelo Solymans Gliederbau iſt äußerſt zart, man kann ſagen ſchwächlich; die Phyſiognomie unterſcheidet ſich durch edlere Formen; der Kopf iſt verhältnißmäßig groß.

* * *

1805 erſchienen die franzöſiſchen Offiziere, wenn ſie außer Dienſt waren, ſelten in Civil-Kleidern; 1809 aber ſehr häufig und höchſt elegant, gewiſſermaſſen in einer Art Galla, in Schuhen mit kleinen Schnallen, in ſeidenen Strümpfen und kurzen Beinkleidern, doch mit ihrem militäriſchen hochgewölbten Klapphute mit breitem Seidenband eingefaßt, und breiter verzierter Schleife, auch mit der kleinen Cocarde. 1805 waren die Hüte des franzöſiſchen Militärs auffallend lang, nieder und ſpitzig zulaufend, mit breiten ſchwarzen Woll-Galonen eingefaßt.

* * *

Bey der Volks-Plutarcherey habe ich des Blinden mit dem Hunde im Vorbeygehen ſchon erwähnt. Ein wenig Schein hatte er noch; er tappte auch dabey ſo an den Häuſern und an den Leuten hin. Mitten im dichteſten Gefahre ſchlich er, ſein treuer Hund voran, unberührt wie ein Schatten hindurch, unverletzt wie ein Geiſt, der dunkelgraue. Der Hund an einem dicken breiten ledernen ſchwarzen Riemen machte Bahn; Jedermann wich aus

ſchon von ferne aus Pietät und alter Bekanntſchaft. Der Mann nicht ſchlecht gekleidet; eine Jacke, eine Kappe, blaue Strümpfe, Schnallenſchuhe, ein groß gebauter ſtarker Menſch. Der verehrungswürdige Hund ein abſcheulicher Baſtard, pudelartig, mittelgroß, wollhaariges gekrauſetes Fell von ſchmutzigem Dunkelgrau. Man war gewohnt das Paar täglich zu ſehen in den belebteſten Straßen; natürlich, das war der Markt, das Geſchäft. Der Blinde ging Einem ab, wie der ururalte krainiſche Lorbermann, ſo, noch vor wenig Jahren, wohl über Hundert alt, in den Centnerſtiefeln einher ſtieg.

* * *

Der 85jährige Dr. Portenſchlag. Noch den ganzen Tag auf den Beinen in Stadt und Vorſtädten, in ein paar Dutzend Stockwercken; wackelnd aber rüſtig, die kleine aber gediegene, musculoſe Geſtalt mit den Roſenwangen, in kurzen jüngferlichen Schritten aber ſchnell und lebendig; große ſtählerne Schnalle als Handhabe vorn am Hute; das Augenglas am Halsſchnürchen in der Hand. Auch gelehrt und Schriftſteller: Ueber den Waſſerkopf, ein geſchätztes Werk, bey Strauß, wo des Verfaſſers (des Waſſerkopfs nähmlich) Sohn, gleichfalls Medicinä Doctor den Sammler redigirte, was damahls ſehr leicht war, wie ſchon irgend beſprochen; da er nicht gern Dichteriſches aufnahm, auch Poetenſchlag genannt. (Poetenſchlag.) Rechtſchaffene, vortreffliche, herzliche Männer.

* * *

„Die ſchöne Wienerinn Feiglfeld“ (†) blond, blauäugig und mehr klein; nicht unſer ſchwarzer zigeuneriſcher Guſto. Jetzt ſind alle Wienerinnen ſchöne, obſchon es faſt

gar keine Plaſtik mehr gibt; Alle ſagen wir, ſelbſt die eine, welche eben die ſchöne Wienerinn hieß, die Puppe nähmlich, die wirkliche Puppe, die ihren Beruf erfüllte, wie vielleicht Alle, die keine Puppen ſind. Die letzte Wienerinn dereinſt wird dann gewiß nicht nur die ſchöne, ſondern die ſchönſte Wienerinn ſeyn wahrhaft einzig; die Glückliche, die Beneidenswerthe.

* * *

Unſer den 8. Jänner 1801 als Hofagent verſtorbener Rautenſtrauch (der in dieſen Memoiretten ſchon mehrmahls vorgekommen) war auch ein inniger und thätiger Vaterlandsfreund. „Kriegslieder" hatte er ſchon 1778 zu Wien heraus gegeben. Als ſich die Errichtung des Corps der Wiener-Freywilligen von 1796 vorbereitete, wirkte er für den Unterhalt desſelben durch Veranſtaltung einer großen muſicaliſchen Akademie mit Chören und Arien. Er dichtete dazu eine Cantate: „Der Retter in Gefahr;" Süßmayer ſetzte die Muſik dazu. Der gedruckte Text und die geſtochene Muſik zum Schlußchor wurden bey der Caſſa gratis vertheilt. Dieſe ſchöne Akademie fand vier Mahl Statt, nähmlich den 19. und 21. September, den 4. October und 15. November 1796. Sie trug 9042 Gulden ein. Auch in Wiener-Neuſtadt wurde ſie zu demſelben Zweck gegeben; und in Wien ſelbſt ſpäterhin mehrmahls wiederholt. Dieſer gute Erfolg eiferte auch Andere an; ſo ſchrieb Stephanie der jüngere ein Drama: „Die Freywilligen," zu welchem ebenfalls Süßmayer die Compoſition lieferte. 1800 verfaßte Rautenſtrauch zum Vortheil des Fonds des niederöſterreichiſchen Scharfſchützencorps eine Cantate: „Der Kampf für den Frieden,"

Muſik von Süßmayer; ſie wurde den 18., 21. und 25. December mit Beyfall und gutem Ertrag in's Werk geſetzt. Cantaten waren damahls überhaupt ſehr üblich; beſonders fruchtbar erwies ſich in dieſer Form Joſ. Sonnleithner, der Bruder des Advocaten und Profeſſors. Unter Andern gab der Gaſtwirth und Hausinhaber zum Schwan in der Roßau, Phil. Burger zum Vortheil dieſes Corps eine muſicaliſche Akademie, den 18. December. Unterſtützungsmittel floßen reichlich von allen Seiten; viele Patrioten verpflichteten ſich zu periodiſchen Beyträgen; die Schneider Wien's lieferten tauſend Uniformen ꝛc.

* * *

1683 Perſonen ungefähr gehen manchen Tag hindurch über die Löwelbaſtey; manche dieſer 1683 Perſonen iſt ſchon viel öfter als 1683 Mahl über die Löwelbaſtey gegangen, ohne, daß gar viele darunter wären, die an einem gewiſſen Hauſe die an ſelbem angebrachte große Jahreszahl 1683 bemerkt hätten. Löwelbaſtey: claſſiſcher Boden; gewiſſes Haus: claſſiſcher Boden. Zuerſt kommt 16 an dieſem gewiſſen Hauſe, dann ein großer plaſtiſcher farbig angeſtrichener Türkenkopf, und dann 83. Das iſt genug. Aber nicht genug Complimente kann man machen, wenn man an dieſem Hauſe vorbey kommt. Daß die Türken Wien nicht eingenommen, iſt weſentlich auch dieſem tapfern Hauſe zu verdanken; da ging es ſehr hitzig her. Wenn die vielen an den Fenſtern zur Verzierung angebrachten Kugeln türkiſche Kugeln wären, ſo ſollten ſie nicht übertüncht ſeyn. Dieß Haus war eine Feſtung und ſteht noch reſpectabel da. Ein Blick rechts hinüber, und

eine andere Feſtung gewahrt man, eine etwas neuere, das fürſtlich Liechtenſtein'ſche Majorathaus. Es iſt verſichert worden, es ſey dergeſtalt gebaut, daß ſich auf der Dachung Kanonen auffahren laſſen; feſt wäre es genug dazu.

* * *

Collegien und Ordenshäuſer der P. P. Jeſuiten in Wien und Niederöſterreich überhaupt um 1770.

Wien. 1) Das Profeßhaus zu den neun Chören der Engel, am Hofe, (Obere Jeſuiten). Dazu ward es von Ferdinand II. 1625 erklärt; 1622 hatte er das Collegium der Geſellſchaft Jeſu mit der Univerſität vereinigt. — 2) Das Collegium St. Ignatii und Francisci Xaverii, entſtanden aus dem alten Univerſitäts-Collegium; 1625 entſtand dieß neue durch Ferdinand II., der 1627 die Kirche dazu erbaut (Untere Jeſuiten). — 3) Das Probehaus bey St. Anna, der Geſellſchaft Jeſu 1582 von Rudolph II. eingeräumt; zum Probehaus 1627 von Ferdinand II. erklärt; 1748 nach der Feuersbrunſt erneuert. — 4) Das k. k. Convict bey St. Barbara. — 5) Das Collegium Thereſianum in der neuen Favorita (Thereſianum, ſeit 1747 Ritter-Akademie; 1755 vergrößert).

Krems. 1) Das Collegium bey Mariä Himmelfahrt mit dem Gymnaſium; 1636 geſtiftet von Michael Adolph Grafen von Althann und ſeiner Gemahlinn. — 2) Das Seminarium des heiligen Euſtachius, 1684 geſtiftet von der Gräfinn Euſtachia von Althann; vollendet 1692.

Wiener-Neuſtadt. 1) Das Collegium bey dem Neunkirchenthore in der Stadt; 1662 geſtiftet vom Erzherzog Leopold Wilhelm. — 2) Eine Reſidenz vor dem

Wiener-Thore, gestiftet von Franz Freyherrn von Zunkenberg; vollendet 1747.

St. Bernhard, Residenz und Herrschaft im Viertel Ober-Mannhartsberg, Eigenthum des Collegiums der Untern-Jesuiten.

* * *

Der Ursache des blutigen Zerwürfnisses, welches 1451 zwischen den Studirenden der Hochschule und dem Wienerpöbel statt gehabt, findet man nirgends angegeben. Es scheint aber aus manchen Wahrnehmungen hervorzugehen, daß der Gegenstand desselben die Wunder gewesen, welche der damahls anwesende, nachmahls heilige Capistrano besonders an Kranken und Breßhaften gewirkt hatte, deren Aufzählung in Fuhrmanns „Alt und Neu-Wien" 1. Band, Seite 593 und folg. mit anmuthig rührender Einfalt vorkommt. Ueber diese Wundererscheinungen konnte man sich nicht vereinigen; es kam zu Schlägereyen, zu blutigen sehr ernsthaften Händeln, und diese drohten noch viel ernsthafter zu werden, da der Plebs sieben dieser Studirenden auf die Schranne schleppte, und Erasmus Ponhaymer der Stadtrichter sich nicht lange besann, selbe als Landfriedenfrevler dem Henkersschwerte zu überantworten. Der besonnene Bürgermeister Leop. Taschler, der Rath Neuperg und einige andere Räthe stemmten sich gegen solche unerhörte Willkühr; der Rector der Universität berief sich auf die vom Papste Martin V. bestätigte Gerichtsbarkeit der Hochschule, in Folge welcher sie befugt war, über Leben und Tod zu richten; muthig machte er geltend, daß Jene, welche es wagten, die Universität in der Ausübung dieses Rechts zu beirren, der

Excommunication verfallen ſeyen. Der Rector ſchloß ſogar die Schule, und es ſtand zu befürchten, daß ſowohl die Studenten als die Lehrer (großentheils Fremde) auswandern würden: Alles vergebens! Der Herr Stadtrichter, in ſeiner vermeintlichen Allgewalt, wollte nun einmahl „ein Exempel ſtatuiren;“ und beynahe wäre es ihm gelungen, hätte nicht der Kaiſer (Friedrich III.), wohl durch ſeinen klugen energiſchen Miniſter Aeneas Sylvius (nachmahliger Papſt) beſtimmt, ſich ins Mittel gelegt, und die Sache mit einer Art Machtſpruch geſchlichtet.

* * *

Ziemlich hart an der Linie, in faſt unmittelbarer Nachbarſchaft eines Kirchhofs, nur etwas weiter entfernt von zwey andern Friedhöfen, befindet ſich eine ſchlaraffiſche Reunionsanſtalt. Einſt vielleicht wird man Folgendes erzählen: Anno ſo und ſo viel, tief in der Nacht, während es in den Sälen und in den verſchiedenen Localitäten des Gartens bey ſinnverwirrendem Getöſe zweyer Orcheſter toll und voll zuging, bemerkte einer der noch etwas nüchternen Gäſte von der Terraſſe aus etwas Erſchreckliches, eine lange Reihe, eine ganze Fronte Geſpenſter in ihrem gewöhnlichen Coſtum, nähmlich in Leintücher gehüllt, vom Kirchhofe hervor marſchiren, gerade auf den Beluſtigungsort zu. Er machte Lärm, die Ball- und andern Gäſte, fragen was es gebe, ſehen, was es gibt; paniſches Entſetzen, gräuliche Furcht ergreift ſie; ſie laſſen Alles im Stich, ſogar ihre Schönen und ergreifen die Flucht nach allen Richtungen. Die 60 — 70 Geſpenſter indeſſen rücken in das Wirthshaus ein, beſetzen die Tiſche, trinken und ſchmauſen, kümmern ſich nicht um die in

Ohnmacht liegenden Täuzerinnen, erwiſchen aber einen Kellner, und fragen, was ſie ſchuldig ſind. Sie zahlen ehrlich, geben aber dem Kellner ein paar Ohrfeigen, laſſen ſich durch ihn dem Wirth empfehlen, empfehlen ſich dann ſelbſt, ſteigen in ihre Fiaker und fahren nach Hauſe, das heißt, in die Stadt, und in die verſchiedenen Vorſtädte. Saubere Lection.

* * *

Dem Kaufmann Fergar paſſirte 1809 während der Invaſionszeit Folgendes: Eines Tages ſitzt er im Prater beym Eisvogel im Gärtel; da kommt ein franzöſiſcher Offizier, am Arm ein hübſches Frauenzimmer. Alle Drey ſind luſtig. Plötzlich ſpringt der Franzoſe auf, gibt der Perſon ein paar Ohrfeigen, und treibt ſie mit Fußtritten aus dem Gärtel. Sie hatte ſeine Geldbörſe escamotiren wollen. Nach einer Weile ſagte Fergar zu dem Offizier: Wenn Sie in's Theater gehen wollen, ſo iſt es Zeit. Der Offizier glaubt es nicht, will nach der Uhr ſehen, aber die iſt fort. Verdammte Dirne! Gut. Einige Tage darauf geht Fergar über den Stephansplatz; da ſtanden ſtets mitten auf dem Platz der Reihe nach viele einzelne Verkäufer von allerhand kleinen Effecten, dieſe in den Händen, den Vorübergehenden anbiethend. Er ſieht von ferne denſelben Offizier auf einen ſolchen Verkäufer haſtig zugehen, welcher eine Taſchenuhr in der Hand hat. Es iſt die Uhr des Offiziers. Der reißt ſie ihm aus der Hand, und will den Kerl packen; der Kerl iſt aber kein Kerl, ſondern das neuliche Frauenzimmer maskirt. Glücklich entſpringt die Dirne; der Franzoſe aber ihr nicht nach. Ein paar Abende darauf geht Fergar bey der Alſerkaſerne vor-

über; es war ſchon finſter, da fliegen zwey Frauenzimmer zum Fenſter heraus. Das eine derſelben kommt gerade unter die Laterne zu fallen; es iſt die Uhrdirne. Nur noch zu ſagen, daß die galanten franzöſiſchen Soldaten, derley Dirnen, nachdem ſie mit ihnen eine Schale Caffeh getrunken, häufig zum Fenſter hinaus zu werfen pflegten als erledigt.

* * *

In den 70er Jahren erſchienen zu Wien öconomiſche Kalender, die aus zwölf Bändchen beſtanden. Jedes Bändchen enthielt populäre Wirthſchaftsbelehrungen für den Monath. Dieſe Kalender, welche äußerſt wohlfeil waren, wurden von der Wiener öconomiſchen Geſellſchaft herausgegeben, welche 1768 war gegründet worden, und ihre Sitzungen, bey denen ſtets auch practiſche Wirthſchaftskenner zugegen ſeyn mußten, im Landhauſe hielt. Die Geſellſchaft errichtete 1770 eine eigene Schule der Bienenzucht, im Belvedere (ſpäter, von 1799 an, wurde in dieſem Zweige der Landwirthſchaft in der Brigittenau Unterricht gegeben), deren Lehrer Janſcha war. 1780 wurde eine eigene Kanzel der Oeconomie auf der Univerſität errichtet und der Abbé Arnold zum Lehrer beſtellt. Dieſe Geſellſchaft, welche einen oberſten Protector, einen Director und einen Secretär hatte, übrigens aus ſtändiſch Verordneten gebildet war, wurde von Kaiſer Joſeph aufgehoben. Leopold ließ ihre Bücherſammlung der Univerſitäts-Bibliothek einverleiben, woſelbſt ſie mit der Aufſchrift: „Ständiſch-öconomiſche Bücherſammlung" aufgeſtellt wurde. Die jetzige Landwirthſchafts-Geſellſchaft trat 1812 in's Leben. Ihre Verhandlungen erſcheinen ſeit 1816.

* * *

Truchſeß (Truchſeſſ). Dapifer, der das Eſſen aufträgt. (Vet. gloss.), im engern Sinne ein adeliger Hofbeamter, der bey feyerlichen Anläſſen die Speiſen auf die Tafel des Landesherrn zu tragen hat; im Mittelalter ein vornehmer Hofdiener, welcher beym Krönungsmahl vier ſilberne Schüſſeln mit Rindfleiſch auf die Tafel zu ſetzen hatte. In Oeſterreich gehören die k. k. Truchſeſſen (Genitiv ebenfalls Truchſeſſen) mit den jetzt unbeſetzten Aemtern des Mundſchenken und Vorſchneiders zum „äußern Hofſtaate.“ Die Anzahl der k. k. Truchſeſſen (1844) iſt 50; darunter befinden ſich: Joſeph Freyherr v. Mayenberg; Franz Freyherr von Schlechta Ritter zu Wſchehrd; Eduard Wittek Edler von Salzberg; Carl Peter Ritter von Seydel; Carl und Franz Ritter v. Heintl; Valent. Ritter von Mack; Joh. Claud. Ritter Pittoni v. Dannenfeldt. Königl. Ungariſche Truchſeſſen (Aulae regiae familiares) ſind 18.

* * *

Daß man in früheren Zeiten nicht immer und überall, wie heut zu Tage lärmende Muſik „machen“ durfte, ſtets alſo nur mit beſonderer Rückſicht, haben wir ſchon andern Orts erwähnt. Nach jenem ältern landesfürſtlichen Edict, bringen wir hier ein neueres bey, nähmlich vom „11. Sept. 1714, über welches ſich ein gleichzeitiger Scribent alſo ausläßt: „Es wurden auf hohen landesfürſtlichen Befehl, durch offentlichen Ruff, die nächtlichen Muſiquen und Geſchrey, beforderiſt mit großen Compagnien und mehr zur Unruhe als Ergötzlichkeit dienliche Inſtrumenten ernſtlich und bey ſchwerer Straff verbotten, und zwar ſolche länger nicht, als biß zehn Uhr

Nachts: andere aber mit Stadts-gewöhnlichen ſtillen Inſtrumenten machende und zur ehrbaren Ergötzlichkeit und Ehren-Bezeugungen angeſehene Muſiquen längſtens nur bis um 1 Uhr Nachts zu halten zu geſtatten."

* * *

Die leidige Syphilis kam 1495 nach Wien. Die Erſcheinung war ganz unbekannt, der Zuſtand der Kranken den Aerzten alſo völlig neu, und dieſer Zuſtand daher wahrhaft ſchaudererregend. Die Patienten wurden von einem Ausſchlag am ganzen Körper befallen; kein Mittel wollte helfen, ſelbſt der ſonſt ſo wirkſame Gebrauch der Bäder nicht, deren es damahls eine große Menge gab, eben weil der Ausſatz überhaupt ſich ſo häufig zeigte. Grauenhaft iſt, was ein alter Scribent ſagt: „Es war ein abſcheulicher Zuſtand, maſſen die darmit Behafften am ganzen Leib ausgeſchlagen und voller böſer Rauden und Schäbigkeit werden, womit einer offt Jahr und Tag behafft geweſen; viel tauſend aber ſeynd davon geſtorben." Das glauben wir gern; die Unglücklichen mußten ja verzweifeln, da ſelbſt die Aerzte kein Mittel wußten. In einzelnen Fällen aber half ein Brünnlein bey Krems aus, das ein Bauer in ſeinem Weingarten entdeckt hatte. Alles lief nach Krems, oder ließ dieſes cryſtallene Wäſſerchen kommen, das zu ungeheuren Preiſen bezahlt wurde. Man ſah ſich genöthigt, ſämmtliche Schulen zu ſperren; und Jahre vergingen, ehe nur einigermaßen abgeholfen wurde.

* * *

Wie nachmahls Joſeph II. zur Schonung des Holzes mittelſt eigenen Edicts beabſichtigte, daß die Leichen

nicht mehr in Särgen, ſondern in Säcken beerdigt werden ſollten (mit welcher Maßregel er aber nicht durchdrang), ſo hatte ſeine erhabene Mutter aus demſelben Beweggrund und mit beſſerm Erfolg laut Patent vom 10. Februar 1741 die Sitte der Maybäume verbothen. Es war nähmlich der Gebrauch, nicht nur in Wien und andern Städten und Märkten, ſondern auch in den geringſten Dörfern, um den 1. May zu feyern vor die Häuſer, Thüren, auch in die Zimmer einen jungen Baum zu ſtellen, wodurch denn die Forſtwirthſchaft ungeheuren Schaden hatte leiden müſſen. Es iſt dabey nur unbegreiflich, wie ſolch eine wahrhaft blödſinnige Gewohnheit hat Wurzel faſſen und ſich ſo lange erhalten können.

* * *

Durch die Unhöflichkeit eines Schuſters wurde einſt ein ſehr ſchönes Flötenconcert vereitelt. B., der längſt verſtorbene Lehrer der Flöte, Profeſſor genannt, hätte dieſes Concert geben ſollen. Er war aber einem Schuſter für ſehr viele Stiefel ſehr viel ſchuldig, und wollte durchaus nicht zahlen. Der Schuſter ſagte zu ihm: „Morgen haben Sie ein Concert, Herr Profeſſor, und da hoffe ich, daß Sie mich bezahlen werden.“ Der Profeſſor aber, der ſich eben auf ſeinem Flötel übte, ward grob, und ſagte: „Von der Concerteinnahme, das verſichere ich Sie, bekommen Sie keinen Heller.“ Sie ſagten einander noch allerhand Derbheiten, und der Schuſter verlor die Geduld, packte das Flötel und ſchlug es dem Künſtler ein paar Mahl um den Mund, ſo daß das Flötel entzwey brach, und der Mund ſehr aufſchwoll. Da nun das Flötel entzwey gebrochen, und der Mund ſehr aufgeſchwollen war, ſo konnte das Concert nicht Statt finden, indem ſich mit einem

entzwey gebrochenen Flötel und einem sehr aufgeschwollenen Mund nicht Flötelblasen läßt. So kann man sehen, was die einfachste Unhöflichkeit oft für traurige Folgen hat durch solch ein unschuldiges Flötel. (Schrecklich dumm, oder recht spassig.)

* * *

Sollte es denn nicht möglich seyn, zu machen, daß sämmtliche Thurmuhren übereinstimmend gehen? Sie differiren um eine gute Viertelstunde. Mit der Uhr auf der Freyung hat es eine ganz eigene derley Bewandtniß.

* * *

Der Baron T**t war in die Tochter armer Eltern sterblich verliebt, und wollte sie heirathen. Die Eltern sagen Ja, aber das Mädchen sagt Nein. Es kam heraus, daß Emilie selbst sterblich in einen andern jungen Menschen verliebt sey, und dieser eben so in sie. Die Eltern wurmte das, denn der Baron war reich und brav. Den Baron kränkte das noch mehr; aber was thut er in der Hoheit seiner Seele? Er sagt zu Emilien: „Ich liebe Sie unaussprechlich, und werde Sie ewig lieben; ich kenne mich. Meine Ansicht aber von der wahren Liebe ist, zu wünschen und zu machen, daß der geliebte Gegenstand wahrhaft glücklich sey. Sie werden dieß mit Ihren Geliebten seyn, und nur mit ihm. Er ist arm; hier, nehmen Sie, hier sind die Mittel Ihrer beyderseitigen Existenz; heirathen Sie sich." Bey diesen Worten reichte er ihr eine Brieftasche, 50000 Gulden enthaltend. Der Baron setzte hinzu: „Den geliebten Gegenstand selbst besitzen zu wollen, an sich zu reißen, wenn er schon einem andern Herzen angehört, ist nach meinen Grundsätzen der

verwerflichſte Egoismus, und ſtets ohne Segen. Leben Sie wohl:" Man wird das edel finden, großmüthig, erhaben. Aber ſollte man nicht vielmehr denken, daß ſich ſolch ein Benehmen von ſelbſt verſtehen müſſe? O gewiß, man wird das; inzwiſchen geſchieht im Leben gewöhnlich das Gegentheil von dem, was man denken ſollte, wenn es ſich um Dinge der Vernunft und Wahrheit handelt.

* * *

Kaiſer Leopolds II. letzte Stunden. Den 27. Febr. 1792 war der Monarch ſehr von Obſtructionen beläſtigt. Er glaubte, gut zu thun, Bewegung zu Pferde zu machen, und er ritt mit dem Fürſten Carl Liechtenſtein nach Schönbrunn. Wieder nach Wien zurück gekehrt, holte der Kaiſer ſeine Gemahlinn aus dem Theater ab. Während dieſer Abendzeit, und ſo auch in der Nacht nahm das Unwohlſeyn zu. Tags darauf fühlte ſich der Kaiſer noch übler, und er ordnete nun an, daß die zur Audienz vorgemerkten Perſonen ſich zu dem Erzherzoge Franz verfügen ſollten. Am folgenden Tage, da die Leiden geſtiegen waren, wurde für nöthig befunden, ein Conſilium zu halten, man ließ dem Kranken zwey Mahl zur Ader. Es erfolgte Erleichterung, und dieſe nahm dergeſtalt zu, daß am 1. März um die Mittagszeit jede Gefahr vorüber zu ſeyn ſchien. Der Kaiſer hatte ruhigen Schlaf. Gegen 3 Uhr aber erwachte er plötzlich, und es erfolgte ein ſehr heftiges Erbrechen. So eben war die Kaiſerinn, die ſich nur auf kurze Zeit zur Tafel entfernt hatte, herbey geeilt, und faſt in demſelben Augenblick verſchied Leopold in den Armen ſeiner Gemahlinn.

* * *

Das herrliche Grabmahl der Königinn Blanca (Gemahlinn Herzog Rudolphs III.) also, bey den Minoriten, ward und wird vergebens wieder aufgesucht, wohl eines der ältesten, gewiß aber eines der allerwerthvollsten Ueberbleibsel der bildenden Kunst, von Blanca selbst, da sie im Sterben, 1305, vorgeschrieben, und jetzt nur noch in einer uncorrecten Abbildung in Hergotts Taphographia ersichtlich. Was soll man aber sagen, wenn schon die Gebeine dieser Fürstinn, als den 16. April 1786 die Kirche nach vollendeter Herstellung wieder eröffnet wurde, nicht mehr vorhanden waren!!? Man öffnete den Sarg, und siehe: man sah nichts, denn man fand nichts, keine Spur ihres Körpers, den man vorhatte in der Gruft von St. Stephan beyzusetzen. Zugegen waren unter Andern Herr von Hohenberg, der Vorsteher der Kirche Evang. Milani und Herr v. Geusau der Geschichtschreiber. Letzterer erzählt diese bittere Entdeckung im vierten Bande seiner Geschichte Wien's, Seite 551, sagend: „wobey auch ich zugegen war." In der That alles sehr mysterios. Aber des großen Ottokars großes Herz hoffen wir, ist doch noch vorhanden??!

* * *

Die öffentlichen Blätter wundern sich, daß bey der Grabsteinfeyer Glucks am 11. July 1846 sich die Kunstnotabilitäten nicht eingefunden, und überhaupt nur wenig Leute zugegen gewesen. Warum aber sich wundern? Hat ja doch Gluck keine Walzer geschrieben, hat er ja doch für Nervengekitzel, für Modeflitter, für Frivolität blutwenig gethan, und er ist ja doch schon länger als einige Monathe todt! Bey Lanners Monumentfest: ja das ist Etwas, das

iſt etwas Anderes! Da fand ſich Alles ein; da ſtrömten Tauſende hin. Lanner hat aber auch die juckendſten Walzer componirt; er hat ſogar zur Ehre des netten Naturſchauſpiels Sonnenfinſterniß-Walzer gedichtet, die auf dem Währingerſpitz mit einem Beyfall abgeſpielt wurden, welcher noch größer war, als die momentan unſichtbare Sonne ſelbſt. Zu wundern wäre es eher geweſen, wenn bey Gluck ſich nur halb ſo viele Compoſiteurs und andere Leute eingefunden hätten, als bey Lanner.

* * *

Als Geburtsort literariſcher und künſtleriſcher Notabilitäten dürfte das unermeßliche Wien verhältnißmäßig viel weniger reich ſeyn, als andere, ungleich kleinere Städte. Gratz und Prag mögen wohl die meiſten zählen. In dem kleinen Krems wurden geboren: Ellmaurer, Gaheis, der Numismatiker Neumann, Retzer, Steinbüchel, der Mahler Schmidt (allgemein Kremſer-Schmidt genannt, aber geboren zu Grafenwörth), Winiwarter, Wutky.

* * *

Welch ein Lärm, welch ein Auflauf! Was wollen alle dieſe jungen Leute? So hieß es eines Abends auf der Brandſtatt, als da eine tumultuariſche Nachtmuſik Statt fand. Und wem gilt dieſe Serenade? hieß es weiter. Die Antwort war: Dem Profeſſor Leber! Ah hieß es dann, allen Reſpect. Da ward auch der ehrwürdige hochverdiente Greis ſelbſt ſichtbar, deſſen Fenſter vom Bauernmarkt da herunter gingen. Tauſendſtimmiges Vivat; recht ſo. Es war einige Zeit, nachdem er (1805) die große Civil-Ehren-Medaille ſammt Kette erhalten. Nicht lange darauf, 1808, 14. October raffte ihn der

Tod fort; 44 Jahre war er Profeſſor. Bey jener Nachtfeyer kam ein bizarrer Rebus zum Vorſchein: eine Leber, über welcher geſchrieben ſtand: „Lange.“ Du lieber Himmel!

* * *

Einſt war die Rede vom Bau einer neuen Flußbrücke. Der ſehr renommirte Hydrotechniker v. Schemerl ſagte: „Bauen wir ſie auf trocknem Boden, einige Klafter vom Ufer entfernt, mit aller möglichen Bequemlichkeit; und iſt ſie fertig, ſo leiten wir den Fluß darunter weg.“ (Alſo nicht die Brücke über das Waſſer, ſondern das Waſſer unter die Brücke). Eben ſo einfach und genial das Folgende: Man ſprach von der Regulirung der Donau zum Behuf der Schifffahrt. Da entgegnet ein bewährter Sachkenner: „Die Donau zu reguliren koſtet Millionen, nicht 10 — 20, ſondern wohl 50 Millionen, dabey unendlich viel Zeit. Wozu aber die Donau für die Schiffe zurichten? Man baue die Schiffe für die jetzige Beſchaffenheit des Stroms; Millionen Gulden und Jahre ſind dann erſpart.“ Seitenſtück zum Ey des Colombo.

* * *

In der ganzen Weltgeſchichte, in der ganzen Geſchichte der Menſchheit, glauben wir, dürfte wohl ſchwerlich ein Zug ſolch wahrhaft erhabener Seelengröße vorkommen, wie der nachſtehende Marien Thereſiens. Ihr Gemahl, dem ſie ſtets mit felſenfeſter Treue zugethan, hatte eine Dame von hohem Rang (die F. A.) ausgezeichnet. Als der Tod ihn hinweggerafft, und die Kaiſerinn tief erſchüttert aus ihren Gemächern in den Vorſaal trat, wo der Hofſtaat verſammelt war, bemerkte ſie, daß jene Dame einſam ſtehe, gemieden von Jedermann.

Dieſer Anblick wirkte heftig auf das edle Herz der Monarchinn; und — was thut ſie? Auf die Dame ſchreitet ſie zu, gibt ihr den Arm, und geht mit ihr mitten in den Kreis der Verſammlung. Dann ſpricht ſie laut, wiewohl mit bebender Stimme die Worte: „Ja wohl, meine Liebe, wir haben Beyde viel verloren!“

Jeder Beyſatz, den wir machen könnten, wäre eine Entweihung dieſes mehr als erhabenen Characterzuges.

Nur das führen wir noch an. Jene Dame beſaß als Geſchenk des Kaiſers eine Anweiſung auf eine ſehr bedeutende Geldſumme. Maria Thereſia erfuhr es von dem Caſſavorſteher. Der vermeinte, zur Verfallzeit könne man da wohl beliebig ſubtrahiren. Allein die große Frau, in hochſinnigem Unwillen erglühend, befahl, die volle Summe ſchon jetzt, und augenblicklich der Dame in's Haus zu ſchicken.

Es lebe Maria Thereſia, die Einzige!

* * *

Es iſt überraſchend, gewiſſe markante Namen, die beynahe verklungen ſcheinen, plötzlich wieder einmahl nennen zu hören. So hat uns jener Weckhrlins in einer Wiener-Zeitſchrift angenehm überraſcht, zumahl da dieſer Mann auch in Wien eine Rolle geſpielt, und über Wien geſchrieben. Nicht Jedermann vielleicht wird wiſſen, daß die 1777 erſchienenen „Denkwürdigkeiten von Wien,“ drey Bändchen, von Weckhrlin ſind. Sie zeichnen ſich, wie Alles von ihm, z. B. „das graue Ungeheuer,“ die „Chronologen“ ꝛc., durch Geiſt und eine energiſche Sprache aus, ſind aber faſt durchaus ohne thatſächliches Intereſſe, ſo, daß es beynahe unbegreiflich iſt, wie ſie damahls haben

verbothen seyn können. Gar keine Ausbeute bieten sie jetzt dar, sie waren auf den Moment berechnet, vielleicht auf irgend eine Persönlichkeit gemünzt; etwas derley muß dahinter stecken, weil dem Verfasser bedeutet worden, so schnell als möglich sich aus diesem Wien und der ganzen Monarchie zu entfernen, was denn auch geschah. Weckherlin trieb sich abenteuerisch herum, suchte und bekam Händel, und ging mit seinem Krafttalente unter. Seine Grundsätze und seinen Character betreffend, so sind wir außerordentlich weit entfernt, sie in Schutz nehmen zu wollen; im Gegentheile. Interessant ist es besonders, daß er, wie eine Stelle in der „Theaterzeitung" besagt, schon gegen die Thierquälerey auftritt, ein Capitel, auf welches man nicht oft genug zurückkommen kann, während die Ungarn schon ein förmliches Gesetz dagegen haben.

* * *

Vor fünfzig Jahren verlautete es, daß die Absicht bestehe, die Brunnen auf dem Hofe und jene auf dem Graben mit imposanten Statuen zu schmücken. Jene auf dem Hofe hieß es, sollten zwey große Habsburger, die auf dem Graben zwey Kriegshelden neuerer Zeit zum Gegenstande haben, nähmlich Rudolph I. und Max I., Starhemberg und Laudon. Ober dem Piedestal Rudolphs sollte im Basrelief „Rudolph an der Leiche Ottokars" vorstellen; ober jenem Maximilians ein anderes, „Marens Triumphzug nach St. Stephan nach dem plötzlichen Hintritt Mathias Corvins." Für die Brunnen auf dem Graben sey Starhemberg stehend, Loudon in vorschreitender Stellnng bestimmt. Man sprach auch von der großen Maria Theresia; man bemerkte, wie inhaltsvoll und

ergreifend es seyn müsse, auf dem Hofe sie statt Max aufzustellen. Der erste Habsburger und der letzte rein habsburgische Zweig; Beyde an Herrschervorzügen gleich groß. Dann sprach man auch von Eugen, von dem unser Historiograph des Reichs wohl etwas exaltirt sagt, er sey „bey weitem der größte Mann, den Oesterreich je gehabt." Die Ausführung dieser Projecte aber unterblieb, weil die Kosten zu hoch befunden worden. Die Brunnen des Grabens indeß wurden 1804 mit den von Martin Fischer gearbeiteten Standbildern des heiligen Joseph und des heiligen Leopold geziert; jene auf dem Hofe, 1812 am Nahmenstage des Kaisers Franz, mit dem Symbol der österreichischen Treue und jenem des Ackerbaues, beyde von demselben Künstler. Bey diesem Anlasse können wir nicht umhin, einen begeisterten Blick auf den „ewig schönen Brunnen" des Neumarkts zu werfen, und zu wünschen daß die erste entsprechende Lebensgeschichte des österreichischen Phydias, des unsterblichen Raph. Donner bald an's Licht treten möge, als die Frucht einer eigenen Preisaufgabe der Sonntagsblätter.

* * *

Es war da ein Pensionist, der nicht aufhörte, den Kaiser zu überlaufen, um eine Zulage zu bitten, und sich darauf zu berufen, daß er dem Staate vierunddreyßig Jahre gedient habe. Joseph wußte, daß an dem Manne nicht viel sey, und daß er während seiner langen Dienstzeit blutwenig geleistet habe. Als sich dieser zudringliche, unberufene Bittsteller eines Tages wieder einfand, und seine vierunddreyßigjährigen Dienste herausstrich, gab ihm der Kaiser folgenden Bescheid: „Sie thun sich fortwäh-

rend viel darauf zu Gute, daß ſie dem Staate vierunddreyßig Jahre lang gedient haben. Bedenken Sie denn aber nicht, daß der Staat auch Ihnen vierunddreyßig Jahre lang gedient hat? Er hat Ihnen dadurch gedient, daß er Sie leben gemacht hat, nähmlich, daß Sie haben exiſtiren können; das iſt doch wohl auch eine gute Dienſtleiſtung. Alles hebt ſich alſo gegeneinander auf; alle Verbindlichkeiten ſind gegenſeitig. Und jetzt, da Sie Ihre übrige Lebenszeit mit Nichtsthun hinbringen, werden Sie auch noch dafür bezahlt. Sie haben ſich immer nur ſelbſt gedient, während Sie dem Staate gedient haben; und da Letzteres auf eine nichts weniger als entſprechende Weiſe geſchehen iſt, ſo kann von einer Erhöhung Ihrer Penſion keine Rede ſeyn. Dies, mein Herr, iſt Ihr Beſcheid, ein für allemahl, und nun ſeyen Sie ſo gut, ſich zu entfernen."

* * *

Joſeph und de Ligne. Es iſt bekannt, das die unheilvolle Lage der Dinge in den Niederlanden auf Joſephs bereits durch und durch erſchütterte Lebenskraft vollends zerſtörend eingewirkt habe; ja, man kann ſagen, jene Lage habe ihn eigentlich getödtet, und wenn das auffällt, ſo ſetzen wir hinzu, er, Joſeph ſelbſt hat das geſagt. Wir wollen deutlicher ſeyn. Einige Tage vor ſeinem Tode befand ſich der Prinz de Ligne bey ihm. Joſeph äußerte buchſtäblich Folgendes: „Ihr Land hat mich umgebracht. Die Einnahme von Gent iſt mein Todeskampf, und das verlaſſene Brüſſel mein Tod. Welche Schmach iſt das für mich! Ich ſterbe. Von Holz müßte ich ſeyn, wenn ich am Leben bliebe. Gehen Sie nach den Niederlanden,

bewirken Sie, daß die Nation zu ihrem Regenten zurück kehre, und vermögen Sie das nicht, so bleiben Sie in Ihrer Heimath. Opfern Sie mir Ihr Glück nicht auf; Sie haben Kinder." — Welch erhabene Gesinnung! Welche Großmuth. Sollte man an der Echtheit jener Worte Josephs zweifeln, so beliebe man in der Frau von Staël Lettres et pensées du Maréchal Prince de Ligne, Seite 207 nachzulesen.

* * *

Wundere man sich gar nicht, alle Augenblicke zu lesen: N. N. gestorben, alt 40 Jahre; O. O. alt 36 Jahre; P. P. alt 30 Jahre u. s. w., lauter gut aussehende Leute, ohne organische Fehler. Wenn man sieht, wie die Leute leben, wie in sich selber hinein wüthend, so ist es sehr begreiflich. Ein reicher junger Mann kam vor einem Jährchen hier an. In diesem Jährchen wurde er um 6 — 8 Jahre älter. Eines Tages kommt er im Reiseanzug auf mich zu, beurlaubt sich, und sagt: „Man lebt mir da ein wenig gar zu geschwind." Es war dieß der liebenswürdige Banquier Herr v. O***r; er zog fort, um wieder 6—8 Jahre jünger zu werden.

* * *

Es gibt ein kleines Buch mit dem Titel: „Acht Tage in Wien, ein Führer ꝛc." Acht Tage in Wien. Am neunten Tage aber ist der Provinzbewohner, ist der Ausländer betäubt, verwirrt, taumelnd von all diesen Eindrücken; der gewöhnliche Wiener aber sagt: „Was? Acht Tage? Das gehört Alles für einen einzigen Tag und ist noch zu wenig; und endlich, wo sind die acht Nächte.

* * *

Daß unter den Kutſchern der Fiaker der raffinirteſt grauſame in der Behandlung der Pferde ſey, iſt bekannt. Neuere Fälle zeigen dieſes: Er macht dem Thier eine Wunde, und ſchlägt mit ſeiner Peitſche ſtets nur auf dieſen wunden Theil los, um ihm noch mehr Qual zu verurſachen als im geſunden Zuſtand möglich wäre. Gräßlich! Gäbe es denn keine Abhülfe? O ja! Man entziehe dieſen Cannibalen das Werkzeug; man nehme ihnen die Peitſche! Und wozu bedarf es denn auch der Peitſche? Es iſt nur Gewohnheit und Sucht zu peinigen, daß der Kutſcher ſie unaufhörlich in der Hand hat, und unaufhörlich bey jedem Schritt auf das Thier losſchlägt, viele, viele tauſend Mahl des Tages.

* * *

An allen Badeorten, auf jeder Macrobiotik findet man als Motto Goethes Worte: „Holde freundliche Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens: von Dir ſoll ich ſcheiden?" Applicirt nun auf ſchlaraffiſche Leute könnten ſie lauten: „Holde freundliche Gewohnheit des Eſſens und Trinkens und Liebelns und Reitens und Fahrens und Spielens und Tanzens und Muſikhörens nnd Comödienweſens und Rauchens und Putzens und Plauderns und Lachens: auf dich ſoll ich — pfeifen?"

* * *

Das Millionfräulein im Schönfeld-Dietrichſchen techniſchen Muſeum iſt natürlich oder eigentlich künſtlich ein gar curioſes Ding. Die Perſon iſt zwar nur drey Zoll groß, aber eine wahre Perle aus einer Million Perlen zuſammengeſetzt; alſo ſind dieſe verhältnißmäßig auch nur drey Zoll groß, jede, und demnach gleichſam unſichtbar, wenn man

ſich nicht eines Vergrößerungsglaſes bedient; ein ſolches aber hat das werthe Fräulein ſtets vorräthig, denn es gehört zu der Millionärinn Paſſion, betrachtet zu werden. Das Perſönel iſt äußerſt ſchlau; des Fräuleins Anzug und werther Unterleib beſtehen aus größern Perlen; eine gute Coquetterie. Nur mit ihren Augen können wir nicht einverſtanden ſeyn; ſie ſind roth, pfuy, wenn auch Granaten. Wir müſſen aufrichtig ſagen, daß uns nur eine Million ſolcher Millionfräulein in Begeiſterung verſetzen, uns zärtliche Triebe einflößen könnte; und ſo laſſen wir die einzelne Schöne ſitzen und erquicken uns an der Originalzeichnung der Biblia pauperum. Von der Million zur Armuth, die eigentlich immer der wahre Reichthum iſt.

* * *

Kaiſer Leopold I. war ſchwächlich, von kleiner Perſon; ſein Ausſehen war trüb; ſeine Körperhaltung war hinfällig, ſein Gang langſam, er hatte ſtets eine nachdenkende Miene. Seine Art ſich im Geſpräch auszudrücken, war, trotz ſeiner vielen, ja gelehrten Kenntniſſe unbeſtimmt und nachläſſig; ſein Temperament war phlegmatiſch. Auf ſeine ſpaniſche Etiquette hielt er viel; ſeine Kleidung war ſchwarz; ſcharlachroth waren ſeine Strümpfe, war ſeine Hutfeder. In den Fächern der Theologie, Rechtswiſſenſchaft und Metaphyſik war dieſer Fürſt ſehr ſtark; er hielt auf Aſtrologie und Goldkochkunſt; auf Gemählde verſtand er ſich gründlich; er war ein gelehrter Tonſetzer, ſprachenbewandert, und ſehr gewandt in der lateiniſchen; die franzöſiſche konnte er nicht leiden. Leopold war äußerſt mildthätig gegen die Armen, den elendeſten Bettlern gab er Audienz; er theilte eigenhändig

Almoſen aus. So viele Lichtſeiten machten, daß Papſt Innocenz XI. ihn werth hielt, heilig geſprochen zu werden. Bey Lebzeiten nannte man ihn „den Großen; Rink that das und ſein anderer Biograph Wagner.

* * *

In den 60er Jahren des vorigen Säculums gab es noch ganz ſeltſame Hausſchilder beſonders in den Vorſtädten (vom Thury haben wir deren bereits erwähnt), als: goldenes Kapäunel (Mariahülf); Chriſtkindel, kleine wilde Mann, ſilbernes Stuck (Spittlberg); goldene Hufeiſen (äußerſt gut: Eiſen von Silber), goldene Metzen, goldene Bretzen, rothe Bretzen, ſchöne Ländl (wohl ſchönes Leinchen?) (Neubau); goldene Winkeleiſen (St. Ulrich); ſchwarze Mutter Gottes (Althanngrund). Wo kein Schild war bezeichnete man das Haus mit dem Nahmen oder Character des Inhabers oder der ſonſtigen Beſtimmung, z. B. Nudelmacheriſch (Wieden); Pemſelmacheriſch (Margarethen); Kutſcheriſch, Tiſchleriſch, Fuhrmanniſch, Seileriſch (St. Ulrich); Kaiſeriſch, ſonſt Peterneckiſch, Böhmiſch, Bodenthaliſch, ſonſt Tafeldeckeriſch (Alſergaſſe); Fleckſiederiſch, Uhrmacheriſch, Sacktrageriſch (Lichtenthal).

* * *

In früherer Zeit, noch vor 40, 50 Jahren: was thaten die Leute, wenn ſie durſtig waren? Sie tranken Waſſer. Da gab es bey den Bürgern, bey den Profeſſioniſten einen großen Steinkrug, und den faßte man, und löſchte ſeinen Durſt. Die Leute auf der Straße, waren ſie durſtig, gingen zum nächſtbeßten Brunnen; Einer ſchöpfte dem Andern. Wer aus der Joſephſtadt kam, überhaupt, wer zum Burgthor herein, oder von der Ba-

ſtey herab kam, löſchte ſeinen Durſt in der Pfanne des Burgbrunnens im Schweizerhofe. Heut zu Tage aber muß der ärmſte ordinärſte Menſch wenigſtens Bier trinken; er verſchwendet ſein Geld an dem elenden Geſöff. Da trinke ich doch lieber ſchlechtes Waſſer als gutes Bier, und noch dazu: echtes Bier, das heißt ausländiſches, welches aber auch nicht mehr echtes Bier iſt.

* * *

Bey den vielen Anſtalten zur Emporbringung der Gewerbsproducte, und der großartigen Unterſtützung, die ihr von Seite des Staats zu Theil wird, iſt es doppelt auffallend und ärgerlich, daß wir noch immer keine entſprechenden Bley- und Rothſtifte haben. Die Rothſtifte ſind gar nichtsnutzig; ſie ſind gar nicht zu brauchen; und wollte man ſpaſſen, ſo könnte man ſagen, wir haben nur einen einzigen guten Rothſtift, und das iſt der Saphirs im Humoriſten. Mit dieſem Rothſtift aber ſollte er einmahl das Capitel der Rothſtifte tüchtig anſtreichen.

* * *

Der k. k. Rath Mich. v. Zollern, der unvergeßliche Stifter der Lehranſtalt auf dem St. Ulrichsgrunde, welche nun ſchon ein Jahrhundert beſteht, und erſt vor wenig Jahren von dem ſo vielfach verdienten und intereſſanten Herrn Bernard erweitert worden, muß ſchon eine Idee von der Erſprießlichkeit der Kinderbewahranſtalten gehabt haben, da es im Punct vier der unter Maria Thereſia den 14. Auguſt 1756 erfolgten Beſtimmung lautet: „Der Hauptbeweggrund des ſel. Stifters bey Errichtung dieſer Lehrſchule war, den ſchädlichen Müßiggang bey der armen Jugend auszurotten, weßhalb er angeord-

net, daß dieſelben den größten Theil des Tages in dieſer Lehrſchule zu ihrem eigenen Beßten und mehrerer Uebung gehalten und beſchäftigt werden u. ſ. w."

* * *

Eine der großartigſten Stiftungen iſt die des k. k. Oberhoffactors und Oberlandrabbiners Simſon Werthheimer zum Beßten armer Verwandter von ihm ſelbſt und zur Unterſtützung von Studirenden. Sein Stiftbrief iſt den 23. Februar 1709 errichtet, und in ſeiner teſtamentariſchen Verfügung vom 1. September 1724 durch die ſeinen Erben auferlegten Verbindlichkeiten alſo beſtimmt, daß das Capital der Stiftung nicht weniger als 150,000 Gulden ausmachte. Die Urkunde ward bey dem k. k. Hofmarſchallamte hinterlegt. Eben ſo reich iſt eine andere wohlthätige Stiftung, die des k. k. Hofkammerrathes Ferdinand Freyherrn v. Thavonat, vom 16. Febr. 1720, publicirt den 7. July 1726. Sie betrifft das große Armenhaus in der Alſergaſſe mit einem Capitale von 100,000 Gulden ꝛc.

* * *

Die nächſte Kunſtſaiſon wird uns zahlreiche Capacitäten, Notabilitäten und Celebritäten bringen, und zwar lauter Profeſſoren und Profeſſorinnen. Wir ſind ſo glücklich, indeß Einige nennen zu können; und wir thun dieß: Aus Indien Profeſſor N. N., Profeſſor der Großjongleríe, inſonderheit des Orangen- und Meſſerwerfens; aus Braſilien O. O., Profeſſor der Seil-Pirouettekunſt; aus Pommern P. P., Profeſſorinn der Tranſchirkunſt: aus Ungarn Q. Q., Profeſſor des Billardſpiels und der Ballonſpielkunſt; aus Hamburg R. R., Profeſſor der

Schlittschuhlaufkunde; aus Sardinien S. S., Professorinn der Klischniggschen Gliederverrenkungskunst; aus Paris T. T., Professorinn der Verdauungskunst, welche bey der Cassa ihr geistreiches gemeinnütziges Werk gratis ausgibt, betitelt: „Der Rathgeber vor, bey und nach der Mahlzeit;" aus Marseille der Nebenbuhler derselben, U. U., Professor der Schnell- Koch- und Langsam-Eßkunst, der auch ein Büchlein gratis austheilt unter dem Titel: „Mysterien, schnell zu verdauen und den ganzen Tag bey Appetit zu seyn;" aus Debreczin V. V., Professor der Stiefelreinigungskunst; aus Innsbruck W. W., Professor der Jodlerkunst; aus Greenvich X. X., Professor der edleren Boxkunst; aus Temeswar Y. Y., Professor der edleren Wanzenvertilgungskunst.

* * *

Stubenmädchen, noch Etwas, und zwar zur Vervollständigung der Literatur dieses Artikels in den Localfressken, 1. Theil, Seite 71. Fernere Schriften also über die Wiener-Stubenmädchen: „Schreiben eines Stubenmädchens an den Verfasser des Werkchens, über die Stubenmädchen in Wien" 1781; „Schutzschrift der gekränkten Stubenmädchen in Wien," 1781; „Dem Verfasser des Büchels über die Stubenmädchen: Etwas auf die Nase," 1781; „Wider den Stubenmädchen Feind, von der blauaugigsten Nanettel, Stubenmädchen bey der gnädigen Frau v. **," 1781; „Der Spennadelstich eines Stubenmädchens an den Verfasser ꝛc." 1781; „Ein Paar Worte gratis," 1781; „Ermahnungsschreiben an die Herren Stubenmädchenvertheidiger. Nebst einem Recipe wider die

Hirnentzündung," 1781; „Ein Wiener Stubenmädchen an ihren Gesetzgeber, vormahligen Herrn," 1781.

* * *

Der Gedanke, der feineren Brotgattung die Gestalt des Halbmondes zu geben, rührt von einem Wiener-Bäcker her. Tausende von Jahren stand der Halbmond am Firmament; Tausende von Tagen war er ober einem Stern der Gipfel des Stephansthurmes, von 1591 bis 1686, wo der gewandte Ziegeldecker Ressytko aus Koblof unweit Troppau ihn herabnahm. Da fiel es endlich dem Bäckermeister Peter Windler, als er zur Zeit der zweyten türkischen Belagerung (1683) in dem noch bestehenden Backhause in der Grünangergasse, jetzt Nr. 841, sein Gewerbe betrieb, ein, dem Brote jene sehr entsprechende, allgemein willkommene handsame Gestalt zu geben. Wie es sich mit der Benennung „Kipfel" verhielt, erklärt sich sehr einfach. Der Halbmond war, wie gesagt, der Gipfel des Stephansthurms; der ältere Ausdruck von Gipfel ist „Kipfe" (man sehe Heinsius deutsches Wörterbuch, Artikel: Kipfe); also Kipfe als Diminutiv Kipfel; oder selbst: Gipfel, beliebig mit K. (Auf dem oben genannten Hause besteht das Bäckergewerbe bereits seit dem 15. März 1585 ununterbrochen, mit manchen Bevorzugungen, die selbem von mehreren Regenten zu Theil geworden, worüber ein Näheres im zweyten Theil der Memoiretten, Seite 100 zu ersehen.)

* * *

Zu „Clery und sein Journal," Seite 40: Anfangs Februar 1848 wurde (laut Theaterzeitung Nr. 38 dieses Jahres) Clery's Andenken auf dem Hietzinger Fried-

hofe erneuert durch ein schönes Granitmonument mit der frühern Inschrift: „Le fidèle Clery, dernier serviteur de Louis XVI. Mort le 27. Mai 1809.“ Diese Erneuerung ist dem Vernehmen nach dem Herrn Wilh. Bernatz, Ortsvorstand zu Hietzing zu verdanken.

* * *

Ein wohlbestellter Schreibetisch einst und jetzt. — Einst ein großes plumpes Tinten- und Streusandfaß (Faß), mit drey, vier Federn sammt der langen Fahne, eine davon in der Tinte selbst steckend, eine Lage Papier, sonst nichts. Jetzt ein Trödelmarkt von Spielereyen, Galanterie-Sachen, Porträtchen, einer Menge raffinirter Requisiten und Utensilien; duftendes Rosapapier, eine Stahlfeder mit der man nicht schreiben kann. Der Schreibetisch einst ließ den Geist gesammelt, den Styl einfach und natürlich; der Schreibetisch jetzt ist versehen mit allem Möglichen, was den Geist zerstreuen, abziehen, verwirren, die Schreibart bunt, confus, affectirt und caleidoscopisch machen kann.

* * *

Graf Rumfords-Suppe scheint vergessen. In München führte er diese ein, so wie die Erdäpfel, die Sparherde, Fabriken für die Armen, andere humane und gemeinnützige Dinge, und der Churfürst erhob ihn zum Grafen, zum General-Lieutenant und verlieh ihm mehrere Orden. In Wien übrigens faßte man 1802 die Rumforder-Suppe auf; man hatte von Seite der Commission der Wohlthätigkeitsanstalten etwas Durchgreifendes mit ihr vor. In der Wipplingerstraße errichtete man zur Probe eine Verkaufsanstalt, das Seitel um 1 Kreuzer; es gingen aber

täglich nicht mehr als fünfthalbhundert Anweiſungszettel ab, vom 25. Jänner bis 14. Februar zuſammen 9705. Es ſollten dann mehrere Filial-Anweiſungsorte beſtimmt werden; aber die Sache machte ſich nicht. Noch mehr Schade aber um das gewiſſe Osmazombrod, unter dem Kärnthnerthor; man kann ſich noch erinnern; es war ein Privilegium-Gegenſtand. Sehr Schade!

* * *

Profeſſor Wenzel als Schriftſteller war der öſterreichiſche Eckartshauſen, oder Eckartshauſen war der bayriſche Wenzel. Philanthropen, Philoſophen, vielſeitig, populär, intereſſant, leicht, gut und viel ſchreibend. In letzterer Hinſicht ward Eckartshauſen weit überflügelt; die Bändeanzahl Wenzels überſteigt 100; und viel, ſehr viel von ihm iſt recht gut; ſein Mann von Welt z. B., zuerſt 1801 erſchienen, hat ſchon mehr als 10 Auflagen. Wenzel war erfindungsreich an Stoffen, ſchrieb recht mundgerecht, obſchon oft breit und wäſſerig. Der kleine ſchwächliche Mann war äußerſt lebhaft und beweglich, munter und witzig. Von Verlagsſpeculationen durfte man nicht mit ihm ſprechen, denn in ein paar Tagen brachte er das Manuſcript, ſo halb im Scherz behauptend, es ſey beſtellt. Eines Tages iſt die Rede von Huarts vortrefflichem Werk: Prüfung der Köpfe, das Leſſing aus dem Spaniſchen überſetzt hat. Wenzel ſagt zu dem Mann, der mit ihm (es war in der Plankengaſſe) darüber ſprach (zu Auguſt Gräffer): „Sehr gut, ſehr gut; aber wir könnten einen neuen Huart brauchen, für unſere Zeit bearbeitet; was meinen Sie?“ Der Andere ſagt bloß „Nun, nnn“ und in einigen Tagen iſt von Wenzels Feder die

„Neue Prüfung der Köpfe“ in seinen Händen, und muß angenommen werden, und wird in Gottes Namen adoptirt und gedruckt, im Jahre 1800. Wenzel trennte sich nicht gern von Wien, wo es so viele Verleger gab, und kam nach Linz als Professor der Philosophie, als welcher er den 4. Mai 1809 starb. Der würdige Eurich, der viel Gutes von ihm gedruckt, war ihm Freund, unterstützte ihn, denn Wenzel hatte nie Geld.

* * *

Um den Juden Pulley, seit einigen Jahren todt, ist Schade. Er war ein angenehmer, wissenschaftlicher, interessanter Mann. Einst Hofmeister, war er in den griechischen und römischen Classikern wohl bewandert, versirt in der Geschichte und verstand sich auf Numismatik, handelte wohl auch mit Münzen. Pulley besaß eine nette Sammlung guter Classiker-Ausgaben. Er war stets reinlich, anständig, zuvorkommend, hatte ein heiteres einnehmendes Wesen, und sprach gern, gut und sinnreich über wissenschaftliche Dinge. Wer ihn kannte, der mußte ihm wohlwollen. Auffallend genug verbreitete sich das Gerücht, er stehle Bücher; von mehreren Seiten ward er deß bezichtigt; die Sache kam sogar vor den Richter. Viele Leute wurden vernommen; ich auch. Ich erklärte, ich könne Pulley durchaus nicht für einem Dieb halten aus Gründen. Um diese gefragt, behauptete ich, deßhalb, weil er ein Mann von Erziehung, Bildung und Wissenschaft, auch ziemlich vermöglich und weil ich der Meinung sey, Juden stehlen viel seltener als andere Leute. Der Mann kam bald los. Bücher (antiquarische) pflegen jetzt nicht mehr gestohlen zu werden, da sie keine Waare

mehr ſind, keinen Geldwerth mehr haben. Pulley hatte mit dem Dichter (F. L. Z.) Werner das gemein, daß er ſein ganzes Geldvermögen ſtets auf dem Leib mit ſich herum trug. Pulley beſaß 10,000 Gulden, und trug dieſe in 10 Zerteln bey ſich. Auf Zinſenvermehrung ging er nicht aus.

* * *

Schöne geſellige Abende waren die bey Dr. Griffith und der Gräfinn Zilinska im ehemahls Fellner'ſchen Palais an der Taborlinie, woſelbſt ſich jetzt eine Erziehungsanſtalt befindet. Hier wurde ohne alle Ziererey converſirt, gelacht, geſpielt, getanzt ꝛc. Hier traf man viele Notabilitäten, auch ausländiſche, Engländer, Franzoſen, wohl auch gar manchen Abenteurer. Hier fanden ſich Baron M — z, Baron S — a, Herr v. N. — f, auch manche Damen fanden ſich da ein. In dieſem Salon wurden des Doctors literariſche und techniſche Speculationen verhandelt, z. B. ſein Dampfwagen, der aber dort im Garten ſelbſt, zu Schanden wurde. Griffith hatte ſtets die Aufmerkſamkeit, für Wagen zu fixirten Preiſen zur Rückfahrt aus der entlegenen abſeitigen Gegend zu ſorgen. Ein begabter Poet ließ ein Gedicht auf dieß Palais drucken, das der ariſtarchiſche Wühner derb zerzauſete. Es begann:

Es ſteht ein Haus in Auen
Und kluge Pappeln ſchauen
Zum Fenſter ſtill hinein.

Freylich „in Auen" (Plural) kann ein Haus nicht ſtehen ꝛc. Außerlichkeiten, aber das Gedicht an und für ſich war gut.

* * *

In den Gasthäusern, gewöhnlich in der Nähe des Gläserschrankes pflegt eine Maschine zu stehen, welche unaufhörlich Teller, Messer und Gabeln abwischt, und zwar mit einem sehr schmierigen Lappen, meist mit einer alten Serviette. Diese Maschine natürlich als eine lediglich Maschine kümmert sich sonst um gar nichts Anderes; die Gäste mögen, in Abwesenheit der Kellner rufen und schreyen, wie sie wollen; Dieß und das verlangen oder was immer für eine Dienstleistung begehren: die Maschine thut nichts dergleichen; in hölzerner stumpfsinniger völlig gleichgültiger Haltung fährt sie fort, ihre schmutzige Abwischerey oder vielmehr Anschmiererey der Teller ꝛc. zu treiben. Sie sieht aus, wie ein junger Kerl, ist aber ein Automat, der jedoch nicht so construirt ist, daß er den Schädel umdrehte. Diese Maschine ist nur in Wien zu finden, und gehört zu den Merkwürdigkeiten dieser Stadt.

Berichtigungen zum ersten Theile der Fresken. Einer überaus schmeichelhaften Zuschrift des Freyherrn v. Hammer-Purgstall verdankt der Verfasser der „Wiener-Localfresken" einige wesentliche Zusätze und Berichtigungen. Nämlich: „Zu Suchenwirt (S. 83). Die von Ihnen angeführte Handschrift wollte mir Fürst Sinzendorf als Anerkennung der Zueignung meiner Uebersetzung von Spencers Sonnetten zum Geschenke machen. Ich nahm sie nicht an, weil ich zur Herausgabe weder Lust noch Zeit hatte, und schlug ihm vor, dieselbe Primissern zur Herausgabe anzuvertrauen. Ich führte denselben dem Fürsten zu diesem Zwecke auf, und der Fürst honorirte Primissers Bemühung wie ich glaube, mit fünfzig

Ducaten." — Ferner: „Seite 152. Der Text der Oper: Il Re Teodoro ist nicht von Da Ponte, sondern von Casti; die Musik nicht von Salieri, sondern von Paisiello" Hier hatte sich der Verfasser der Fresken durch die zu flüchtige Benützung eines handschriftlichen Bruchstücks des Hofrathes v. Bretschneider irre führen lassen, und er bittet deshalb um gütige Entschuldigung. — Dann: „Seite 298, der persische Bothschafter." Hier hat der Nahme desselben wegzubleiben; er war hinzugekommen, man weiß nicht wie. — Für die geeigneten Erörterungen stattet der Freskenskizzist seinen wärmsten und höflichsten Dank ab. — Eben so verpflichtet ist derselbe einem andern auch in literarischer Beziehung und ebenfalls als Wahrheitsfreund hochachtbaren Manne für die Erinnerungen über den verdienstgekrönten unsterblichen Oberdirector des k. k. Cadettenhauses in Wiener-Neustadt, General-Feldzeugmeister Grafen v. Kinsky, betreffend einen Artikel (S. 79) der nach einer flüchtigen mündlichen Mittheilung war niedergeschrieben worden. Dieser Ehrenmann, selbst einer der notabelsten Zöglinge des großen Kinsky, als Organ mehrerer seiner dießfälligen würdigen Herren Collegen, legte dar, daß die Züge jenes Artikels dem Character und dem Systeme Kinskys wohl nicht ganz entsprechen. Diese und andere überaus schätzbare Bemerkungen desselben wackern Mannes sollen dankbar in einem größern Characterbilde des unvergeßlichen Kinsky benützt werden.

Inhaltsanzeige.

Seite

Czobor Graf 1
Selbstschau 4
Zeughauskasten, der 7
Unterredungen, interessante (Maupertius) 10
Monumente, dendrologische 11
Begräbniß frappantes (Leibnitz) 12
Fuhrmann, Historiker 14
Nie zu Hause (die Wiener) 16
Wetzel 27
Salvator-Medaille 29
Erörterungen, späte 32
Glacis, auf dem, vor 100 Jahren 34
Clery und sein Journal 40
Lingne'sche Anecdoten 43
Thanon, der Lustigmacher 47
Carls VI., letzte Lebenstage 51
Audienzen bey Kaiser Franz 53
Werner, noch Züge von ihm 57
Neujahrssachen, alte 60
Dame, eine algierische 64
Wallensteiniana 73
Ofenlochküche, Geheimnisse der 81

Seite

Steigentesch, Schauspieler 88
Mysterien der Burg Mödling 90
Zeitausfüllung (Minoritenplatz) 95
Bursen, die 100
Asturien, der Prinz von 102
Größe um Größe (Eugen und Sam. Oppenheimer) . . 104
Schwarzen Adler, Scéne beym 111
Eugens geweihter Hut und Degen 113
Eugen in Lebensgefahr 116
Haus, uraltes (Berghof) 118
Kronberger der Hofschneider 120
Landhausportier ꝛc. 122
Leopold I. Kaiser 123
Joseph I. und Blumauer 125
Geschichte der Edelknaben, zur 127
Lothringer-Bierhause, im ältesten 134
Wundermanns, des, Walten (St. Germain) 142
Zurechtweisung (Ungar) 189
Smith, zwey Dichterinnen 194
Nußwäldchens Ursprung 197
Leutseligkeit, großartige 199
Parke, im, zu Neuwaldegg (Lascy) 200
Wien und Prag (Hollar) 203
Geopferte, die 207
Theater, auf dem anatomischen 209
Manier der Ortsbestimmung 215
Capitän, unser großer (Carl) 219
Künstler-Honorar (Gran) 221
Ketzereyen, architectische 222
Was uns abginge (Theaterschule) 226
Doctor der Josephstadt (Martini) 227
Passauerhof, vom alten 229
Wiener-Früchtels Tagebuch ꝛc. 232

Seite.

Marſigli, der Graf 248
Executionen 250
Hymnen, zwey (Lühe) 255
Wiener-Marine 257
Corvin-Statue 259
Lange, Schauſpieler 263
Joſeph und das Theaterweſen 266
Alboiſe in Schönbrunn 268
Abenteuer auf dem Apolloſaal (Perinet ꝛc.) 271
Schmälzels luminoſe Fata 275
Bewohner der Landſtraße 295
Lindenau 297
Dorfgeſchichte, weder ꝛc. 304
Früchte der Dorfgeſchichten 307
Luxus der Untern 310
Wiener-Miscellen, kleinere 313

Gedruckt bei Ferdinand Ullrich.

Nahmen- und Sachen-Regiſter

zu den acht Bänden von

Gräffer's vermiſchten Wiener-Skizzen,

nämlich:

Kleine Wiener-Memoiren, 3 Bände, Wien, bey Fr. Beck (jeder Theil, für ſich ein Ganzes bildend, auch einzeln à 1 fl. 20 kr. C. M.) 4 fl.; Wiener-Doſenſtücke 2 Bände, Wien, bey Mörſchners Witwe und Greß (jeder Theil auch für ſich à 1 fl. 20 kr.) 2 fl. 40 kr.; Wieneriſche Kurzweil, Wien, bey A. Pichlers Witwe, 1 fl. 20 kr.; Wiener-Localfresken, Linz, bey Eurich und Sohn 1 fl. 20 kr.; Wiener-Tabletten, Wien, bey Kuppitſch 1 fl. 20 kr. — Im Regiſter iſt die Kurzweil als 6., ſind die Localfresken als 7. und die Tabletten als 8. Band der Wiener-Memoiren überhaupt bezeichnet. Wenn man Dieß oder Jenes nicht findet, ſo ſteckt es vielleicht am Schluß des 5., 7. oder 8. Bandes unter den kleinern Miscellen. — Dieſe vermiſchten Wiener-Skizzen, welchen der entſchiedene Beyfall des In- wie des Auslandes zu Theil geworden, können durch alle Buchhandlungen, alſo auch durch die des Herrn Kuppitſch bezogen werden. — Beſondere Anmerkung: Vom dritten Bande an, hat jeder Artikel, der nicht rein thatſächlich iſt, eine ſonſtig characteriſirende Aufſchrift (als: Novelle, Genrebild ꝛc.); und über die zwey erſten Bände erklärt ſich der Anhang des erſten Bandes der Doſenſtücke.

A.

A, B, C, zum goldenen I. 79.
Abele, V. 72
Abraham, Pat. II. 248. IV. 206. VI. 14. 279.
Ahasver, IV. 232.
Akademie d. Wiſſenſchaften, IV. 4.
Alboise, VIII. 268.
Alchymiſten, I. 90, II. 136. V. 94.
Alexander v. Rußland, I. 39.
Algierinn, VIII. 64.
Allwin, II. 150. III. 121. V. 181.
Alxinger, I. 58. II. 71. III. 207.
Angelo Soliman, I. 146. VIII. 313.
Apolloſaal (Abenteuer) VIII. 271.
Ankerberg, II. 38. IV. 59.
Arnstein, B. D. II. 99
— Fanny, I. 248. III. 247.
Assner, VII. 289.
Aſturien, Prinz VIII. 102.
Aufgeboth 1797. II. 213.
Augarten, I. 204. III. 247.
Auguſtiner-Kirche, II. 81.
Auto da fé V. 72.
Autor, der große, V. 102
Autographe, I. 120. III. 127.
Ayala, IV. 10
Ayrenhoff I. 55. III. 247. IV. 275.

B.
Baden, Stadt, I. 206.
Bäder, II. 79. V. 145. VII. 287.
— (Wimmer) ſ. Beggiana.
— wippen (ſchupfen) II. 79.
Bäder, III. 132 IV. 40.
Bär, IV. 221. V. 80
Bäuerle, I. 17. III. 37.
Baillet, III. 138.
Ballſpiel, V. 272.
Baltimore (Lord) IV. 1. VII. 99.
Barches, Dr. VII. 113.
Barth, II. 238
Baſilisk, VI. 76
Baſtey, I. 112. 146. VII. 1.
Batthiany, IV. 27.
Baumkircher, III. 96.
Becher, V. 76.
Beethoven, II. 189 V. 76.
Beggiana, I. 107. 125. IV. 63.
Belvedere, III. 178. IV 138. 178. V. 123
Bergel, IV 55.
Bergbof, VIII. 118.
Berghofer, II. 238
Bernhard, III. 217.
Bettler, V. 20. 82.
Bierhäuſer, VIII. 81. 134, 259.
Binz, II. 19
Birkenstock, IV. 59.
Blanchard, II. 128.
Blank, III. 220
Blendung, I. 172.
Blotius, VII. 165.
Blumauer, I. 60. 181. III. 146. 207. V 276 VIII. 125.
Böckh, V. 89.
Boër, I. 35. V. 87.
Bohdanowicz, I. 1.
Bohrer, I. 168
Bollmann, V. 50.
Bonfini, IV. 133.
Bonneval, I. 161. IV. 157. V 187. VIII. 110.
Born, II. 89. IV. 250.
Brambilla, VII. 295.
Braun, Bar. IV. 50.
Brentano, Clem. I. 141. II. 27.
Bretschneider, II. 1. 71.
Bruder Herz, VII. 157.
Brückenweſen, V. 114.
Brüder, die 2, V. 166.
Brunnen, II. 204. IV. 223. VII. 255. VIII. 332.
Brunnenhaus, II. 124.
Buchdrucker, V. 125. 130.
Buchhändler, II. 18. 176. VI. 283. VII. 284.
Bürgergebäude, V. 100.
Bürger-Miliz, V. 48.
Bürgersmann, II. 216.
Bürgerſteuer, V. 69.
Burgthor und Baſteyrunde, I. 112. 146
Burſen, VIII. 100.
C.
Caffehhäuſer, I. 54. II. 221. VI. 49. VII. 157.
Cagliostro, III. 88. VI. 211. VII. 250.
Calvi, II. 136.
Canalhafen, I. 149.
Capistrano. I. 109.
Carl VI, I. 177. III. 55. IV. 23. 219. VIII. 51.
Carl XII., IV. 211.
— Erzherzog, VIII. 219.
Carmelite, der große, V. 197. 201.
Casanova v. Seingalt, I. 21. VIII. 142.
— der Mahler, II. 196. IV. 46.
Caſino, II. 99.
Casti, I. 146. IV. 73.
Cellini, IV. 102.
Chaos, V. 6. 262.
Chelidonius, III. 142
Chezy, III. 73.
Clery, VIII. 40.
Clusius, VII. 185.

Collin, Heinr. V. 190.
— Matth. I. 121. 141.
Conſumtion, III. 191. VIII. 215.
Coremans, III. 111.
Corvinus, ſ. Mathias.
Coſtume, VII. 219.
Coxe, V. 79.
Cremes, I. 36.
Criminalgeſchichte(Baldtauf'ſches Haus). III. 59.
Cuspinianus, III. 182.
Czobor, IV. 242. VIII. 1.

D.

Damberger, III. 197.
Damen-Carouſſel, II. 104.
Dampfmaſchinen, I. 14.
Dee, I. 83. III. 15.
Degen, Buchh. I. 28.
Denis, II. 166. III. 207.
Dergleichenthuerey(Geſchäfte)III 134.
Diana-Geſellſchaft, IV. 267.
Dietrichstein, Mor. III. 129. V. 191.
Doblhoff, Carl III. 80.
Döbler, Vorfahr V. 84.
Domeſtiken, II. 281. III. 65. 233. VI. 245.
Donaubrücken, V. 114
— Canal, VII. 257.
Donner, III. 204. IV. 223. 227.
Dorfgeſchichte, VIII. 304. 307.
Dreyfaltigkeitsſäule, II. 100.
Duellanten-Rendezvous, III. 252.
Duelle, III. 252. V. 69. VII. 197.
Durchhäuſer, III. 152.
Duval, V. 235.

E.

Eckhof, VII. 199.
Edelknaben, VIII. 127.
Ehepaar merkwürdig, III. 63.
Einhorn, gold. V. 269.
Enk, I. 48. II. 192.
Ennenkl, V. 121,
Erfindungen, V. 105.
Eugen, I. 70. II. 256. III. 162. 178. IV. 157. VIII. 104. 113. 116.
Execution, VIII. 250.
Eyb, V. 189.

F.

Federlhof, I. 173. 185. IV. 4.
Ferdinand I., I. 192. 230. III. 89.
— II., IV. 107.
— III., V. 152.
Feszler, II. 93.
Feuersbrunſt, III. 54.
Fiaker, II. 14. III. 115. V. 12. 33. 70. VII. 249.
Fischer v. Erlach, I. 14. IV. 157.
— Mart. V. 159.
Fiſcherſtiege, I. 242.
Flucht, I. 21 VII. 206.
Flugſchriften, VII. 111.
Frank, J. P., IV 156
Franz, II. VIII. 53.
Franzoſen, I. 110. 132. V. 158. VIII. 321.
Fremde IV. 266.
Fuchs, Aloys I. 224. IV. 29.
— Graf, I. 118.
Fugger, V. 25.
Fuhrmann, VIII. 14.

G.

Gabrieli, Sång. V. 93.
Gall, II 84.
Gaſſen-Nahmen, IV. 246.
Gaſthäuſer, I. 188. II. 41. IV. 40.
Gatterhölzel, III. 109.
Gauermann, F. IV. 127.
Gebler, II. 107.
Geiſt (Maroccaner) III. 130.
Gentz, III., 1. 78.
Geopferte, die, VIII. 207.
Geramb, I. 249. VII. 263.
Germain, St ſ. Saint-Germain.
Geusau, V. 248.
Gewerbe, alte III. 108.

Gewerbnahmen. IV. 245.
Gewey, III. 23. VIII. 57. 271.
Giovane, V. 250.
Glacis, V. 149. VIII. 34.
Glatz, II. 259.
Gluck, IV. 238.
Glückshafen, I. 75. V. 216.
— pilze, VII. 50.
Goldhann, V. 100.
Gonzaga, V. 250.
Graben, auf dem II. 49. III. 29. V. 244.
Grabsteine, VII. 247.
Gräffer, Franz I 39 128. II. 196. III. 127. 143 IV 97. 255.
— Rud. II. 33. 136. V. 276. VIII. 90.
Gran, III. 154. VIII. 221.
Greiner, III. 207.
Greißler, V. 180.
Gretzmiller, II. 191.
Griffith, II. 72.
Grossing, IV. 36.
Gumpendorf, III. 168.

H.

Häuser, alte, II. 204. III. 240. V. 18. 97. 100. 162. VII. 133.
Halm, I. 48.
Hammer, I. 50. IV. 189.
Handel, alter V. 90.
Handschuhe, I. 230.
Hannswurst, I. 153. VII. 199.
Harrach, I. 247. III. 30. V. 13. VII. 3. 144
Hartneid, VII 257.
Haschka, I. 58. II 71. III. 207.
Haselmeyer, II. 23. IV. 203.
Haselnuß, V. 234.
Hasenhaus, IV. 145.
Haslinger, Tob. I. 131. II. 75.
Hausmeister-Mysterien. VII, 278.
Haydn, I. 252.
Heastly, I. 245. 254. II. 150. V. 181.
Heidenschuß, VIII. 232.
Hetze, II. 114. 162. III. 83.
Heugabel, III. 193.
Hiller, Naturd. VII. 270.
Hobelspäne, V. 275.
Hochgericht, II. 100. III. 71.
Hofbibliothek, I. 70. II. 30. 245. III. 129. 170. V. 150.
Hoffest 1770, IV. 138.
Hofquartiere, III. 13.
Hollar, VIII. 203.
Hurez, IV. 73.
Husarinn, V. 212.

J.

Jakesch, III. 216.
Jesuiten, VIII. 318.
Igel, zum rothen, I. 34.
Innsprugger, V. 30.
Invaliden III. 77. VI. 121.
Joerger der Jüng. I. 19.
Johanneskirchlein, III. 176.
Joseph I., V. 211. 233.
Joseph II., I. 204. II. 36. 88. III. 95 251. IV. 36. 73. 220. 250. V. 8 87. 274. VII. 146. 232. 299. VIII. 125. 266. 333. 334.
Josephsplatz II. 212.
Joujou, I. 45.
Journal-Ente. VII. 205.
Isabey, III. 177. IV. 210.
Juden, V. 204 VII. 89.
Jüngelchen, V. 59.
Jüttner, V. 253.
Jungfer, (Sage) V. 175. 178.

K.

Kachler, IV. 122. VII. 162.
Kaiser, zum röm. I. 17. 141.
— und s. Gartenvorsteher, VII. 185.
Kalender, VIII. 322.
Kanne, II. 70. 76. III. 80.
Katzenpest, IV. 119.
Kaunitz, I. 204. II. 107, 134. IV. 73. V. 49.

Keesz, II. 89.
Kellner, IV. 14. V. 242.
Kempelen, IV. 8. VII. 205.
Keppler, II. 236. IV. 107.
Kinderballet, V. 156.
Kinder, kleine, III. 24.
Kinsky, Neuſt. VII. 77.
Kirchen, III. 91.
Kircher, I. 19.
Kleeblatt, V. 162.
Kleiderordnung, III. 47. IV. 41. VII. 140.
Klemm, II. 235.
Klepperpoſt, III. 107.
Klopstock, II. 189.
Kocherey, II. 1. V. 216. VII. 261.
Koerner, IV. 185.
Koltschitzky, VII. 157.
Kotzebue, I, 52. II. 67. III. 214. IV. 50.
Kramer'ſches Caffehhaus, II. 54.
Krankenſchonung, V. 260.
Krapfenwäldel, III. 205.
Krato, III. 39.
Krems, VIII. 329.
Kronberger, VIII. 120.
Krzisch, V. 201.
Küchelbecker, IV. 23.
Künſtlerneid, IV. 269.
Kunſtausſtellung, V 134.
Kunſthandlungen, II. 240.
Kunterbunt, VII. 295.
Kupffer, II. 25.
Kurz, II 96.
Kutſcher, ſ. Domeſtiken u. Fiaker.

K.

Lachanſtalt, II. 127.
Laufer, die drey, V. 97.
Lambecius, II. 211. 245. V. 25.
Lamberg, I. 92. VIII. 142.
Lamormain, IV. 107.
Landhausportier, VIII. 122.
Landſtraße, VIII. 295.
Landwehre, I. 128. III. 153.
Lange, III. 214. VIII. 268.
Lanner, III. 119.
Lannes, I. 47.
Lascy, VIII. 200.
Laudon, I. 207. III. 200.
Lazius, I. 230. II. 290. IV. 87. V. 90. VII. 278. VIII. 142.
Lehrjungen, VII. 38. 256.
Leibnitz, I. 173. IV. 4. VIII. 12.
Lenkey, III. 136.
Leon, I 57.
Leopold I., II. 245. VIII. 128.
Leopold II., VIII. 327.
Lerchenfeld, I. 229.
Lessing, III. 229.
Leu, Saint, ſ. Saint-Leu.
Lichnowsky, Ed. IV. 123.
Libert, V 9.
Liebel, II. 128.
Lichtenthal, V. 170.
Ligne, de, II. 65. 74. 271. III. 73 140. VIII. 43.
Linden, II 136. VIII. 81.
Lindenau, I. 51 II 68. VIII. 227.
Local-Ausſtattung, III. 119.
Löschenkohl, II. 193.
Lord, curioſer, IV. 1. VII. 99.
Lothringer Bierhaus, VIII. 134.
Lubomirsky, V. 26.
Luca, de, II. 87.
Ludwig Philipp, III. 78,
Lügenzeitſchrift, V. 224.
Lühe, VIII. 255.
Luxus, III. 147. V. 122. VIII. 310.

M.

Mäßigkeit, I. 15. III. 34.
Mandelli, I. 38.
Mandl, vom rothen III. 4.
Mann von 111 Jahren, IV. 279.
— zum wilden I. 81. 89. 96.
Mannagetta, V, 1.
Mariette, IV. 157.
Markt, hoher V. 72.

Marlborough, VII. 102.
Marsigli, VIII. 248.
Martini, Med. V. 230. VIII. 227.
Masken Phantaſterey, III. 121.
Maskerade, V. 240.
Mathias Corvinus IV. 145. VII 11. VIII. 259
Matſchakerhof, II. 133.
Maupertuis, VIII. 10.
Max I, II. 183.
— II., VII. 135.
Mayrhofer, II. 97.
Mehlgrube, II. 40. III. 110. VII. 79.
Meidinger, IV. 17.
Metastasio, I. 171. IV. 73. 209.
Messerschmidt, V. 251.
Minoritenplatz, VIII. 95. 328.
Mödling, VIII. 90.
Montague, I. 161. IV. 157.
Montecuculi, V. 4.
Moor, V. 155.
Mordach, VII. 89.
Mozart, I. 224. 227. III. 21. IV. 29. 32. 73.
Müller, Adam, II. 67.
— Friedr. VIII. 199.
— Joh. v. I. 50.
Muſico-Manie, IV. 154. V. 66. 67. 207. VI. 106. VIII. 323. 325.
Myſterien von Wien, IV. 259.

N

Nachdrucker, V. 125.
Napoleon, I. 137. 257. II. 81. IV. 257. VII. 233. VIII. 268.
Nationalbank, V. 50.
Neujahrsbillete, VIII. 60.
Nicolai, II. 107.
Niederlager, I. 46.
Nußwäldchen, VIII. 197.

O.

Ochſenſtand, I. 62.
Oeser, I. 240.
Ofenlochbierhaus, VIII. 81.
Oppenheimer, Sam. VIII. 104. 110
Orgler, V. 67.

P.

Palffy, Ferd. III. 32.
Paracelsus, II. 287. IV. 180 VIII. 142.
Paradiesgärtchen, V. 32.
Paradis, IV. 231. VII. 40.
Paſſauerhof, VIII. 229.
Paulaner, VIII. 14.
Paulinus a. S. B., V. 197. 201.
Perinet, I. 115. VIII. 271.
Peſt 1712, IV. 248.
Pezzl, II. 237
Pfänderkammer, VII. 219.
Pfinzing, III. 189.
Phorus, III. 175.
Pichler, Carol. I. 51.
Platzel, auf dem, IV. 46.
Plenk, V. 192.
Poſtbüchel, V. 131.
Prehauser, I. 159.
Prinz, braſil. VII. 178.
Pufferl, I 151.
Pulley, VIII. 345.

Q.

Quarin, II. 103.

R.

Rabutin, V. 136.
Rainoldi, V. 131.
Rakotzy, VII. 234.
Ratschky, I. 57. III. 207. VIII. 33.
Rautenstrauch, I. 60. II. 97. VIII. 316
Redoute, I. 245. VII. 299.
Reichſtadt, Herzog v. I. 120. II. 253.
Reisinger, IV. 143.
Reitſchule, II. 104. VII. 48.
Rennweg, IV. 190.
Retzer, I. 55. II. 194. III. 207
Rettich (Bat.) V. 274.
Ribaldos, III. 199.
Ribini, VII. 109.
Richter, Jos. IV. 21.

Richthausen, V. 269.
Riedel, III. 245.
Rittig, V. 236.
Rodaun, I. 90.
Rößel, zum weißen IV. 33.
Rofrano-Gaſſe, III. 252.
Rokert, IV. 243.
Rollet, I. 218.
Rommel, IV. 68.
Rousseau, J. B. IV. 157.
Rudolph II., III. 14.
Ruſſen 1805, III. 35.

S.

Sackpfeifer Auguſtin, VII. 236.
Saint-Germain, I. 81. 89. 95. II. 33. 136. III. 88. IV. 232. V. 222. VI. 85. VIII. 142. S. auch Allwin.
Saint-Leu, III. 143. IV. 97.
Sallaba, I. 37.
Salvator-Medaille, VIII. 29.
Sanct Marks, IV. 190.
Saphir, I. 5. IV. 65.. V 109.
Scaramutz, (Muſiknarr) VII. 8.
Schalmey, Herzog III. 65.
Scharfrichterey, III. 71.
Scharlachrennen, IV. 190.
Schematismen, VII. 29.
Schikaneder, III. 21.
Schlegel, F. I. 141. VII. 43.
Schmälzel, I. 9. 189. 197. V. 39. 119. VI. 26. VII. 104. VIII. 142. 275.
Schmidl, Mich. II. 38.
Schmidt, Mich. IV. 73.
Schmuzer, IV. 73.
Schneller, I. 141. IV. 14.
Schönbrunn, II. 253.
Schottenkloſter, I. 189. III. 14. V 56. VIII. 11.
Schranne, neben der, V. 287.
Schreyvogel, II. 85. 128.
Schriftſetzer, IV. 124.
Schuhknechte, IV. 252.
Schulen, V. 71.
Schultes, II. 259.
Schwämme, V. 26.
Schwarzſpanier, VII. 182.
Seefeld, V. 94. VIII. 142.
Segelſchiffe, IV. 252.
Seibt, III. 219.
Seitzerhof, V. 88. VII. 68.
Selbſtſchau, VIII. 4.
Serveto, II. 30. III. 170.
Severinus, IV 206.
Siegel-Cabinett, III. 137.
Smith, III. 256. VIII. 194.
Sonnenfels, II. 59. 73. III. 112. 225.
Sonntagsblätter, II. 231.
Span, II. 82.
Sparcaſſe, V. 23.
Spaun, Franz, IV. 120.
Spielhaus, franzöſ. I. 110.
Spielkarten, IV. 129.
Stadtgraben, II. 16. V. 24.
Stadtrecht, V. 91.
Stadt, unterird. VII. 36.
Staël, II. 271. IV. 116. V. 229.
Starhemberg, VII. 195.
Steigbügel, V. 255.
Steigentesch, (Gener.) I. 141.
— (Schauſp.) VIII. 88.
Stein, VII. 296.
Stephanskirche, I. 183. 244. III. 120. 132. 150.
Stoll, II. 239. IV. 73. V. 172. VII. 155.
Stranitzky, I. 153. V. 14.
Stubenmädchen, V. 161. VII. 71.
Stubitza, II. 136.
Suchenwirt, VII. 83.
Suppenweſen, IV. 229.
Swieten, I. 96. II. 51. III. 10. VII. 276.
Syphilis, VIII. 321.
Szekely, VII. 98.

T.

Tabak, I. 166. III. 151.
Tarouca, I. 161. II. 256. IV 157

Taſchenbuch, diät. IV. 222.
Tasso, V. 150.
Thanon, VIII. 47.
Theater, I. 8. 77. IV. 65. 202. V. 14. VIII. 226. 266.
— anatom. III. 10. VIII. 209.
Theaterzeitung, III. 37.
Theehaus, VII. 266.
Theresia die Grosse, II. 51. 104. III. 47. 95. 219. 228. 243. IV. 71. VIII. 330.
Theresia, Frz. II. Gem. I. 184. VIII. 199.
Theuerdank, V. 78.
Thierſeele, IV. 218.
Thierquälerey, V. 220.
Timlich, I. 221.
Tirna, III. 113.
Tonmaſchine, V. 66.
Trappiſt, VII. 263.
Trattnern, II. 59. VII. 276.
Trenck, II 94. III. 249.
Truchſeß, VIII. 323.
Türkenſclaven, VII. 52.

U. V.

Ungarn, über die, VIII. 189.
Univerſität, III. 139. VIII. 319.
Ureinwohner, I. 44. VII. 89. 247.
Veigl, V. 136.
Viſiten, IV. 204.
Volks-Plutarch, I. 102. 151. 168. III. 238. VI. 162. VII. 214.

W.

Wackerbarth, II. 50.
Wähner, II. 235.
Waiſenhaus, V. 262.
Wallenstein, I. 185. IV. 94. 107. 208. VII. 3 144. VIII. 73. 131.
Wapen der Vorſtädte, VII. 224
Waſſermaſchine, IV. 27.
Weidmann, Bat. III. 117.
Weinverſteigerung, VI. 299.
Weiskern, VII. 135.
Weissenbach, II. 188.
Weißſpanier, VII. 5.
Wenzel, Kön. VII. 206.
— Prof. VIII. 344.
Werner, F. L. Z. I. 141. IV. 12. VIII. 57.
Westenrieder, V. 55.
Weszdin, V. 197. 201.
Wetzel, VIII. 27.
Wieland, V. 159.
Wittmann, V. 26.
Wien, vor 400 Jahren, III. 96.
— im 15. Jahrhundert, IV. 133
— unter Carl VI., IV. 28.
— vor 100 Jahren, V. 136.
— ein Tag vor 40 Jahren II. 171.
— wann fertig? III. 142.
— wie es nicht iſt, II. 5. 182. 263. 266.
Wiener-Aufgeboth, ſ. Aufgeboth.
— Flotte, VII. 54. VIII. 257.
— Früchtel, V. 57. 59. VI. 303. VIII 232.
— Memoiriſtik V. 226.
— nie zu Hauſe, VIII. 16.
— Zeitung der Zukunft II. 276.
Wienerinnen, II 126.
Wieners Elaſticität, V. 36.
Wienfluß, III. 195.
Wimmer, Bäcker I. 107. 125. IV. 63.
Winckelmann, III. 160.
Wippen, II. 29. V. 132.
Wirth, guter, V. 192. 208.
Wittmann, Prof. V. 26.
Wucherer, V. 95.

X. — Z.

Xenophon, V 107.
Zahnärzte, VI. 33.
Zeitſchriften, II. 102. V. 224. VI. 296.
Zeugbaus, VIII. 7.
Ziegler, II. 128.
Zinshaus, V. 111. VIII. 253.
Zurechtweiſung, VIII. 189.
Zwiefel, VIII. 47.

Nachrichten über Fuchsmundi den Aeltern. 3 Bände. Wien 1847. Velinpapier, in eleganten Umschlägen brosch. 1 fl. C. M. Enthält: 600 Schnurren und Schnaken, ferner 2 alte deutsche Comödien: von Hans Sachs; daß Heyß Eysen, ein Fastnacht-Spiel, dann von Andreas Gryphius: Absurda Comica oder Peter Squenz, Schimpfspiel.

Lyser, J. P. Meyerbeer, Giacomo. Jenny Lind, Fragmente aus dem Tagebuche eines alten Musikers. Für Freunde der Tonkunst. Wien 1847. Velinpapier 20 kr. C. M.

Lyser, J. P. Mährchen, Fabeln und Parabeln für gute Kinder. Mit 21 Zeichnungen. Elegant gebunden. Preis 48 kr. C. M.

Budik, A. P. k. k. Bibliothekar. Ursprung, Ausbildung, Abnahme und Verfall des Turniers. Ein Beytrag zur Geschichte des Ritterwesen im Mittelalter. gr. 8. Wien 1836. 1 fl. C. M.

Fürstedler, die Lehre vom Briefe, oder die Kunst in 24 Lectionen ein fertiger Briefsteller zu werden. gr. 8. Wien 1843. Velinp. brosch. 36 kr. C. M.

Jakobsz, ausführlicher Unterricht in der Perspective (Fernkunde) für Ingenieur, Mahler, Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Tischler, u. s. w. mit 60 vortrefflich gestochenen Kupfertafeln. 8. Wien 1822. Holländerpapier. 4 fl. C. M.

Krickel, Eisenbahn-Ausflüge auf der Kaiser Ferdinands Nordbahn, und zwar auf der Stockerauer-Brünner- und Ollmützer-Bahn, sammt allen nähern und entfernteren Umgebungen historisch beschrieben. 8. Wien 1844. 690 Seiten. Velinpapier. 2 fl. C. M.

Kurz, Fr., Oesterreich unter K. Albrecht II. (vom Jahre 1411 — 1439). 2 Theile. 8. Wien 1835. statt 4 fl. 30 kr. um 2 fl. 24 kr. C. M.

Lavater, J. L., Physiognomik zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Vervollständigte neue Aufl (Im Einverständnisse mit den Verleger). 4 Bde. mit 120 Kupfertafeln, enthält 631 Abbild. gr. 8. Wien 1829. 8 fl. C. M.

In einigen Wochen erscheint:

Karl August Schimmer,

vollständige

Häuser Chronik

der

Stadt Wien,

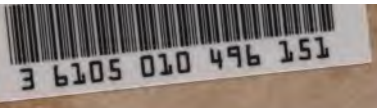
mit einer kurzen, aber quellengetreuen Geschichte der Vorstädte. gr. 8.

Stefan Ladislaus Endlicher,

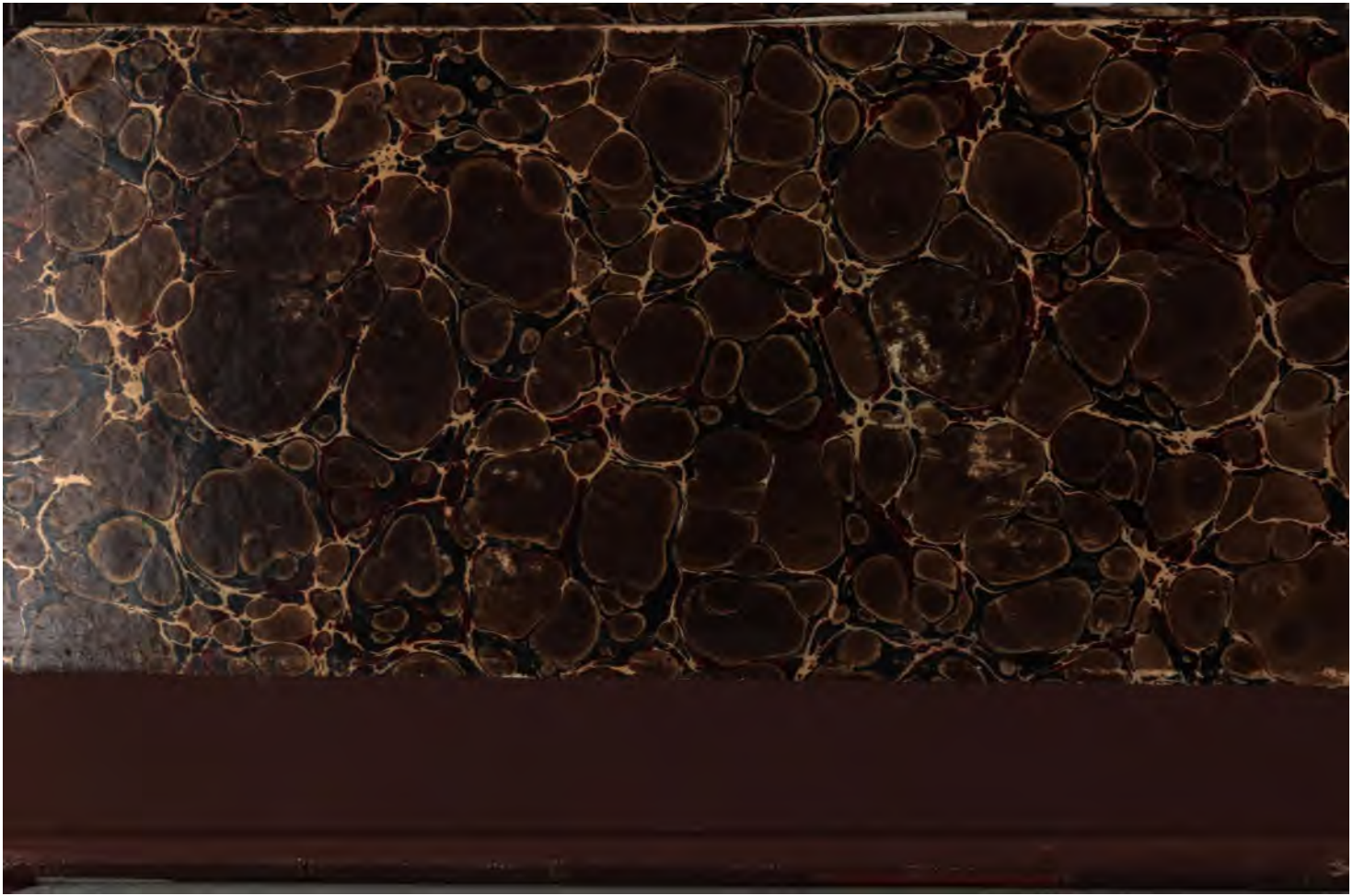
die

Gesetze des heiligen Stefan.

Ein Beitrag zur ungarischen Rechtsgeschichte gr. 8.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE